Hartmann und Weddigen

Westfälischer Sagenschatz.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag
1884.



Nach W. v. Kaulbach. Westfälischer Sagenschatz.

Die Sage.

Jakob Grimm.

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.



The Sage.

Der

Sagenschatz Westfalens.

Von

Otto Weddigen und **Hermann Hartmann.**

„Während die Geschichte durch Thaten des Menschengeistes hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die Sage als ein Schein, der dazwischen glänzt, als ein Duft, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die Geschichte, sondern ist überall neu und frisch; unaufhörlich wiedergeboren wird die Sage. Festen Schrittes am irdischen Boden wandelt die Geschichte; die geflügelte Sage erhebt sich und senkt sich: ihr weilendes Niederlassen ist eine Gunst, die sie nicht allen Völkern gewährt. Wo ferne Ereignisse verloren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen; wo der Mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die Geschichte zur Stütze.“

Jakob Grimm.

Mit einem Titelbilde:
„Die Sage“ nach **Wilhelm v. Kaulbach.**

GEGRÜNDET 1834

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1884.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Der teuren Heimat

und

Dem großen Vaterlande.

Die Verfasser.

Vorwort.

Die Sage ist Poesie des Volkslebens, sie ist eine unverwüstliche, sittliche und sittigende Volkskraft. Geist und Gemüt spiegeln sich lebendig in ihr ab; das innerste Heiligtum der Natur und Geschichte ist in ihr durch das Zauberlicht einer unerklärbaren Ahnung aufgeschlossen, und als die fernste Erinnerung einer längst vergangenen Kindheit ist sie jedem Volke das unvertilgbare Bild seiner geheimsten Gedanken.

Wälder, Haiden, Quellen und Felsen sind von ihren unsichtbaren Geistern bewohnt, Furcht und Freude erregt sie in dem Gemüte des Wanderers und erhebt seinen Geist über die Schranken eines nüchternen und erkünstelten Daseins.

Die Sage ist zweifacher Art; sie ist eine Volkssage oder eine geschichtliche, je nachdem sie das innere Volksleben oder die Geschichte eines Volkes betrifft und daraus hervorgegangen ist*).

Es ist wahr, daß die Sagen Westfalens nicht ganz das Tiefe und Poetische, welches z. B. die Sagen des Rheines auszeichnet, haben. „Keine Lurlei singt auf den Felsen des Ruhr- und Weserthals ihre verlockenden Weisen; keinen Roland hat Westfalen, der düsteren

*) Vom Märchen unterscheidet sich die Sage dadurch, daß jenes mehr poetisch, diese mehr historisch ist; der Sage stehen nahe die „Volkslieder". — Vergl.: Reifferscheid, Westfälische Volkslieder, und zum Verständnis der mitgeteilten, in niederdeutscher Sprache abgefaßten Sagen: Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart. Behufs Kenntnis der Volksdichtung überhaupt siehe: Otto Weddigen, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart.

Blickes im hohen Fensterbogen steht und hinübersieht auf das Eiland seiner Liebe."

Die Sagen Westfalens sind derber und einfacher, aber auch frischer und natürlicher, oft scherzhaft humoristischer Natur und ohne das modern Ausgeschmückte der anderen. Sie sind eine ursprüngliche, unverfälschte, eine nie verwelkende Volkspoesie und ihre Silberglocken durchtönen das ganze westfälische Land. Überall, wo ein abgeschlossenes Waldthal den Wanderer aufnimmt, oder wo er einsam über die braune, baumlose Heide einherschreitet, oder wo raschelnder Ephеu ein morsches Gemäuer umklammert, sind ihre Töne zu vernehmen*).

Durch die Straßen Hamelns zieht Bundting, der seltsame Rattenfänger; in den Chorstühlen Corveys erscheint die totweissagende Lilie; durch die Schlösser des Hauses Lippe, durch das fürstliche Schloß Bentheim und die stolze Grafenburg Herdringen schreitet gespenstisch die weiße Frau; tief in der Babylonie, im Köterberge, in einem verfallenen Gewölbe bei Soest und im Hüggel bei Osnabrück blitzt es von Gold und Edelstein; in der Osternacht steigen aus dem Felsen, worauf Herstelle liegt, die Türme, Warten und zackigen Giebel der Kaiserburg hervor, und auf seinem marmornen Throne sitzt Kaiser Karl der Große mit Krone, Zepter und Schwert. Im Desenberge, im Hermannsberge und im Wedigenstein schlummern die drei verzauberten Volkshelden, Kaiser Karl der Große, der Cheruskerfürst Armin oder Hermann und der Sachsenherzog Wittekind. Die schönsten Sagenbilder hat das Volk

---

*) Von den Stammüberlieferungen der alten Sachsen freilich, ist, wie schon die Brüder Grimm bemerkten, nicht viel übrig; sie sind fast ganz verschwunden. Es kommt dies daher, daß Karl der Große das Christentum mit der Zerstörung aller Altertümer der Vorzeit zu ihnen führte, und daß sein Sohn, Ludwig der Fromme, das Geringhalten heidnischer Sitten und Sagen einschärfte. Vieles wurde auch von den Mönchen im christlichen Sinne umgearbeitet, ihnen so das Duftende, das eigentlich Poetische genommen. — Hätten die deutschen Dichter des Mittelalters die deutschen statt der ausländischen Sagen bearbeitet, so würde noch manches erhalten sein. Die deutsche Sage bleibt auch so ein fort und fort frischquellender Goldborn für Poesie und Kunst. Hätte in der Neuzeit Richard Wagner kein weiteres Verdienst, als den gewaltigen Born der deutschen Sagenwelt neu erschlossen zu haben, so stellte ihn schon dieser Umstand unter die Größten seiner Zeit.

besonders um des letzteren Person geschlungen, und wir treffen sie in Berg und Thal, in Feld und Quelle an*). Von der Kapelle unter der St. Meinolphslinde schallt noch immer das St. Meinolphsglöcklein; zu gewissen Zeiten eilt der König Wittekind mit feurigen Rossen, von Hohensyburg kommend, nach Soest. Durch die Straßen Münsters wandelt nächtlich der Amtmann Timphot mit langer, weißer Perücke, großem dreieckigen Hute und grünseidenem Rocke. In der Dawert treibt der Teufel sein Wesen, hier jagt mit Hallo und Rüdengeheul der Johjäger, hier fährt in einer prächtigen Kutsche mit vier kohlschwarzen Pferden zwischen zwei Kapuzinern der böse Rentmeister Schenkewald, hier spukt Jungfer Eli aus Freckenhorst, der Äbtissin ungetreue Haushälterin. In den tiefen Moorgruben des Osnabrückischen Landes läutet noch immer der Teufel in der Christnacht, mit den gestohlenen ungetauften Glocken, um die Christen zu verhöhnen, und von den versunkenen Klöstern schallen auch heute noch die Glocken aus der Tiefe des Sees herauf. Alljährlich einmal kommen weiße Schwäne aus dem fernsten Norden und ziehen lautlos ihre Kreise über den durchsichtigen, klaren Spiegel.

Man hat hier und da einen Anlauf genommen, die Sagen Westfalens zu sammeln**); man wird sich von der Unzulänglichkeit der bisherigen Versuche leicht überzeugen. Einerseits — obschon solche Sammlungen sich „die Sagen Westfalens" nennen — umfassen sie nur einen geringen Teil des Landes, wie die von Redeker, Seiler, Stahl und die Münsterschen Sagen, andererseits ziehen sie, wie Kuhn, ganz Norddeutschland in ihren Bereich und ermangeln dabei doch in der Hauptsache der Vollständigkeit. So hat z. B. Kuhn die schönsten Sagen des Münsterlandes nicht gebracht, das Paderbornsche u. s. w. geradezu stiefväterlich behandelt, und von Burgen- und Klostersagen finden wir bei ihm keine Spur.

Das vorliegende Werk enthält nur den „Sagenschatz Westfalens";

---

*) Vergleiche: Hartmann und Webdigen, das Buch vom Sachsenherzog Wittekind. Sage und Dichtung. Mit zahlreichen Illustrationen und einem Titelbilde nach Wilhelm von Kaulbach. Minden, Bruns, 1883.

**) Die großen Sammlungen von den Brüdern Grimm, Bechstein u. s. w. bringen aus Westfalen seltsamer Weise nur die denkbar beschränkteste Anzahl von Sagen. Es ist vielfach eine terra incognita für sie, sowie heute noch für so manche Andere!

es erstrebt bei kritischer Sichtung Vollständigkeit, doch mit Ausschluß des Unbedeutenden.

Vor allem mußte sich dem Forscher die Notwendigkeit aufdrängen, daß nach einem bestimmten Plane das Ganze zu rubrizieren sei, während die übrigen Sammlungen alles bunt durcheinander werfen.

Die Sagen sind daher ihrer Natur gemäß eingeteilt in „Volkssagen“ und „geschichtliche Sagen“, von denen die ersteren wieder umfassen:

1. Hünen, Berg- und Erdmännchen, Nixen.
2. Johjäger, Teufel, Drachen, Wehrwölfe, Spukgeister.
3. Hexen und Nachtmahren;

die letzteren:

Städte-, Burgen- und Klostersagen.

Volks- und geschichtliche Sagen sind dann wieder in bestimmte, geographisch geschiedene Kreise zerlegt worden; so erhalten wir den Sagenkreis des Minden-Ravensbergischen, des Lippischen, des Paderbornschen, den Sagenkreis der Grafschaft Mark und des Süderlandes, den Sagenkreis des Münsterlandes und des Osnabrückischen. —

Die Bearbeitung des minden-ravensbergischen, des sich daranschließenden lippischen u. s. w., des märkischen und des süderländischen Sagenkreises fiel dem Erstunterzeichneten zu, die Bearbeitung des osnabrückischen, münsterländischen und paderbornischen Sagenkreises und der Sagen aus den benachbarten alten Grafschaften Hoya, Diepholz, Vechta und Wildeshausen dem letzteren; beide haben ihre heimatlichen Fluren wiederholt durchstreift und aus dem Volksmunde selbst gesammelt. —

Möge das vorliegende Buch auf seiner Wanderung überall freundliche Aufnahme finden; es führt dem Sagenreichtum des deutschen Volkes einen neuen unvergänglichen, auch für weitere Kreise kostbaren Schatz zu.

Weddigen. Hartmann.

Inhalts-Verzeichnis.

Allgemeines.

Sagen aus dem Minden-Ravensbergischen.

I. Volkssagen.

Seite.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

III. Burgensagen.

Seite.

IV. Kapellen-, Kirchen- und Klostersagen.

V. Wittekindssagen.

Sagen aus dem Schaumburgischen, Lippischen, Waldeckschen (Hameln, Hörter).

I. Volkssagen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

III. Burgensagen.

Seite.

IV. Klostersagen.

Sagen aus der Grafschaft Mark und dem Süderland.

I. Volkssagen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

III. Burgensagen.

IV. Kapellen-, Kirchen- und Kloster-Sagen.

Sagen aus dem Münsterschen.

I. Volkssagen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

III. Burgensagen.

IV. Klostersagen.

Sagen aus dem Osnabrückschen.

I. Volkssagen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

III. Burgensagen.

IV. Klostersagen.

Sagen aus den alten Grafschaften Hoya, Diepholz, Vechta und Wildeshausen.

I. Volkssagen.

II. Geschichtliche Sagen. Städte-, Burgen- u. Klostersagen.

Quellen-Verzeichnis.

Bechstein, L., Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853.
Crone, Joseph, Sagen des Hasethales, Osnabrück 1883.
Culemann, Mindische Geschichte, 1747.
Erdmann, Erdwin, Osnabrückische Chronik. Plattdeutsche Übersetzung, Osnabrück 1792.
Fürstenberg, von, Monumenta Paderbornensia, Amstelodami 1672.
Görges, W., Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten. Braunschweig 1843.
Grimm, Deutsche Sagen, Berlin 1865.
Gramont, Ludwig, Ostercappeln und seine romantische Umgebung, Osnabrück 1883.
Hartmann, H., Bilder aus Westfalen, Osnabrück 1871.
Hartmann, H., Wanderungen durch das Wiehengebirge, 1876.
Hartmann und Weddigen, Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind, Minden 1883.
Kuhn, A. und Schwartz, W., Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848.
Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig 1859.
Krüger, J., Westfälische Volkssagen, Siegen und Wiesbaden 1845.
Ledebur, von, Geschichte der vormaligen Burg und Festung Sparenberg, 1842.
Merian, Matth., Topographia der Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg, Frankfurt 1654.
Meyer, Joh., Heimatkunde, Hannover 1881.
Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück.
Möser, J., Patriotische Phantasien, Berlin 1868.
Montanus, Die Vorzeit, Elberfeld 1870.
Münstersche Sagen und Legenden, Münster 1825.

Natorp, Ruhr und Lenne, Iserlohn 1880.
Piderit, Chronik der uralten Grafschaft Lippe, 1627.
Raet von Bögelskamp, Geschichte der Grafschaft Bentheim, 1805.
Redeker, Westfälische Sagen im 4. Hefte der westfälischen Provinzialblätter.
Rolevinck, W., De laude veteris Saxoniae. Übersetzt von Dr. L. Troß, Köln 1865.
Rothert, Hugo, Bilder von der roten Erde, Lippstadt 1876.
Rumpius, Gerh. Arn., Geschichte der uralten Grafschaft Tecklenburg, Bremen 1672.
Schmidt, M. Jul., Chronik der ehemaligen Bischöfe von Minden, 1650.
Schücking, L., Das malerische u. romantische Westfalen, Paderborn 1872.
Seiler, Joh., Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn, Kassel 1848.
Stahl, Westfälische Sagen und Geschichten.
Tibus, Gründungsgeschichte der Stifter u. s. w. im Bereiche des alten Bistums Münster, 1867.
Troß, Westfalia, Hamm 1824, 25 u. 26.
Vormbaum, Fr., Die Grafschaft Ravensberg, 1864.
Weddigen, P. F., Historische Schriften.
Weddigen, Otto, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart.
Weichelt, Herm., Hannoversche Geschichten und Sagen, Celle.
Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens.

Allgemeines.

Ursprung der Sachsen.*)

Man lieset, daß die Sachsen weiland Männer des wunderlichen Alexander's waren, der die Welt in zwölf Jahren bis an ihr Ende erfuhr. Da er nun zu Babilonia umgekommen war, so teilten sich viere in sein Reich, die alle Könige sein wollten. Die Uebrigen fuhren in der Irre umher, bis ihrer ein Teil mit vielen Schiffen wieder zur Elbe kam, da die Thüringer saßen. Da erhub sich der Krieg zwischen den Thüringern und Sachsen. Die Sachsen trugen große Messer, damit schlugen sie die Thüringer aus Untreuen bei einer Sammensprache, die sie zum Frieden gegenseitig gelobet hatten. Von den scharfen Messern wurden sie Sachsen geheißen. Ihr wankeler Mut that den Römern Leids genug; so oft sie Cäsar glaubte überwunden zu haben, standen sie doch wieder gegen ihn auf.

Herkunft der Sachsen.**)

Die alten Sachsen, (welche die Thüringer vertrieben), ehe sie her zu Land kamen, waren sie in Alexander's Heer gewesen, der auch mit ihrer Hülfe die Welt bezwang. Da Alexander gestarb, mochten sie sich nicht unterthun in dem Lande, durch des Landes Haß willen, und schifften auch von dannen mit dreihundert Kielen; die verdarben alle, bis auf 54, und derselben kamen 18 gen Preußen und besaßen das Land, zwölfe besaßen Rugien, und 24 kamen hierher zu Lande. Und da ihr so viel nicht waren, daß sie den Acker möchten bauen, und da sie auch die thüringischen Herrn geschlagen und vertrieben, ließen sie die

*) Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865.
**) Ibid. Bd. II., p. 59.

Bauern sitzen ungeschlagen, und bestätigten ihnen den Acker zu solchem Rechte, als noch die Lassen haben. Und davon kommen die Lassen, und von den Lassen, die sich verwirkten an ihrem Recht, sind kommen die Tagwerker.

Die Gloße führt das noch mehr aus, und sagt: Da man sie aber berennen wollte, waren sie bereit, und segelten hinweg. Daß die Kiele verdarben, kam davon, daß sie zu Wasser nicht schiffen konnten. Und der kamen 18 gen Preußen, da war noch ein Wildnisse. Diese sind da verwandelt in Heiden. Und 12 kamen gen Rugien, und von denen sind kommen die Stormere und Ditmarsen und Holsten und Hadeler. Und 24 kamen her zu Lande, die heißen noch die Steine, denn im Griechischen so heißt Petra ein Stein und Saxum ein Kißlingstein, und daher heißen wir noch Sachsen, denn wir sind geleichet den Kißlingsteinen in unsern Streiten.

Unter den Thüringern sind aber gemeint, nicht die da bürtig sind aus der Landgrafschaft von Thüringen, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, das waren Wenden. Die heißen die Sachsen fortan: Notdöringe, das ist soviel gesprochen, als nöttörichte, oder Thörichte. Denn sie waren streittoll und thöricht.

Die Sachsen und Thüringer.*)

Die Sachsen zogen aus und kamen mit ihren Schiffen an den Ort, der Hadolava heißt, da waren ihnen die Landeseinwohner, die Thüringer, zuwider und stritten heftig. Allein die Sachsen behaupteten den Hafen, und es wurde ein Bund geschlossen, die Sachsen sollten kaufen und verkaufen können, was sie beliebten, aber abstehen von Menschenmord und Länderraub. Dieser Friede wurde nun auch viele Tage gehalten. Als aber den Sachsen Geld fehlte, dachten sie, das Bündnis wäre unnütz. Da geschah, daß einer ihrer Jünglinge aus den Schiffen ans Land trat, mit vielem Gold beladen, mit güldenen Ketten und

*) Ibid. p. 60.

gülbenen Spangen. Ein Thüringer begegnete diesem und sprach: „was trägst du so viel Gold an deinem ausgehungerten Halse?" — „Ich suche Käufer," antwortete der Sachse „und trage dies Gold blos des Hungers halben, den ich leide; wie sollte ich mich an Gold vergnügen?" Der Thüringer fragte: „was es gelten solle?" hierauf sagte der andere: „mir liegt nichts daran, du sollst mir geben, was du selber magst." Lächelnd erwiderte jener: „so will ich dir dafür deinen Rock mit Erde füllen!" denn es lag an dem Ort gerade viel Erde angehäuft. Der Sachse hielt also seinen Rock auf, empfing die Erde und gab das Gold hin; sie gingen von einander, ihres Handels beide froh. Die Thüringer lobten den ihrigen, daß er um so schlechten Preis so vieles Gold erlangt, der Sachse aber kam mit der Erde zu den Schiffen, und rief, da ihn etliche thöricht schalten, die Sachsen ihm zu folgen auf; bald würden sie seine Thorheit gut heißen. Wie sie ihm nun nachfolgten, nahm er Erde, streute sie fein dünne auf die Felder aus, und bedeckte einen großen Raum. Die Thüringer aber, welche das sahen, schickten Gesandte und klagten über Friedensbruch. Die Sachsen ließen sagen: „Den Bund haben wir jederzeit und heilig gehalten, das Land, das wir mit unserm Gold erworben, wollen wir ruhig behalten, oder es mit den Waffen verteidigen." Hierauf verwünschten die Einwohner das Gold und Den sie kürzlich gepriesen hatten, hielten sie für ihres Unheiles Ursächer. Die Thüringer rannten nun zornig auf die Sachsen ein, die Sachsen aber behaupteten durch das Recht des Krieges das umliegende Land. Nachdem von beiden Teilen lange und heftig gestritten war, und die Thüringer unterlagen, so kamen sie überein: an einem bestimmten Ort, jedoch ohne Waffen, des neuens Friedens wegen zusammen zu gehen. Bei den Sachsen nun war es hergebrachte Sitte, große Messer zu tragen, wie die Angeln noch thun, und diese nahmen sie unter ihren Kleidern auch mit in die Versammlung. Als die Sachsen ihre Feinde so wehrlos, und ihre Fürsten alle gegenwärtig sahen, achteten sie die Gelegenheit für gut, um sich des ganzen Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer unversehens mit ihren Messern und erlegten sie alle, daß auch nicht einer überblieb. Dadurch erlangten die Sachsen großen

Ruf, und die benachbarten Völker huben sie zu fürchten an. Und verschiedene leiten den Namen von der That ab, weil solche Messer in ihrer Sprache Sachse hießen.

Der erste Westfälinger.

Legende.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit St. Peter auch nach Westfalen. Das Land war damals noch fast wüst, bedeckt mit stolzen Eichenwäldern, und diese bewohnt von Schweinen. Aber auch in diesem Urzustande bot es dem Auge manche anmutige Gegend, deren Reize sich entfalten mußten, wenn die ordnende Hand des Menschen das Chaos lichtete. Der Betrachtung St. Peter's entging dieses nicht, weshalb er den Herrn bat, das Land auch mit Menschen zu bevölkern. Er meinte, diese würden hier kräftig gedeihen, weil die sich selbst erhaltende Schweinezucht ihnen nicht nur zureichende, sondern in den, schon den alten Römern als Leckerbissen bekannten westfälischen Schinken, sogar eine sehr schmackhafte Nahrung liefern würde. Christus war nicht gleich geneigt, dem Wunsche des Jüngers zu entsprechen, indem er bemerkte, so ungeschlacht wie das Land würden auch die Menschen sein, die es nähre. Als aber der Jünger nicht nachließ mit Bitten, erwiderte der Herr: „Nun, ich will deinen Wunsch gewähren, aber du wirst es sehen!"

Dieses gesagt, trat der Herr einen grade vor ihm liegenden Schweinekot mit dem Schöpfungsworte aus dem Wege: „Werde ein Mensch!" Und siehe, es geschah, wie er gesagt hatte. Der schmutzige Kot belebte sich plötzlich zu einer Menschengestalt. Als trotziger, starker Mann hob er sich von der Erde und fuhr den lieben Herrn mit den ungeschlachten Worten an: „Wat stött he mi!"

St. Peter sah nun wohl, daß der Meister auch dieses Mal Recht gehabt hatte, und es dauerte noch viele Jahrhunderte, ehe die Nachkommen jenes ersten Westfälingers sich zu der sanften Lehre ihres Schöpfers herbeiließen. Aber auch dann noch blieb

ihnen die alte Vorliebe für Schweine und Schinken, wie klärlich daran zu sehen, daß der alte westfälische Meister, der das schöne Glasgemälde in der Wiesenkirche zu Soest, das letzte Abendmahl vorstellend, machte, statt des Osterlammes einen Schinken auf die Tafel gestellt hat.

Die Westfalen.

Als Satan einmal vor den Herrn trat, fragte ihn der Herr, woher er käme. Satan antwortete, er habe sich auf der Erde umhergetrieben. Sprach wiederum der Herr: „Hast du auch das Westfalenvolk gesehen, das harte, unbekehrbare und allen Gläubigen so lästige?“ Und Satan: „Ei, ja wohl hab' ich es gesehen; wenn du es aber mir gäbest, dann sollte es dir nicht mehr zu Last fallen!“ „Nun, ich geb' es dir, doch unter der Bedingung, daß du es aus der Welt hinausschaffest.“ Da ging Satan vergnügt und froh hinweg und richtete einen großen Sack her, in den er alle Westfalen steckte und dann in die Luft flog, um dieselben aus der Welt fortzuschaffen. Als aber diesen die Sache verdächtig vorkam, begannen sie zu knurren und bereiteten ihrem Träger so viel Last, daß er vor Müdigkeit auf einem Berge den Sack niedersetzen mußte. Kaum fühlten dieselben sich wieder auf festem Boden, als sie alsbald den Sack zerrissen und davon flohen, daß keiner seines Nächsten mehr gedachte, und so ist es gekommen, daß sie in alle Welt zerstreut wurden. Als aber Satan wieder zum Herrn kam, machte dieser ihm Vorwürfe und sprach: „Nun, was hast du thun wollen? Ich hatte dir die Westfalen gegeben, damit du sie aus der Welt fortschaffen solltest, und du hast sie im Gegenteil über die ganze Welt zerstreut!“ Jener aber: „Halt es mir zugute, Herr! du kennst ja das Volk, wie hartnäckig es ist; weder auf mich, noch auf dich wollen sie hören. Siehe, ich geb' sie zurück in deine Hände; mache mit ihnen, was dir gut dünkt!“

Lohn echter und falscher Wohlthätigkeit.

Legende.

Zu einer zwar armen, aber sehr mitleidigen westfälischen Frau kam eines Abends ein altes Männchen und bat um Obdach. Die Frau gewährte es ihm nicht nur, sondern gab ihm, als der Alte am andern Morgen abreisen wollte, und sie bemerkte, daß er sehr schlechte Wäsche hatte, auch noch Leinwand zu einem neuen Hemde und brachte ihn auf den Weg. Das Männchen dankte sehr und wünschte ihr beim Abschiede, daß sie an dem Tagewerke, was sie zuerst beginnen werde, den ganzen Tag zu ihrem Segen beschäftigt sein möge. Die Frau begriff den Sinn dieses Segenswunsches zwar nicht recht; als sie aber zu Hause kam und eben nachmessen wollte, wieviel ihre dünne Leinwandrolle wohl noch hatte, wurde er ihr sehr bald klar. Denn so lange sie auch am Messen blieb, kam sie doch damit nicht zu Ende. Als sie schon die ganze Stube vollgemessen hatte, kam ihre Nachbarin, eine geizige Frau, dazu und als diese hörte, woher der Segen komme, dachte sie, da sei gut wohlthun. Wenn das Männchen bei ihr einkehre, dann wolle sie dem auch gerne Obdach und ein Hemde geben.

Und siehe, das Männchen stellte sich einige Zeit nachher wirklich bei ihr ein, und es ging alles bis zum Abschiede wie bei der Nachbarin. Als aber nun die Frau nach Hause kam und sich schon auf das Messen der Leinewand freute, bedachte sie klüglich, daß jede Unterbrechung in diesem Geschäfte von großem Nachteil sein würde und begab sich daher, um solcher vorzubeugen, eilig erst auf den dritten Ort. Aber das war ihr Unglück. Mit dem Geschäfte, womit sie ihr Tagewerk begonnen, konnte sie nun so wenig fertig werden, als die Nachbarin mit dem Leinewandmessen. Sie mußte den ganzen Tag sitzen bleiben, wo sie saß.

Sagen

aus dem

Minden-Ravensbergischen.

I. Volkssagen.

1. Riesen.

Der Riese Hackeran.

Einstmals wollte der feindliche Riese Hackeran die Bewohner des Weserthals ersäufen und verstopfte zu dem Ende die Wallücke, durch welche die Weser damals ging, mit Steinblöcken. Die geängstigten Thalbewohner bekamen aber zur rechten Zeit Luft, als die Weser einen anderen Weg bei der Porta fand, durch welche nun der drohend angeschwollene Binnensee abfloß.

Warum auf der kahlen Egge*) nichts wachsen will.

In alter, alter Zeit, als auf der Dempfanne**) noch der Götzentempel stand, als das Enkefeld noch kein Feld war und ein Baum neben dem andern stand, größer und dicker als die dicken Buchen im Halleschen Felde, da wohnten auf dem Sparenberge bei Bielefeld und auf Ravenschen Brinke zwei ungemein große Riesen, die, wenn sie zornig wurden, die stärksten Eichen ausrissen und damit auf einander losschlugen. Im übrigen mußten sie sich so gut mit einander vertragen, wie es gehen wollte, denn sie hatten zusammen nur einen Backtrog auf dem Ravenschen Brinke, worin sie gemeinschaftlich backten. Einmal hatte der Riese auf dem Sparenberge einen ganzen Ochsen mit Haut und Haaren aufgegessen. Er war dabei müde geworden

*) Egge, altſ. ekka, der äußere oder innere Winkel, die zwei Linien oder Flächen bilden, Ecke, Kante, Winkel; Schneide einer Waffe.

**) Eine Stelle bei Borgholzhausen, in welcher man das templum Tanfanae, dessen Tacitus in seinen Annalen I, 61 erwähnt, vermutet.

und legte sich auf dem Rasen in der Sonne zum Schlafen nieder. Da ereignete es sich, daß ein Hahn, welcher von einem Fuchse verfolgt wurde, ihm ins Nasenloch flog, das er für einen Schornstein halten mochte. Davon mußte der Riese so fürchterlich niesen, daß der ganze Berg bebte, und alle Hasen aus dem Kohl auf drei Stunden Entfernung flüchteten. Der im Schlafe gestörte Riese rieb sich die Nase und schnob den Hahn wieder heraus, indem er auf die unverschämte Fliege schalt, nieste noch einmal, rieb den Aermel unter der Nase her und horchte nach dem Ravenschen Brinke hin, denn es kam ihm vor, als wenn sein Freund den Backtrog auskratzte. „Warte Du,“ sagte er, „das will ich Dir versalzen!“ und mit drei, vier Sprüngen war er auf dem Ravenschen Brinke. Da sah er nun gleich, daß er sich geirrt hatte. Sein Freund lag am Brinke und hielt seinen Nachmittagsschlaf und kratzte sich im Schlafe den Bart. Ein Zaunigel war ihm durch den Bart gelaufen und darin herumgekrabbelt wie in einer Dornenhecke. Da mußte sich der Riese natürlich kratzen. Aber sein Freund war verdrießlich darüber, daß er sich hatte anführen lassen, nahm den Backtrog auf den Kopf und ging damit von dannen. Als er oben auf die Egge kam, wurde ihm sein hölzerner Hut etwas unbequem und er stülpte ihn von oben auf den Berg. Davon sind nun alle Buchen verdorrt, und seit der Zeit will auf der Egge nichts wachsen, und sie ist und bleibt die kahle Egge.

---

2. Zwerge, Dutten, Unterirdische, Wichtel.

Die Dutten*) im Mindenerwalde.

Im Mindenerwalde wohnte ein kleines Volk, die Dutten. In der Zeit, als die christliche Religion schon in und um Minden viele Anhänger gewonnen, war genanntes Völkchen den alten Göttern noch treu ergeben, welches es jedoch aus Furcht vor den

*) Dutte, plattd.: Pflock, kurzer Stock, hier Bezeichnung für kurze, kleine Leute.

mächtigen, anders denkenden Nachbaren geheim hielt. Vorzüglich geschah dieses mit den Wanderungen zum Wallfahrtsteiche zwischen Minden und Todtenhausen, einem heiligen Orte, wo sie öfters ihren Göttern opferten und im geweihten Wasser sich badeten. Da sie aber nur in finsteren Nächten hinzupilgern wagten, so leiteten sie, um dem öfteren Verirren in dem finsteren Walde vorzubeugen, einen Faden von ihrem Wohnorte zu dem heiligen Teiche. Ein mutwilliger Nachbar entdeckte diesen und leitete ihn in einen Sumpf. Darin sind denn alle Dutten elendiglich umgekommen. Seit der Zeit gebraucht man die Bezeichnung Dutten für einen dummen Menschen.

Unterirdische im Pferdestalle.

Bei dem Meier in der Nähe von Bergkirchen war eine Zeitlang viel Unglück in der Wirtschaft, und besonders fielen ihm viele Pferde, und kein Mensch wußte, wie das zuging. Da stand einmal seine Frau am Herde und backte einen Pfannenkuchen, als ein kleines Männchen hinzutrat und ihr sagte, all' das Unglück komme daher, daß der Pferdestall grade über der Wohnung der Unterirdischen sei; wenn sie den verlegten, würde alles wieder gut gehen. Da hat der Meier die Pferde schnell wo anders untergebracht, und zum Dank haben ihn die Unterirdischen zum Gevatter geladen. Als er nun zu ihnen hinuntergekommen, haben sie ihm die Stelle gezeigt, wo die Jauche aus dem Stalle ihnen immer auf den Tisch geträufelt, und ihm gedankt, daß er es nun geändert; haben ihm auch beim Abschied ein paar Hände voll Kehricht gegeben, die sind, als er damit oben gekommen, reines Gold gewesen.

Die Unterirdischen auf dem großen Hope.

Auf dem großen Hope, einem Hofe zwischen Bergkirchen und Volmerdingsen, starb dem Meier einstmals ein Pferd nach dem andern, und er wußte gar nicht, wie das zuging. Da geschah es eines Abends spät, als er im Dunkeln auf der großen Hausflur war, daß er ein leises Geflüster hörte. Er sah sich um und erblickte einen Lichtschein, welcher unter einer an die Wand gelehnten Wanne herschimmerte. Er hob diese auf,

und siehe, es saßen vier Unterirdische darunter, welche von dem an demselben Abende gesäuerten Teig kneteten und recht flink und fleißig dabei waren. Und eben sagte einer zum andern: „Knete zu, knete zu!“ Erst erschraken sie, als sie sich entdeckt sahen; dann aber sprachen sie zu dem Meier: „Da du uns nun einmal gesehen hast, so wollen wir dir auch sagen, warum die Pferde sterben. Unsere Wohnung ist grade unter dem Stalle; wir können die Tiere nicht leiden. Gieb ihnen eine andere Stelle, und sie werden am Leben bleiben.“ Mit diesen Worten waren sie verschwunden, und der Teig war auch weg. Der Meier that, wie ihm die Wichtel*) gesagt hatten, und stallte die Pferde um. Von der Zeit an verlor er keins wieder. Für den Teig haben ihm die Zwerge nachher ein Geschenk hingelegt.

Der Durant.

Die Unterirdischen entwenden gern Müttern die kleinen Kinder. Sie thun dies, um ihr Geschlecht zu verbessern. Denn wenn sie nicht von Zeit zu Zeit Menschenkinder unter sich aufnähmen, so würden sie endlich gar zu klein werden und ganz zusammenschwinden. An die Stelle der Säuglinge legen sie dann Wechselbälge hin, welche nicht wachsen und gedeihen wollen. Es giebt ein Kraut, welches sie abhält, daß ist der Durant. Bindet man dies an das Kind, so ist es sicher. Eine Wöchnerin in Hartum bei Minden, die dies auch gethan hatte, lag einstmals des Nachts in ihrem Bette und konnte nicht schlafen. Da kamen ganz leise zwei Wichtel herein geschlichen und nahten sich der Wiege. Plötzlich hatte der eine von ihnen den Durant bemerkt, blieb stehen und sagte zu seinem Gefährten:

Stoß mir nicht an den Durant,
Sonst kommen wir nimmer in unser Vaterland.

Und damit setzten sie beide ihre Nebelkappen auf und waren verschwunden.

Zirkzirk.

Einer Frau hat einmal das Spinnen nicht recht von der Hand gewollt, und ihr Mann hat oft gescholten, daß sie nichts

*) Wicht, plattd.: kleines Kind, kleines Ding, Geschöpf (Bösewicht).

vor sich bringe, und wie sie einmal darüber ganz traurig ist und so in ihren Gedanken dahin geht, steht plötzlich ein Zwerg vor ihr, der sie fragt, was ihr fehle, und ob er ihr nicht helfen könne. Da erzählt sie ihm alles, und der Zwerg sagt, er wolle ihr schon helfen, wenn sie ihm nur das geben wolle, was sie unter der Schürze habe; könne sie aber raten, wie er heiße, so brauche sie ihm gar nichts zu geben. Die Frau bedachte sich auch nicht lange und sagte „Ja!", denn sie glaubte nichts darunter zu haben. Von der Zeit an hat sie immer Garn genug gehabt, und alle Sonnabende, wenn ihr Mann kam und nachsah, war das Stück voll. Da ist sie vergnügt und zufrieden gewesen, aber es hat nicht lange gedauert, da hat sich das geändert, denn sie sollte in die Wochen kommen und wußte nun wohl, was der Zwerg gemeint habe. Voll Betrübnis hat sie alles ihrem Manne erzählt, und wie der eines Tags über einen Berg geht, hört er ein schnurrendes Rad im Berge drehen und einen Zwerg dazu singen:

„Dat is gaut, dat dat de gnädige Fru nich weit, dat ick Zirkzirk heit."

Da ist er vergnügt nach Hause gegangen, hat alles seiner Frau erzählt, und als die Frau in die Wochen gekommen ist, und der Zwerg sich einfand, um das Versprochene zu holen, hat sie ihm sogleich gesagt, wie er heiße, und seit der Zeit ist er nicht wieder gekommen.

---

3. Der wilde Jäger.

Hackelblock*).

Zwei junge Burschen gingen eines Abends von Bergkirchen durch den Wald nach einem beachbarten Dorfe, um ihre Bräute zu besuchen. Da hörten sie über sich in der Luft wildes Hundegebell und eine Stimme dazwischen, die rief immer: „Ho — to, ho — to!" Das war Hackelblock, der wilde Jäger, mit seiner Jagd. Einer der Burschen aber sprach ihm nach und rief auch: „Ho — to, ho — to!" Da kam Hackelblock mit seinen Hunden heruntergefahren und hetzte die ganze Meute über den

*) Wohl eine Verdrehung des gebräuchlichen Namens Hackelberg.

Verwegenen her. Und von dem Unglücklichen ist nachher auch nicht einmal eine Spur mehr gefunden.

Hackelberg's Hund.

Hackelberg, der wilde Jäger, welcher jährlich in den heiligen zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönig seinen wilden Umzug hält, hat auf demselben einstmals in Isenstädt in Fehrmann's Scheune einen seiner Hunde zurückgelassen. Jeder Versuch und alle Gewalt, ihn fortzubringen, ist ganz vergebens gewesen. Als aber das folgende Jahr der Hackelberg mit seiner wilden Hetze wieder darüber hinfährt, da ist der Hund plötzlich aufgesprungen und bellend und kläffend nachgerannt und nicht mehr gesehen.

---

4. Teufel, Spukgeister, Hexen.

Teufel baut eine Scheune.

Ein Bauer in der Gegend von Minden hat einmal einen Pakt mit dem Teufel gemacht, er solle ihm eine Scheune bauen; aber sie müsse, ehe der Hahn am andern Morgen krähe, fertig sein. Das ist der Teufel eingegangen, hat wacker gebaut und Steine und Balken mit einer Hast angefahren, daß, als der Bauer um Mitternacht von dem gewaltigen Lärmen erwachte, die Scheune zu seiner Verwunderung schon fast fertig war. Da ist ihm ein Grauen angekommen, er hat seine Frau geweckt, ihr alles erzählt und sie angetrieben, nun Rat zu schaffen. Da hat sie sich ein wenig besonnen, ist dann schnell in den Hühnerstall gegangen und hat dort einen so großen Lärm gemacht, daß die Hühner und der Hahn durcheinander geflogen sind, und dieser angefangen hat zu krähen. In dem Augenblick war der Teufel mit einem ungeheuern Quaderstein gerade über der Mindener Brücke und als er den Hahnenkrat hörte, warf er den Stein wütend hinab, der fiel auf das Gebälk und zerschmetterte einen Teil desselben, und so oft man es auch hat wiederherstellen wollen, es ist nicht gelungen, und man sieht das Loch noch heutigen Tags.*)

*) Neuerdings freilich ist die alte Brücke durch eine neue ersetzt worden.

Der Schmied von Bielefeld.

In Bielefeld lebte vor langen Jahren ein Schmied, der seine Kunst wie kein anderer verstand, nichts destoweniger wollte sich der Mann nicht mit dem begnügen, was er leistete, sondern ersann immer neues und suchte zuletzt durch ein Bündnis mit dem Teufel sich vollends in den Besitz aller geheimen Künste zu setzen. Jetzt kam er erst recht in Ruf und zwar in der Weise, daß der heilige Petrus, als er einmal aus dem Himmel in das Land hinunter mußte und als er fand, daß seinem Rosse die Hufeisen klapperten, die Gelegenheit benutzte, die Bekanntschaft des kunstreichen Schmiedes zu machen. Als das Roß des Heiligen neu beschlagen war, und derselbe nach dem Lohn fragte, meinte der Schmied: Geld habe er nicht gerade nötig, aber er besitze einen Beutel, aus welchem ihm sein Geld stets fortkäme. Der Heilige — der Schmied hatte seine Wunderkraft schon aus der kurzen Unterhaltung bemerkt — möge ihm seinen Säckel segnen, damit nichts ohne seinen Willen entwischen könne. Da der Heilige willfährig war und, wie alle seinesgleichen, lieber den Segen als Geld hergab, holte der Schmied wirklich einen großmächtigen Säckel hervor, welcher dann die Segnung bald weg hatte. Ich weiß nicht, wie lange es nun her war, daß der Schmied sich des Lebens freute. Das währte, bis eines frühen Morgens der Vertrag abgelaufen war, der Teufel ankam, um den ihm verfallenen Schmied zu holen. Dieser sagte, daß er nicht notwendig habe, die Thüre zu öffnen, er möge nur durch das Schlüsselloch einfahren. Als nun der Teufel durch das Schlüsselloch huschte, fand er sich bald in dem geweihten Sacke gefangen, konnte, wie sehr er sich abmühte, sich ausdemselben nicht loswinden, konnte auch den geweihten Sack nicht sprengen. Das Schmiedelein faßte aber lustig den Sack mit scharfer Zange an und bearbeitete ihn auf dem Ambos dermaßen mit seinem Hammer, daß der Teufel hell aufschrie und alles, was er zu leisten fähig war, versprach, damit der Schmied ihm Ruhe gönne und ihn aus dem Sacke ausfahren lasse. Der Schmied aber wollte nur seinen Vertrag aufgelöst haben und bestand so lange darauf, bis der Teufel ihm denselben aus dem Sacke reichte. Er hatte ihn eben zum Vorweisen mitgebracht. Jetzt hielt der Bielefelder seinen Sack wieder an das Schlüsselloch und ließ den

Teufel hinausfahren. Er fand sich aber dermaßen zugerichtet, daß er nie mehr daran dachte, die Schmiede zu besuchen. Auch mochte er dem Schmiede, als derselbe endlich vor alters gestorben, kein Plätzchen in seiner Hölle aus lauter Furcht einräumen, so daß es für denselben kein ander Unterkommen als eben im Himmel gab.

Die Weserfurche.

In alten Zeiten ist die Weser dicht bei dem Städtchen Hessen-Oldendorf vorübergeflossen und hat dort einen großen Teich gebildet; da ist aber ein Mann gewesen, der hat, man weiß nicht mehr weshalb, dies nicht haben mögen und hat in einer Nacht eine tiefe Furche nach Fuhlen hinübergepflügt und so das Wasser abgeleitet; darum heißen die Marken der Dörfer Fuhlen, Heßlingen und Fischbeck noch bis auf den heutigen Tag „up dem Dîke". Jener Mann aber muß zur Strafe umgehen, und schon mancher hat ihn nachts an der Weser auf- und niederscharwerken hören.

Der Farrensamen*).

Der Farrensamen hat die wunderbare Eigenschaft, daß er unsichtbar macht. Er ist aber schwer zu finden, denn er reift nur in der Mittesommersnacht von zwölf bis eins. Und dann fällt er gleich ab und ist verschwunden. Einem Manne in Bergkirchen ging es einmal wunderlich damit. Er suchte grade in der Nacht sein verlorenes Füllen und kam da durch eine Wiese, in welcher grade Farrensamen reifte, und so fiel ihm dieser in die Schuhe. Des Morgens kehrte er wieder nach Hause, trat in die Stube und setzte sich. Es kam ihm seltsam vor, daß Frau und Hausgenossen ihn gar nicht beachteten. Da sprach er: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden!" Alle, die in der Stube waren, erschraken sichtlich. Sie hörten die Stimme des Mannes und sahen doch niemanden. Da rief ihn die Frau bei Namen und meinte, er müße sich wohl versteckt haben. Er aber stand auf, stellte sich mitten in die Stube und sagte: „Was rufest du?

*) Der Farrensamen spielt in den Hexensagen eine bedeutende Rolle.

Ich stehe ja hier nahe vor dir." Da wurde der Schreck noch größer, denn man hatte aufstehen und gehen gehört und sah doch nichts. Der Mann aber merkte nun, daß er unsichtbar sei. Und zugleich fiel ihm ein, er möchte wohl Farrensamen in den Schuhen haben, denn es drückte ihn, als wenn Sand darin wäre. Er zog sie also ab und stäubte sie aus. Und wie er das that, stand er sichtbar da vor aller Augen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Stadt Minden.

Das Wort Minden soll aus der Zusammenziehung der beiden niederdeutschen Worte „Min — Din“ entstanden sein, welche der Sage nach Wittekind als ein Zeichen besonderer Freundschaft bei Uebergabe seiner Burg an Karl den Großen gebraucht hat. Nach anderen ist das Wort abgeleitet von „Mund“ als Mündung der Weser in die norddeutsche Tiefebene, oder von den Städten Minda in Karien oder Mindona im Bistum Compostella in Spanien, mit welchem letzteren das Bistum Minden ein Vertrag verband, daß sowohl in Minden als in Mindona die Exequien für gestorbene Domcapitulare abgehalten werden mußten.

Die Haupterklärung ist, daß Minden seinen Namen von „Minnen“ erhalten habe und zwar wegen seiner herrlichen „minniglichen“, von einer prachtvollen Natur umgebenen Lage.

Die ältesten historischen Erinnerungen der Stadt Minden knüpft die Sage an den Sachsenherzog Wittekind, der hier, im Engernlande, seine hauptsächlichsten Besitzungen, auf den Bergeshöhen, welche von der Weserscharte aus gegen Nordwesten sich erstrecken, dem Wiehengebirge, seine Burgen hatte, bleibt auch sein eigentlicher Wohnsitz ungewiß. Da, wo der Dom in Minden steht, hat er ein festes Schloß gehabt, von dem noch ein starker Turm bis zum Jahre 1613 erhalten worden, wo ihn der Dompropst hat wegräumen lassen; da seien in seinen unterirdischen Verließen steinerne Särge, Gerippe und irdene Gefäße gefunden worden. Daß aber Wittekind seinen Hof hergegeben habe zur Erbauung des Christentempels, sei also gekommen: Der gewaltige

Sachsenführer hatte einst in das Gewand eines Bettlers sich geworfen und so einen Weg in das Lager Karl's, des verderblichen Feindes seines Volkes, gefunden. Hier feierte man das Fest der Auferstehung, und Wittekind sah, wie dem Frankenkönige und den Seinen das Brod des Abendmahls gereicht wurde. Bei diesem Anblicke wurden seine Augen aufgethan, und er sah in jeder dargereichten Hostie ein wunderschönes Knäblein, bald freundlich, bald traurig, je nachdem der Sinn des Menschen war, der die Hostie empfing. Da warf der heidnische Held zerknirscht seine Verhüllung ab und trat vor seinen Feind hin, um ihm die Friedensrechte zu bieten und ihn um Priester zu bitten, die solche Wunder wirken könnten. Karl versprach sie ihm und einen Bischof obendrein: eine weiße Gans bezeichnete den Ort, wo die Kathedrale des Bischofs zu erbauen sei. —

Auf dem Martiniturm in Minden wird jeden Abend zehn Uhr mit der Glocke geläutet, welches der Stadt gleichsam ein Zeichen zum Schlafengehen ist. Man sagt dann: „Der Martinshahn krähet, es ist Zeit zu Bette." Eine Sage erzählt, daß zwei alte Mindener Jungfrauen, die sich eines Abends einmal verirrt, aber durch einen entfernten Glockenton wieder zurecht gefunden, zum Dank für ihre Rettung und zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle ein Kapital ausgesetzt hätten, daß an jedem Abend um 7 Uhr das Geläute stattfindet.

Bischof Volmarus (Folcmar) und der heilige Gorgonius.

Der neunzehnte Bischof von Minden, mit Namen Volmarus, war ein gottloser Mensch und unwürdig des heiligen bischöflichen Amtes. Deshalb beschloß der Schutzheilige der Kirche zu Minden, der h. Gorgonius, den bischöflichen Stuhl des h. Hercumbertus von diesem unwürdigen Nachfolger zu befreien. In der Nacht Johannis babtistae anno 1094 wurde der Bischof Volmarus ermordet gefunden. In derselben Nacht aber erschien der h. Gorgonius dem Domküster mit einem blutigen Schwerte und deutete ihm an, solches den Canonici zu offenbaren. Zur Beglaubigung dessen, was geschehen, reinigte der Heilige sein Schwert in dem Altarlaken, welches man dann lange Jahre aufbewahrte. Man meldet ferner, daß, als die Leiche auf einen

mit Pferden bespannten Wagen nach Minden gefahren werden sollte, diese nicht gehen wollten, und als man darauf Ochsen vorgespannt hatte, diese ebenfalls nicht von der Stelle zu bringen gewesen. Man habe sich daher genötigt gesehen, die Leiche am sogenannten Schwibbogen zu begraben.

Bischof Theodoricus (Dietrich), als kaiserlicher Hausverwalter.

Der einundvierzigste Bischof von Minden, Theodoricus III., war aus Stendal gebürtig und geringen Herkommens. Er hatte als Mönch des Cistercienser-Klosters Sehnin sich durch seine Gelehrsamkeit bei Kaiser Karl IV. beliebt gemacht, so daß dieser ihn in seine Dienste zog. Als Verwalter eines kaiserlichen Schlosses wird er einstmals vom Kaiser und von dessem ganzen Hofstaate überrumpelt, wußte sich aber, indem er sämtlichen Schweinen, von welchen er eine große Menge hatte, die Ohren und Schwänze abschneiden und auf verschiedene Weise zubereiten ließ, zu helfen und konnte seinem Herrn und dessen Begleitung ein gutes Mahl, ohne große Kosten angewandt zu haben, vorsetzen. Als der Kaiser zufällig durch das Fenster der verstümmelten Schweine ansichtig wurde und den Grund erfahren hatte, zeigte er sich über allemaßen belustigt, wandte sich an seinen klugen und beherzten Verwalter und sagte: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viele setzen!" worauf er erst kaiserlicher Kammerrat, dann Bischof zu Ebron, nachher Bischof zu Schleswig, darauf Bischof zu Minden und zuletzt Erzbischof von Magdeburg geworden ist.

Zwei deutsche Kaiser in Minden.

Zu Zeiten des Bischofs Sigebertus (Siegbert) kam Kaiser Konrad II. mit seiner Gemahlin und ganzem Hofstaat nach Minden und residierte daselbst zwei Jahre, wovon die Ritterstraße den Namen behalten, und die Gegend, wo der Kaiser sich aufgehalten, noch heutigen Tages „Curia" genannt wird. Auch soll der Königsborn vor dem Marienthore von ihm seinen Namen bekommen haben. Kaiser Konrad hielt in Minden einen Reichstag Anno 1026, auf welchem sein Sohn Heinrich III. zum römischen König gewählt wurde. Ein Edelmann, Adolf von

Santesleve, welcher dem Bischof Siegbert verschiedene Dienste geleistet hatte und von ihm zum Kämmerer des Stiftes Minden bestellt, auch mit einigen Gütern, besonders mit einem Berge, der Nesselberg benannt, belehnt worden war, wurde auf Empfehlung des Bischofs auf diesem Reichstage vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Von diesem stammen die Herzöge von Schleswig-Holstein und Könige von Dänemark ab. Die Grafen von Schaumburg, wie auch die letztgenannten, haben von diesem Berge das Nesselblatt in ihr Wappen aufgenommen. Der Namen der von ihm auf dem Nesselberge erbauten Burg Schauenburg oder Schaumburg soll dadurch entstanden sein, daß der Graf, als er auf der Jagd diese zu einem Burgplatze außerordentlich taugliche Höhe erblickt, ausgerufen habe: „Schau, eine Burg könnte hier und nirgends besser stehen!"

Der andere Kaiser, welcher nach Minden kam, war Karl IV. Er langte am 16. November 1377 mit seiner Gemahlin in Minden an und verweilte daselbst drei Tage. Bischof Wedekind ging ihm mit dem ganzen Domkapitel und der ganzen Klerisei in einer feierlichen Prozession entgegen und mitten auf der Weserbrücke, wo der Kaiser mit seinem Gefolge hielt, übergab er ihm die vom Bürgermeister der Stadt entgegen genommenen Schlüssel. Nachdem der Kaiser diese zurückgegeben, überlieferte er sie wiederum dem Bürgermeister. Diesen Beweis der bischöflichen Oberhoheit über die Stadt ließ der Bischof gleich darauf notariell beglaubigen. Kaiser Karl wohnte im Bruderkloster, ließ den daselbst begrabenen, vor einigen Jahren gestorbenen gelehrten Henricus de Hervordia wieder ausgraben und ihm eine ehrenvollere Grabstelle anweisen. Nachdem er dem Bischofe und Stifte zu Minden neue Gerechtigkeiten zu den bestätigten alten verliehen, reiste er, vom Bischofe begleitet, nach Herford und Enger, um im letzten Orte Wittekind's Grabmal zu besuchen, welches er restaurieren ließ.

Bischof Franz und die Ratsherren der Stadt Minden.

Der Bischof Franz I., Herzog von Braunschweig-Lüneburg, war, weil er die von Salder und andere Feinde des Stiftes Hildesheim im Stifte Minden geduldet hatte, in die Hildesheimische Stiftsfehde mitverwickelt. In der Schlacht auf der Soltauer

Heide mit zugegen, wurde ihm sein Helm derart zugerichtet, daß ihm solcher nicht vom Kopfe hat genommen werden können. Er wurde seines Stiftes entsetzt, und dieses von den Feinden in den Grund verderbt, so daß, als der wiedereingesetzte Bischof auf sein Schloß Petershagen angekommen, er dort, um seinen Hunger zu stillen, nichts anderes vorgefunden haben soll, als einen Hering und einige Micken.

Uebrigens war der Bischof Franz ein wüster Herr und von schlechten Räten geleitet. Obgleich er viel Geld zusammen gescharrt hatte, so bezahlte er doch niemandem das, was er ihm schuldig war, und die Diener folgten dem Beispiele ihres Herrn. An den Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft hatte er sein Vergnügen und machte allerlei seltsame Streiche. Als er einst nach Minden gekommen und die Ratsherren und andere vornehme Bürger zu sich hatte auf den Keller laden lassen, diese aber aus Blödigkeit oder aus Furcht nicht kommen wollten, hat er sie in eigener Person auf dem Schinderkarren abgeholt.

Der schwarze See und Bischofsfang.

Da, wo jetzt zwischen Minden und Lübbecke das Moor ist, war vor Zeiten ein See, der schwarze See genannt. In den umliegenden Dorfschaften sind noch manche Erinnerungen daran übrig geblieben. So hat Fiermann's Hof in Isenstädt den Namen davon, daß hier der Fährmann gewohnt, um nach dem schräg gegenüber liegenden Husum überzusetzen. In Husum ist noch ein Schephörster an der Stelle der Horst, d. h. des hohen Vorsprunges, bei welchem die Schiffe angelegt haben. Das Dorf Hartum hat seinen Namen davon, daß die Schiffer bei demselben eine unbequeme, seichte Stelle zu vermeiden hatten, und deswegen, wenn sie dahin kamen, einander zuriefen: „Hart um! Hart um!“ Bei Hahlen war auch eine Fähre, welche nach Haddenhausen hinüber holte. Und von diesem Holen (hahlen) ist das Dorf genannt. Der Anlandungsplatz bei Hahlen war da, wo jetzt Rösener's Winkel ist. An diesem See zwischen Hartum und Südhemmern lag in jener Zeit eine Stadt, welche Bischofsfang hieß. Nach einigen hieß sie so, weil ein Fischfang,

welchen der Bischof hier als an der fischreichsten Stelle des Sees besaß, Veranlassung zum Anbau des Städtleins gegeben hatte. Andere aber leiten den Namen von dem Blutgerichte und Gefängnisse her, welches hier gewesen. Dieser Ort ist versunken. Und das ist geschehen wegen Gewalt und Unrecht, so hier schwer und vielfältig geübt worden. Zwingherren, die hier gewohnt haben, sollen zu grauen Hasen verzaubert sein und in unterirdischen Höhlen herum laufen.

Der Weserdurchbruch.

In alter Zeit ist das ganze Weserthal bis zur Porta ein großer See gewesen, bis endlich Gott der Herr einmal ein gewaltiges Erdbeben geschickt hat, da haben sich die Wasser bei Hausberge Bahn gebrochen und sind zum Meere hinabgeströmt. Als aber so das Land frei geworden ist, da hat man es zu bauen angefangen und hat zuerst Ahe, dann Fischbeck, beide an der Weser, und dann Deckbergen am Fuße des Süntel gebaut; das sind die ersten Dörfer der Gegend gewesen.

Die drei Tauben.

Einstmals war zu Hartum eine große Feuersbrunst. Alle Höfe um den Kirchhof standen in Flammen, und die Hitze wurde so groß, daß die Ziegel auf dem Kirchdache sprangen, und der Turm einen Riß bekam. Da hat man drei weiße, fremde Tauben gesehen, welche immerfort, so lange der Brand gewähret, in gleichem Fluge die Kirche umkreiset haben. Und so ist diese bewahret und unter allen Gebäuden umher allein stehen, ja unversehrt geblieben.

Petershagen.

In Petershagen hatten die Bischöfe von Minden ihre Residenz. Gerhard II., Bischof von Minden, Graf von Schaumburg, erweiterte und verschönerte das Dorf Heckeleve an der Weser, erhob es zu einem Flecken und gab ihm seinen jetzigen Namen. Im Jahre 781 zog Karl der Große mit einem Kriegs-

heere am linken Ufer der Weser herab und lagerte bei Hukulvi, dem nachherigen Heckeleve, dem jetzigen Petershagen. Er konnte indessen nicht weiter vordringen, weil die Niederungen in der Nähe des Stromes überschwemmt waren. Auf einer Anhöhe hinter dem bischöflichen Schlosse hatte man eine Vorrichtung in Art eines Ziehbrunnens getroffen, um die der Hexerei verdächtigen Weiber daran in das Wasser hinunter zu lassen. Man nannte sie eine Hexenwippe. Wenn die dem Hexenbade Unterworfenen untergingen, so waren sie unschuldig, wenn sie oben schwammen, schuldig. Eine Frau, welche auf solche Weise auch der Wasserprobe unterworfen wurde und oben schwamm, schimpfte auf den Teufel und sagte:

„Der Schelmteufel hat mich betrogen; er versprach mir, ein Eisenstäbchen unter die Mütze zu schieben, damit ich untersänke, aber siehe, es ist nur eine Nähnadel. Dafür will ich ihn nun aber wieder anführen und im Namen Jesu sterben.“ —

Auf dem Hoppenberg, wo jetzt eine Windmühle steht, soll früher ein Schloß, die Kettkenburg, gelegen haben und im sogenannten Staue, einem Erdloche unweit Gernheim, versunken sein.

Dankersen.

Ludolf, der 37. Bischof zu Minden, schlug die Grafen von der Lippe und von dem Berge durch den tapfern Beistand der Mindener Bürgerschaft in der Gegend der zeitigen Sandfurt. Zum Andenken dieses wichtigen Sieges ließ er eine Kapelle erbauen, worin dem Höchsten durch Gebet und Gesang gedankt werden soll. Aus einigen dabei gebrauchten Worten: „den Dank wir singen“, entstand das abgekürzte Dankwirsen, Dankersen.

Volmerdingsen.

Volmerdingsen hatte ehemals eine Kapelle, und diese war eine Filiale von Bergkirchen. Später wurde die Kapelle zur Kirche erweitert und mit einem Prediger versehen. Indessen soll die Pfarre daselbst in ihren ersten Zeiten eine sogenannte

Küchenpfarre von dem Schlosse zu Hausberge, und der jedesmalige neue Prediger verpflichtet gewesen sein, dem Küchenjungen des Schlosses bei seiner Einführung ein neues „Wandkleid“ zu geben.

Bergkirchen.

Bergkirchen soll die älteste Kirche der Mindenschen Diöcese sein. Die Irmensäule soll hier auf einem Wedegonisberg, der dann später Bergkirchen genannt wurde, gestanden haben und von Karl dem Großen zerstört sein. Karl habe dann den Papst Leo III. hierher berufen, um die neue, auf der Stelle des zerstörten Götzentempels gebaute, dem h. Nicolaus geweihte christliche Kirche zu weihen. Dieser habe dieselbe mit einer kleinen Glocke beschenkt.

Gohfeld.

Auf dem Turme hat sich früher eine Glocke mit der Inschrift „Maria bin ick heten“ befunden. An der Straße nach Herford lag früher ein großer Granitblock, unter welchem ein vornehmer Sachse aus Wittekinds Zeit begraben liegen soll.

Windheim.

Windheim soll seinen Namen von einer von Karl dem Großen hier gegen Wittekind gewonnenen Schlacht haben. Er soll vorher das Gelübde gethan haben, wenn er die Schlacht gewänne, wolle er drei Kirchen, im Kleeblatt gelegen, erbauen. Nach gewonnenem Siege habe er die Kirchen zu Ovenstädt, Buchholz und Windheim erbaut. In der Kirche zu Windheim befand sich früher über dem Eingange auf die Kanzel ein in Holz geschnitztes Bildnis Karl's des Großen mit der Unterschrift: Carolus M. fundator Ecclesiae.

Rothenuffeln.

Es wird erzählt, als man die Kirche zu Bergkirchen gebaut, habe man vergessen, die Glocken zu taufen. Da seien sie aus dem Turme heraus in den Glockenteich, Bungerpohl, bei Rothenuffeln geflogen, wo sie noch heute liegen.

Jössen.

In Jössen steht eine alte Kapelle. Bei diesem Orte soll im grauen Altertume eine Kirche in einem Gewässer, der tiefe See genannt, versunken sein. Eine von Jössen aus dahin führende Straße hatte früher den Namen Kirchstraße. Im Jahre 1780 stand im Dorfe noch ein Haus, welches sich durch außerordentliche Höhe und städtische Bauart auszeichnete und das rote Haus genannt wurde. Man hilt dieses damals allgemein für das ehemalige Pastorenhaus.

Todtenhausen.

Dem Wallfahrtsteiche gegenüber, in der Nähe des Dorfes, wurde das französische Kriegsheer im Jahre 1759 von den verbündeten Truppen unter Herzog Ferdinand von Braunschweig geschlagen.

König Friedrich Wilhelm I. kam einmal durch diese Gegend, um sein geliebtes Fürstentum zu sehen. In der Nähe von Todtenhausen bemerkte er aus seinem Wagen, daß seitwärts mehrere Männer dabei waren, den Rasen von dem Erdboden zu trennen. Dies fiel ihm auf; er ließ einhalten und die Arbeiter zu sich rufen. Nun erkundigte er sich nach dem Zwecke und dem Nutzen dieser Erdschollen und ließ sich die Arbeit zeigen. Damit noch nicht zufrieden, stieg er aus dem Wagen, ließ sich von einem der Plaggenhauer das Werkzeug (Plaggenseegt) und den dazu nötigen kleinen eisernen Haken geben und versuchte nun, mit dem ersteren eine lange Plagge vom Erdboden zu lösen und zugleich, wie ihm gezeigt worden, mit dem Haken in der linken Hand aufzurollen. Es gelang über alle Erwartung. Die vom Könige gehauene Plagge gab denen, welche Geübtere gehauen hatten, nichts nach; denn sie war dünn und nicht zerstückelt. Der König freute sich über das Gelingen seines Versuches, gab den Arbeitern ein reiches Trinkgeld und fuhr vergnügt weiter. Die Plaggenhauer hoben die von königlicher Hand gehauene Plagge sorgfältig auf, hingen sie auf einen hohen Weidenbaum und banden sie fest. Hier hat sie lange gehangen, bis sie verwitterte.

Blasheim.

Blasheim, ehemals eine Filiale von Lübbecke, soll seinen Namen daher bekommen haben, daß, in Ermangelung einer Glocke auf dem Kirchturme zu Lübbecke, die dahin eingepfarrte Bauerschaft durch das Blasen eines großen Hornes zur Kirche gerufen sei.

Rahden.

Beim Jägerkruge am Mühlendamme findet man die sogenannten hohen Steine. Das sind einige zwanzig Granitblöcke, welche übereinander gelegt ein altheidnisches Hünenbett ausmachen. Außerdem findet man in der Nähe von Rhaden im Felde am Wege auf einem Grabhügel den sogenannten Kreuzstein, in welchem die Figur eines Kreuzes eingehauen, und neben einigen Buchstaben in gotischen Minuskeln die Jahreszahl 1536 zu lesen ist. Nach der mündlichen Ueberlieferung sollen hier zwei in verschiedenen Kriegsdiensten stehende Brüder, mit Namen von Klenke, als Feinde zusammengetroffen und auf der Stelle geblieben sein.

Der Schmied zu Nordhemmern.

Da, wo jetzt das Dorf Nordhemmern steht, wohnte in uralter Zeit ein riesiger, gewaltiger Schmied. Seine Wohnung war eine bloße Laubhütte. Er schmiedete so mächtig, daß man die Schläge wohl eine halbe Stunde weit hörte. Und daher wurde die ganze Gegend Hemmern genannt. Und als sich später daselbst zwei Dörfer anbauten, nannte man das, wo der Schmied sein Zelt gehabt hatte, Nordhemmern, und das andere Südhemmern.

Der heilige Lebuin in der Buche.

Lebuin war ein angelsächsischer Mönch, welcher zur Zeit Karls des Großen von der britischen Insel herüber kam, um seinen Stammverwandten das Evangelium zu verkündigen. Sein Eifer dabei und die Aufmerksamkeit, welche er erregte, reizte die Gegner zur heftigsten Erbitterung. In Masse standen sie auf und umringten ihn, um ihn zu töten. Sie fanden ihn aber nicht, denn eben, als sie ihn greifen wollten, hatte eine Buche

sich aufgethan und ihn in ihren Schoß aufgenommen. Hier blieb er verborgen, bis die Feinde verwirrt und beschämt von der Verfolgung abließen. Den Christen war nachher dieser Baum und seine Stätte heilig. Und jetzt noch ist dort der Hof der heiligen Buche.

Die wunderbare Errettung des h. Lebuin.

Als der heilige Lebuinus in die Versammlung der Sachsen, welche alljährlich einmal mitten im Sachsenlande, in der Nähe des Weserflusses an einem Orte, der Marklo*) heißt, abgehalten wurde, trat und sie als Bote des allmächtigen Gottes mit dessen Zorn bedrohte, wenn sie nicht den christlichen Glauben annehmen wollten, erhoben diese ein Geschrei und riefen: „Greifet ihn! greifet und steiniget ihn!“ Der Herr aber verbarg ihn, daß er nicht von ihnen gesehen wurde. Noch heutzutage steht in der Nähe der Stadt Herford ein Baum, der sich der Sage nach auf göttliches Geheis geöffnet und dem h. Lebuin ein Versteck geboten hat. Seine Blätter sind von so wunderbarer und eigentümlicher Art, daß niemand erkennen kann, zu welcher Gattung er gehört.

Stadt Bielefeld.

Als einstmals Wittekind dem Bau eines Hauses zwischen Herford und Bielefeld zuschaut, entfällt einem dabei beschäftigten Zimmermanne das Beil. Besorgt ruft er dem Herzog zu: „Here fort, de Bile fällt!“ Davon soll Wittekind den beiden nächst gelegenen Städten die Namen Herford und Bielefeld gegeben haben.

Schon im Jahre 704 war Bielefeld ein ansehnlicher und berühmter Ort, denn die Lebensbeschreibung des h. Suibertus nennt ihn so und berichtet, daß der Heilige hier große Wunderkuren an einem Kranken, namens Adelbert, verrichtet habe.

Bischof Hermann von Münster, der mit dem Grafen Hermann von Ravensberg in Fehde geraten war, eroberte die Stadt Bielefeld im Jahre 1203 und befahl den Bürgern, die Mauern niederzureißen. Die Sage fügt hinzu, Bischof Hermann habe

*) Nach den neueren Forschungen bedeutet Marklo nichts als Versammlungsort.

ihnen zur lange währenden Erinnerung an diese erlittene Schmach von allen benachbarten Eichen die Kronen abhauen lassen.

Die Glocke und ihre Pate.

Es fuhr einmal eine Braut durch Enger, ihrem Bräutigam entgegen. Eben läutete eine Glocke, bei welcher sie Pate gewesen war. Da rief die Jungfrau in Scherz und fröhlichem Mute: „Komm, Pate, komm!" Die Glocke aber nahm die Einladung zur Brautfolge ernstlich, flog vom Turme herunter und setzte sich auf den Wagen hinter die Braut. Hier blieb sie, bis man gegen Westerenger kam, und flog dann in einen nahe liegenden Abgrund, welcher der Raumpott heißt. Dort unten ist sie noch jetzt. Und oft hört man in der Tiefe, wie aus weiter Ferne, ihr unterirdisches Läuten. Dieser Vorfall hat Veranlassung zu der Sitte gegeben, daß, wenn eine Hochzeit durch Enger kommt, die Braut vor dem Orte absteigt und erst jenseits sich wieder aufsetzt.

Das Kirchspiel Dornberg.

Das Dorf Dornberg, an der Grenze des Kirchspiels Hoch am Nordostabhange des Teutoburger Waldes gelegen, ist sehr alt, wird schon im 12. Jahrhundert genannt, bestand aber schon mehrere Jahrhunderte vorher. Der Graf Welter, des Herzogs Wittekind Kanzler und Stifter der Abtei zu Herford, hatte ausgedehnte Besitzungen zwischen Dornberg und Herford und wohnte auf seiner Burg in Dornberg; in dem Dornberger Pfarrhause ist noch eine gemauerte Kammer, das Steinwerk genannt, in welcher seine Kanzlei gewesen sein soll.

Die Sage erzählt: „Wittekind war vor Karl dem Großen auf der Südwestseite der Berge zwischen Zwei- und Virschlingen geschlagen; als er sah, daß der Sieg der Feinde entschieden war, erkannte er, daß er sich auf jener Seite der Berge nicht mehr halten könne, trieb die Seinen zur Flucht über den Berg nach Dornberg zu und rief: „Dür dan Biärg!"

Eine zweite Sage erzählt: „Die Kirche sollte zuerst im Thale zu Großdornberg erbaut werden, aber eine weiße Taube kam jeden Morgen auf den Zimmerplatz geflogen, nahm einen

Span in den Schnabel, flog mit demselben bergan, legte ihn auf einer Lichtung nieder und setzte sich daneben auf einen mächtigen Dornbusch. Dies wiederholte sie so oft, daß man zuletzt erkannte, die Taube wolle die für den Bau der Kirche Gott wohlgefällige Stelle bezeichnen; man baute die Kirche neben den Dornbusch, und der um das Gotteshaus herum sich bildende Ort erhielt von diesem Dornstrauch seinen Namen."

Die Linde auf dem Markte zu Halle.

Das Städtchen Halle, welches so freundlich und lieb am südlichen Fuße des Osnings, nicht fern von den Ruinen des Ravensberges liegt, hat den Namen von den Salzquellen, welche einst hier benutzt wurden, nun aber längst verschwunden sind. Noch vor hundert Jahren hat hier mitten auf dem Markte eine wahrhaft ungeheure Linde gestanden. Sie ist rings umher mit einer Mauer umgeben gewesen, welche acht Seiten und an jeder Seite einen Eingang gehabt hat. Auf dieser Mauer haben die weit ausgebreiteten Zweige geruht, und oben über den Zweigen waren Sitze angebracht, und sind Versammlungen gehalten worden. Im Jahre 1726, den 21. Julius, hat sie einem Neubau weichen müssen und ist ausgerottet. Hermann Adolf Meinders hat ihrem Falle eine Elegie gesungen. Diese Linde, so erzählt man, hat Karl der Große eigenhändig gepflanzt, und zugleich soll er die Kirche dort gegründet und dem Orte Marktgerechtigkeit verliehen haben.

Das Haus zu Halle und der Turm zu Bockhorst.

Zu Halle am Kirchhofe, grade der nördlichen Kirchthür am Chore gegenüber, steht ein gar wundersames Haus. Es ist kurz und schmal, aber dagegen von ungewöhnlicher Höhe. So sieht sich's besonders von der Nordseite an; denn an der Südseite hat der im Fortgange der Jahrhunderte höher gewordene Kirchhof einen Teil des unteren Stockes verdeckt. Was nun dort zwei Stock sind, besteht aus einem Gemäuer von ganz außerordentlicher Dicke, und darauf hat man in neuerer Zeit ein hölzernes drittes Stock aufgesetzt. Daß dies Gebäude ursprünglich etwas anderes gewesen als ein Wohnhaus, sieht sich leicht, was

aber? Das hat die Ueberlieferung nicht bewahrt. Nur das Wunderliche wird erzählt, der Turm zu Bockhorst habe einst zu diesem Hause gehört. Bockhorst ist aber ein wohl drei Stunden von Halle entlegenes Kirchdorf. Die Kirche dort ist uralt, älter selbst als die im nahen Städtchen Versmold, welches ursprünglich eine Filiale von Bockhorst gewesen.

Vor einigen Jahren hat der jetzige Besitzer des Hauses in Halle die untere Mauer an der Ostseite abgeräumt und an der Westseite durchbrochen. Dort hat er einen alten Thürbogen gefunden und über demselben die Jahreszahl in Mönchsschrift 770. Hier betrug die Dicke der Mauer beinahe fünf Fuß, und im Innern derselben fanden sich eingemauerte Graburnen. Eine genauere Untersuchung des Gebäudes machte es nun klar, daß dasselbe einst ein Kirchlein gewesen sei. Selbst eine Altarnische ward noch aufgefunden. Und so hat sich hier eins der allerältesten und ersten Gotteshäuser Westfalens erhalten, gar weislich erbauet bei den Salzquellen; denn da pflegte sich ja doch die ganze Umgegend zu versammeln. Und jene Sage erhält nun durch diese Entdeckung auch ihr Licht.

Der Schatz in Wiedenbrück.

In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit von dem Langenbrückerthor, steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstört ist, in welchem vor Zeiten ein alter Geizhals gewohnt hat, der Witwen und Waisen betrogen und viel Geld zusammengescharrt, und, damit es ihm nicht gestohlen werde, in die Erde vergraben hat. Das Geld liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle sieben Jahre beim Vollmonde kommt es zum Vorschein, dann öffnet sich die Erde, und das Geld glänzt im Mondenscheine, darüber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte dieselbe, und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie, sich wieder ver-

schlafen zu haben. Sie kleidete sich deshalb schnell an und ging in die Küche, um das Feuer anzumachen. Wie sie aber während dessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein bei seite legte, eine Schüppe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schüppe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor; mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie dieselben aber auf den Herd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging und sich neue holte. Doch auch diese gingen aus, als sie dieselben wieder auf den Herd legte, weshalb sie zum dritten Male in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: „Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um!" Da ließ sie vor Schrecken die Schüppe fallen und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblick schlug die Uhr Eins. Am anderen Morgen aber lagen auf dem Feuerherde lauter schöne, blanke Dukaten.

III. Burgensagen.

Die drei Raubschlösser.

Zu Wedigenstein, auf dem Desberge bei Blotho und auf der Schaumburg haben vormals drei verbündete Raubritter gewohnt. Wenn dann ein Schiff von Bremen oder Minden her die Weser hinauf ging, so ward es schnell durch Zeichen vom Wedigenstein nach Blotho und von da zur Schaumburg angesagt. Entging es dann dem Wedigensteiner, so nahm es der Desberger in Empfang, und kam es hier auch durch, so waren unterdes zur Schaumburg solche Anstalten getroffen, daß es hier gar nicht entkommen konnte. Bei den Schiffen, welche von Münden und Hameln her den Strom hinunter fuhren, ward dasselbe Spiel, nur in entgegengesetzter Richtung, gespielt. So haben diese drei Burgen den Handelsherren und Schiffern auf der Weser lange Zeit großen Schaden zugefügt.

Der Wedigenstein.

Auf dem Wedigenstein, wo einst Wittekind's steinernes Waldhaus stand, erbaute 450 Jahre später ein edles Dynastengeschlecht, welches reiche Besitzungen zu beiden Seiten der westfälischen Pforte hatte, ein festes Schloß, und mit Vorliebe führten seine Glieder den Vornamen Wedekind nach dem Sachsenherzog. Sie waren zugleich erbliche Schirmvögte des Stiftes Minden, und viele nachgeborene Söhne bestiegen den Bischofssitz daselbst.

Außer vielen Regentenfamilien führen auch bürgerliche ihren Stammbaum auf Wittekind zurück. Der Name Wedekind, Wieking

oder Weking erinnert an ihn. Auch das Geschlecht der Weddigen leitet seinen Namen von Wittekind her, dessen Vorfahren unter dem Sachsenherzoge sich hervorgethan haben sollen.*)

Der Limberg.

Dem Nonnenstein gegenüber, an der Nordseite des Thales von Börninghausen, erblickt man die Ruine des Limbergs. Von der Burg, welche einst den Gipfel dieser nicht eben bedeutenden, aber romantischen Anhöhe geschmückt hat, geht folgende Sage. In der Nähe des am nördlichen Fuße des Limbergs liegenden Oldendorf lebte vor Zeiten eine unmenschliche Stiefmutter. Die ließ ihr armes Pflegekind verschmachten. Das erfuhr der tapfere und strenge Ritter des Limbergs, ein Verwandter des gemordeten Kindes. Der zog gegen das gottlose Weib, überwand die Mannen desselben, fing es und brachte es auf die Burg des Limbergs; hier ward der Mörderin mit gleichem Maße vergolten. In ein tiefes, unterirdisches Gewölbe ist sie hinabgestoßen. Ein Stück Brot ist ihr mitgegeben und eine Schüssel mit Wasser. Darauf hat man sie ihrem Schicksale überlassen und sie ist elend verschmachtet. Ihr Geist aber hat keine Ruhe gefunden und geht noch um auf dem Limberge als eine Schreckensgestalt.

Wittekind's silberne Wiege im Reineberge.

Der Reineberg liegt südöstlich dicht über dem Städtchen Lübbecke und ist einer der niedrigsten Gipfel in der Kette des Süntels. Einst hat eine Burg darauf gestanden. Jetzt sind aber auch selbst die letzten Überreste derselben verschwunden und nur ein verschütterter Brunnen und ein paar alte, weit schir-

*) Oertlichkeiten, die mit dem Sachsenherzoge in Verbindung standen, gemahnen in ihrem Namen ebenfalls an denselben; so hieß der Berg, wo er die Taufe empfangen haben soll: Mons Wedegonis (Bergkirchen), wo er ein steinernes Waldschloß besessen: Wedigenstein. Ein ehemaliges Familiengut führte den Namen Weddinghausen (Propstei bei Arnsberg) u. s. w.

mende Linden sind als letzte Erinnerung geblieben. Immer aber noch wallfahrtet die Umgegend gern dahin und wird belohnt durch die weite und herrliche Aussicht nach beiden Seiten. Nördlich erst die freundlichen Waldhöhen und die belebte lachende Flur, dann nach Osten das eintönige Moor, nach Westen der Stemmer Berg, der den Dümmersee verdeckt, und zuletzt die endlose Haide des Nordlandes, und auf der Südseite das vom fernen Osning begrenzte, vielgestaltige, hügelreiche Angerthal. Auch diese Burghöhe ist wahrscheinlich ein uralter Edelsitz gewesen und war wohl neben der Babilonie der zweite bedeutende Punkt in jener großen fürstlichen Besitzung der Urzeit, welche gewiß schon von Heinrich dem Löwen zersplittert worden, und wovon die vielen Rittergüter und Burgmannshöfe in und um Lübbecke die unverkennbaren Trümmern sind. So erklärt sich die in der Gegend sehr verbreitete Sage, daß im Reineberge in einem unterirdischen Gewölbe König Wittekinds silberne Wiege stehe. Oft ist der Eingang schon gesucht, allein bisher noch nicht gefunden.

Reineberg.

Vom Reineberge wird erzählt, daß, als Wittekind vom Aussatz befallen, nach dem Limberge gekommen, er hier in dem an der Westseite desselben befindlichen Brunnen Linderung erhalten, und wie er von da nach dem Reineberge gegangen, er dort rein geworden sei. Davon soll der Reineberg seinen Namen haben.

Haddenhausen.

Johann von Münchhausen war zu den Zeiten des 52. Bischofs von Minden, Franz, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Besitzer von Gut Haddenhausen. Er überfiel mit seinen Leuten den Hof Rodenbeck vor Minden, beraubte und zerstörte denselben. Darüber zog er sich die Feindschaft der Stadt zu, welche Haddenhausen belagerte, eroberte und von grundaus zerstörte. Spottend riefen ihm nun die Bürger zu: „Ha! ha! he hadde en Hus!“ Von diesen plattdeutschen Worten soll das Gut den Namen Haddenhausen bekommen haben.

Der Ravensberg.

Innerhalb des Amtes Borgholzhausen liegt, von den Gemeinden Hamlingdorf, Holzfeld, Cleve und der zum Amte Halle gehörenden Gemeinde Hesseln umgeben, die kleine königliche Domäne Ravensberg mit den Ruinen der alten Bergfeste Ravensburg, dem Stammsitze der alten Grafen vom Ravensberge. Der Berg, auf welchem die Burg liegt, ist der westliche, durch das schmale Cleverthal ganz abgetrennte Ausläufer der südlichen Vorkette des Teutoburger Waldes; er sinkt nach Westen ganz sanft ins Thal und bildet 1/2 Stunde südlich von Borgholzhausen den östlichen Thorpfeiler der Bergöffnung, welche das nördlichste der drei Hauptthore des Teutoburger Waldes ist.

Sie ist schon über 1000 Jahre alt, denn schon in einer im Stift Freckenhorst im Münsterlande aufbewahrten Stiftungsurkunde aus dem Jahre 851 wird der Burg gedacht. Was den auf die ganze Grafschaft übergegangenen Namen der Burg anbelangt, so leitet die Sage denselben von einem Erbauer Rabo ab, der auch die Tecklenburg und die Iburg erbaut haben soll[1]). Da die Ritter und Vasallen des Ravensberges als Helmzeichen und Wappen einen Raben führten, so bringt eine zweite Sage den Namen der Burg mit dem des genannten Vogels in Verbindung und erzählt, Drusus, der angebliche Erbauer der Stadt Cleve am Fuße des Ravensberges, habe den Berg befestigt und den römischen Adler darauf gepflanzt; die Anwohner hätten dies Feldzeichen für einen Raben gehalten und hiernach Berg und Burg benannt.

Der Brunnen auf dem Ravensberge.

Eine Sage schreibt den Brunnenbau zwei Rittern zu, die von dem Grafen von Ravensberg nach langer, blutiger Fehde besiegt worden waren.

---

[1]) Dieser Häuptling soll drei Töchter, mit Namen Ravena, Ida und Thekla gehabt und jeder derselben eine Burg als Morgengabe geschenkt haben. Von den Töchtern haben die drei Burgen die Namen bekommen.

In dem dunklen, schaurigen Burgverließ hielt er sie gefangen; niemals wieder sollte ihnen das Licht der Sonne leuchten, so lautete der Befehl des strengen Burgherrn. Schon hatten die Unglücklichen jahrelang in harter Gefangenschaft geschmachtet; schon hatten sie aller Hoffnung entsagt, dereinst aus ihren Banden befreit zu werden; da meldete ihnen der Kerkermeister eines Tages, daß er ihnen auch kein Wasser mehr zum Trunke reichen könne. Die Quellen an den Abhängen des Berges seien in der Hitze des Sommers versiegt, die Brunnen in der Umgegend ausgetrocknet; die gräfliche Familie selber sei durch den Wassermangel in große Not gebracht. Da fällt wieder ein Strahl der Hoffnung in die Nacht des Unglücks. Die Gefangenen lassen dem Grafen melden, daß sie bereit seien, mit eigener Hand einen Brunnen auf dem Burghofe zu graben, so tief, daß es ihm niemals an Wasser fehlen werde, sofern ihnen nach vollbrachtem Werk die Freiheit geschenkt sein solle. Der Graf willigt ein und leistet ihnen das Versprechen bei seiner ritterlichen Ehre. So fangen die beiden denn das saure Werk mit Freuden an. Von der Frühe des Morgens bis zum Scheine des Abendsterns, in Frost und Hitze, arbeiten sie sich durch das harte Gestein und graben sich in den Felsen hinein, und wenn der Schweiß von der Stirne träufelt und die Hände laß werden wollen, — die Hoffnung hält sie aufrecht, und sie verzagen nicht. Jahre vergehen, tiefer und tiefer wird der Brunnenschacht, aber noch zeigt sich von dem Felsenquell keine Spur. Schon ist das zehnte Jahr angebrochen. Da, an einem lieblichen Frühlingsmorgen, werden sie noch einmal herabgelassen in den dunklen Schlund. Gewaltige Hammerschläge dröhnen aus der Tiefe herauf; ein lautes Freudengeschrei folgt nach. Der Born hat sich geöffnet, das lauterste, klarste Wasser sprudelt aus dem Felsen hervor und beginnt den Brunnen zu füllen. Die Ritter werden wieder emporgezogen; die Sonne lacht ihnen so freundlich entgegen; im schönsten Frühlingsglanze breitet sich die Welt vor ihren entzückten Blicken aus; die Bande, die immer noch ihre Füße gefesselt hielten, werden ihnen auf des Grafen Wort gelöst; mit dem Rufe: „Freiheit, Freiheit!“ stürzen sie einander in die Arme und — sinken leblos zu Boden.

Der Sparenberg.

Heinrich's des Löwen tapferer und treuer Anhänger, der Edle Bernhard von der Lippe, hatte bei Bielefeld eine Burg gebaut und diese seinem Lehnsherrn zu Ehren Löwenburg genannt. Aber Graf Hermann von Ravensberg, ein mächtiger Gegner Bernhards, der die an der Grenze seines Landes aufgebaute neue Burg als einen Hohn und eine Gefahr betrachtete, zog mit seinen ravensbergischen Mannen vor die Löwenburg, belagerte und eroberte sie, riß das lippische Wappen und die Welfenfahne herunter und nagelte sein Wappen, die drei roten Sparren, an die eroberte Burg und nannte sie die Sparrenburg. Nun rückte Graf Bernhard von der Lippe, der nicht willens war, die schöne Burg in den Händen des Feindes zu lassen, wiederum vor diese, belagerte sie mit Roß und Mann und ließ dicke Steinkugeln in die Feste werfen, konnte sie aber, trotzdem er arge Verwüstungen in der Burg und an den Außenmauern anrichtete, nicht wieder erobern. Der ravensbergische Graf baute nun die Sparrenburg aus und befestigte sie stark. Man erzählt, daß zur Zeit dieses Baues (um 1180) der Scheffel Roggen 3 Mariengroschen kostete, und ein Tagelöhner 4 Pfennige Tagelohn erhielt.

In dem Burgberge, auf welchem der Sparenberg liegt, befinden sich Höhlen und Gänge. Ein Gang soll unter der Erde weg bis zum Markte der Stadt Bielefeld führen.

IV. Kapellen-, Kirchen- und Klostersagen.

Die Tönnieskapelle.

Der Jakobsberg am rechten Weserufer hieß früher Antoniusberg, plattd. Tönniesberg. Hier stand vormals eine dem h. Antonius geweihte Kapelle. Dieser heilige Mann war ein so gewaltiger Redner, daß selbst die unvernünftigen Fische seine Zuhörer wurden und lauschend ihre Köpfe aus dem Wasser emporhoben. Dem Einfluß des Heiligen war es nun auch zuzuschreiben, daß die Weser einen außerordentlichen Reichtum an Fischen hatte, so daß ein leckerer Lachs nicht selten den Tisch auch des ärmsten im Volke zierte, ja daß zuletzt das Gesinde eine Verordnung gegen seine Brotherren auswirkte, vermöge welcher diese nicht mehr als jede Woche zweimal Lachs auftischen durften.

Das Kloster zu St. Margareten auf dem Wedenberge.

Der zwölfte Bischof von Minden, Milo, stiftete das Kloster zu St. Margareten auf dem Wedenberge im Jahre 993. Schon vorher hatte eine fromme Jungfrau, Tetwigis, mit einigen Genossinnen hier ein einsames Leben nach den Regeln des h. Benedictus geführt. Sein Nachfolger im Mindenschen Bischofsamte, Ramward, vergönnte den Jungfrauen auf dem Wedenberge, daß sie, weil die ungesunde, neblige Luft ihnen lästig sei, herabziehen und erst in Todtenhausen, dann aber in Minden da, wo jetzt das Stift zu St. Marien liegt, sich niederlassen möchten.

Das Kloster St. Simeonis und Mauritii in Minden.

Das Kloster St. Mauritii stand früher auf dem Werder vor dem Weserthore. Weil es hier aber von den Überschwemmungen der Weser zu viel zu leiden hatte, so wurde es unter Bischof Wulbrand in die Stadt verlegt und mit der Kirche St. Simeonis verbunden, so daß es von da an den Namen St. Mauritii und Simeonis führte. Als die Mönche bei ihrem Einzuge eine Menge Reliquien mit sich führten, spotteten die Bürger über die vielen Knochen, welche in die Stadt getragen wurden. Diesen Spott rächten die Heiligen dadurch, daß sie die Bürger, als diese am Tage St. Marci 1425 einen Einfall ins Lippische unternahmen, in Stich ließen, und diese eine große Niederlage erlitten.

Der Nonnenstein.

An der Südseite des Thales, in welchem das kleine Börninghausen versteckt liegt, in der Bergkette, welche es von dem schwesterlichen Rödinghausen trennt, ist eine Höhe, welche alle übrigen umher weit überragt, und sich oben in eine breite mächtige Kuppel wölbt. Kein Punkt der Gegend bietet eine so mannigfaltige und weite Aussicht wie dieser Gipfel. Selbst der Spiegel des Dümmers blickt hinter dem Stemmer Berge hervor. Einst hat hier ein Nonnenkloster gestanden, welches besonders auf der Südseite des Berges um das Kirchdorf Rödinghausen her reiche Güter besaß. Allein eben dieser Reichtum hatte die Klosterjungfrauen mit der Zeit üppig, stolz und hart gemacht, so daß sie der ganzen Gegend umher ein Ärgernis, den Rödinghausern aber, welche ihnen meist pflichtig waren, eine schwere Plage wurden. Da geschah es, daß ein Mißjahr eintrat. Mangel und Not wohnte unten in den Thälern. Die Speicher des Klosters aber waren reichlich versehen, und Üppigkeit herrschte da oben in den prächtigen Gemächern. Die Rödinghauser, welche die erleuchteten Fenster und das Wohlleben in der Abtei beständig vor Augen hatten, ergrimmten nun vollends. Sie versuchten es noch einmal, gingen hin und baten um Erbarmen und Hülfe. Schnöde aber wurden sie abgewiesen. Da sprachen sie: „Ein Stein erbarmte sich ja wohl, und ihr nicht?“ Und darauf hat

sich ganz Rödinghausen aufgemacht, das Kloster erstürmt, die Nonnen verjagt und selbst die Steine des Gebäudes von dannen geschleppt. Nur einen der Seitentürme hat man stehen lassen zum Wahrzeichen. Ein Überrest davon ist noch vorhanden. Und ein Stein, man sagt der Grundstein, hat müssen liegen bleiben, weil sogar sechs Pferde ihn nicht vom Platze brachten. Dieser liegt noch immer dort, ein Denkzeichen jener Hartherzigkeit. In jeder Mitternachtsstunde dreht er sich einmal um. Und von ihm hat der Berg den Namen Nonnenstein.

Gründung der Abtei zu Herford.

In der Gemeinde Dornberg liegt der Meierhof Müdehorst, dessen Eigentümer früher jährlich am 10. Dezember einen fetten Ochsen an die Abtei zu Herford liefern mußte. Diese Leistung bestand seit dem Jahre 832 und hängt mit der Gründung der Abtei zu Herford und der gleichzeitigen Erbauung der vormaligen Kapelle in Müdehorst zusammen. Welter, der zu Dornberg wohnende Kanzler Wittekind's, war unvermählt und faßte den Entschluß, den größten Teil seines Vermögens der heiligen Jungfrau zu Ehren zur Gründung eines Nonnenstifts zu verwenden. Ungewiß, wo er dieses Stift nebst einer dazu gehörenden Kirche anlegen sollte, ließ er sich durch ein Traumgesicht leiten, einen weißen Stier, dem man brennende, geweihte Wachskerzen an die Hörner gebunden hatte, von Dornberg aus ins Freie laufen zu lassen, um, gleich dem Isselhorster Esel, durch die Erbauung einer Kirche den Gott wohlgefälligen Ort zu bezeichnen. Nicht weit von Dornberg legte sich der müde Ochs, aber er sprang sogleich wieder auf und rannte weiter, bis er sich da, wo die Au in die Werre fällt, ermattet lagerte. An dieser Stelle erbaute Welter ein Kirchlein, und bald darauf begann man neben demselben den Bau eines Nonnenstifts, für vierzehn edle Jungfrauen bestimmt, die ihr Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit der Jungfrau Maria weihen sollten.

Jetta, eine fromme Jungfrau in dem Stift zu Soissons in Frankreich, wahrscheinlich eine Schwester Welter's, wurde die erste Äbtissin. Dies war das erste Nonnenstift in unserm Sachsenlande und der Anfang der nachherigen Abtei, die

zu solchem Ansehen in der Welt gelangte, daß die Äbtissin Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatte. — Auf der Stelle aber, wo der müde Ochs sich zuerst gelegt, seinen Horst oder seine Ruhestatt genommen hatte, baute Welter eine der Abtei zugehörige Kapelle und nannte den Ort Müdehorst.

Welter soll am 16. Dezember 840 gestorben und in der von ihm in Herford erbauten Kirche begraben sein.

Der Stiftsberg bei Herford.

Bei Herford liegt auf dem Stiftsberge das Marienstift, eine ehemalige reichsunmittelbare Abtei. Im Hochaltar der gotischen Kirche ist noch ein gewaltiger Baumstamm eingeschlossen, auf welchem, als er noch grünte, eine Taube gesessen haben soll, als Anzeige, daß hier eine Kirche zu gründen sei. Wahrscheinlich hat der Baum auch früher an dieser Stelle gegrünt und ist als heiliger Baum bei den Umwohnern in Ehren gehalten worden. Der Stamm des Altares soll früher bedeutend umfangreicher gewesen sein. Dadurch, daß Pilger Stücke davon abschnitten, um sie in Zahnstocher zu verwandeln und gegen Zahnschmerz zu gebrauchen, ist der Baum zu seiner gegenwärtigen Gestalt herabgekommen.

Bei der Stiftskirche liegt ein Hügel, von dem sich nicht bestimmen läßt, ob er ein Naturspiel oder das Werk der Menschenhand ist. Wenn man auf ihm stark auftritt, hört man einen hohlen, dumpfen Klang, welcher durch die Annahme erklärt wird, daß sich unter dem Hügel bedeutende Gewölbe befänden. Diese Gewölbe enthalten einen sehr reichen Schatz in einer großen Truhe, auf welcher aber ein furchtbarer, zottiger, schwarzer Hund als Wächter liegt.

Die Vision zu Herford.

Im Jahre 1011, am Tage der Heiligen Gerwasius und Protasius, ging ein armer Schäfer nach Herford, um sich im Hochstifte eine Gabe zu erbitten. Da erschien ihm nahe bei der Stadt auf einem Hügel die Jungfrau Maria und gebot ihm, der Äbtissin zu sagen, daß sie gerade an dieser Stelle eine Kirche

und eine Wohnung bauen möge für fromme Klosterjungfrauen, welche sich ganz besonders ihrem Dienste widmen sollten. Der Schäfer that, wie ihm befohlen war, allein die Äbtissin, die kluge Godesta, eine Schwester Bernhards, Herzogs zu Sachsen, nannte den armen Mann einen Betrüger und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Manchen Tag saß er hier und sann vergebens, wie er sich rechtfertige und das Gebot Marien's in Erfüllung bringen könne. Auch der Bischof zu Paderborn, der heilige Meinwerk, hatte geurteilt, daß, wenn die Jungfrau mit ihm geredet, so müsse er ein Wahrzeichen bringen, sonst könne man ihm nicht glauben. Endlich erschien ihm die Himmelskönigin wieder, bezeugte ihre Freude, daß er die Prüfung überstanden habe und offenbarte ihm, was nun geschehen solle. Alsobald ließ der Gefangene der hochwürdigen Frau sagen, daß er jetzt zu dem Wahrzeichen bereit wäre, man möge ihn nur hinführen auf jenen durch die Erscheinung geheiligten Hügel. Hier steckte er in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge ein Kreuz in die Erde. Und siehe, in Gestalt einer Taube kam die himmlische Jungfrau herab und setzte sich auf dasselbe, gerade so wie sie es verkündet, und er es vorher gesagt hatte. Da ward die Kirche und das Stift bei Herford auf dem Berge erbauet. Und das Fest der Erscheinung ist hernach alljährlich mit großer Herrlichkeit begangen, bis endlich die Veranlassung vergessen, und aus der Feier ein Volksfest geworden, welches indes noch immer die Vision heißt. Und von dem in die Erde gepflanzten Kreuze ist auch noch ein Stück übrig. Es befindet sich in dem Altare der Kirche.

Die Stiftskirche auf dem Kapellenberge bei Altenschildesche.

Die Sage erzählt, daß schon 100 Jahre vor Erbauung der Stiftskirche auf dem Kapellenberge in Altenschildesche eine Kapelle gestanden habe, erbaut von einer Schwester Wittekind's, die sich aus der Welt zurückgezogen und neben dieser Kapelle niedergelassen habe, daselbst dem Herrn zu dienen. Von seiner Residenz zu Enger aus besuchte der Sachsenherzog oft die geliebte Schwester, oder sandte ihr durch seinen treuen Diener Hase Botschaft. Der Weg, den Hase bei seinen Botenläufen

nahm, führte über den Balz Hof und heißt ganz allgemein der Hasenpatt, und ein Volksreim sagt von ihm:

„Dütt is de Hasenpatt,
Den Künink Wiking tratt.“

Eine zweite Sage erzählt die Gründung des Stifts und der Stiftskirche also: „Bei der Kapelle auf dem Kapellenberge in Altenschildesche lebte eine junge Witwe, namens Marschwidis. Sie war kurze Zeit mit einem edlen Manne in Osnabrück vermählt gewesen, aber die Ehe blieb kinderlos, und als der Gemahl starb, gründete die Witwe mit Zustimmung des Bischofs von Paderborn, Dudo, in Neuenschildesche ein Stift und baute Johannes dem Täufer zu Ehren die Stiftskirche.

Sie scheuete auch nicht die weite Reise nach Rom, um sich vom Papste die Gebeine des heiligen Johannes des Täufers für ihre Kirche zu erbitten, und diese erwiesen sich so wunderthätig, daß die Kirche lange Zeit ein vielbesuchter Wallfahrtsort blieb.

V. Wittekindssagen.

Die Wittekinds-Burgen.

Held Wittekind oder Widukind, der Sachsenherzog, hatte eine Burg in der Gegend von Minden auf einem schönen Berge, da wo das Wesergebirge beginnt, und man einen reizenden Punkt der Gegend die Porta Westfalica nennt, die hieß die Wittekindsburg oder Wekingsburg, auch Wedigenstein. Eine andere stand auf dem Werder, da, wo die Herforder Werre in die Weser fließt, und eine dritte hatte Wittekind nahe der heutigen Stadt Lübbecke erbaut, die hieß die Babilonie. Von allen gehen noch Sagen um im Lande Westfalen. Die Burg bei Minden, oder der Ort selbst, habe erst Visingen geheißen, da habe Karl der Große, als Wittekind Christ geworden, gern einen Bischofssitz alldort begründen wollen und begründet. Denn es sei Raum genug vorhanden gewesen; auch bedurften die Menschen in jenen frühen Zeiten, obschon sie größer und stärker waren, wie das heutige Geschlecht, des Raumes ungleich weniger, wie letzteres. Und da habe Wittekind zu dem Bischof gesprochen: es soll mein Gut Schloß Visingen an der Weser gelegen zu gleichem Rechte mein und dein sein, und kein Streiten um das mein und dein — min din, und von da sei der neue Sitz Mindin genannt worden, daraus dann hernachmals Minden entstand. Auch Wettin, der Sachsenfürsten hehre Stammburg, soll Wittekind erbaut haben, und Wittenberg dankte ihm nicht minder seine Gründung.

Nahe der Burg am Werder soll ein greiser Christenpriester dem Helden Wittekind auf dessen Jagdgange im tiefen Walde begegnet sein und zu ihm gesprochen haben, er solle an Christum

glauben und an die Macht des ewigen Gottes. Da habe der Heidenheld ein Zeichen dieser Macht gefordert, und der Priester habe im Gebet zu Gott gefleht um solch' ein Zeichen. „Mache, daß Wasser aus diesem Felsen springt, so will ich die Taufe annehmen!" — habe Wittekind gerufen, und da habe sich das Roß empor gebäumt, mit dem Hufe an den Fels geschlagen, und ein Wasserstrahl sei aus dem Gestein gerauscht. Da stieg der Held vom Roß und betete und baute nach der Hand eine Kirche an dem heiligen Orte, die hieß dann Bergkirchen, und der Born darunter quillt noch heute und heißt der Wittekindsborn.

Als aber der große Wittekind nach einem Leben voll männlicher Kämpfe gestorben war (manche sagen, in einer Schlacht gegen den Schwabenherzog Gerwald oder Gerolt gefallen), da ist zwar sein Leib in Enger, wo er auch eine Burg hatte, beigesetzt worden, aber viele haben ihn nachher doch noch wieder gesehen. Die Sage geht, daß die Schlacht auf dem Wittenfelde gar vielen braven Streitern das Leben gekostet, und daß der Held endlich flüchtend gegen Ellerbruch gezogen. Da nun im Heerestroß viele Weiber und Kinder gewesen, die nicht gut fortzubringen waren, da habe sich das Sprüchwort erfüllt: „Krup unter, krup unter (krieche ein) die Welt ist Dir gram!" — und es habe sich unten an der Babilonie der Berg aufgethan, und Wittekind sei mit seinem ganzen Heer und allem flüchtigen Gefolge hineingezogen und habe sich da hinein verwünscht für ewige Zeiten. Manchesmal sieht man ihn in gewissen Zeiten mit auserlesenem Gefolge im Wesergebirge auf weißen Pferden reiten, da besucht er seine Burgen; auch wird das Heer erblickt mit blinkenden Spießen und lauter Lärm wird dann vernommen, Rossegewieher und Hörnerschall; und die Anwohner sagen, es bedeutet Krieg, wenn der Wittekind aus der Babilonie ausreite, wie dort vom Rodenstein und Schnellert die verwandte Sage geht. Auch um den „grundlosen Kolk", einem Moorsee in Westfalen, spuken zur Nacht Wittekind's Heerscharen und ziehen nach der Widekesburg — einer öden Trümmerstätte.

Widukind's Bekehrung.

Widukind hatte in der Gegend des Wesergebirges drei Festen, die eine westlich von Lübbecke, Babilonie genannt; die andere

auf dem Werder bei Rehme, den der Einfluß der Werre in die Weser bildet; die dritte, ein steinernes Waldhaus, am Fuße des Margareten- oder Wittekindsberges, wo das malerisch gelegene Wedigenstein in das herrliche Weserthal hinabschaut. Denn Widukind heißt im Volksmunde auch Wittekind oder Weking. Zur Zeit des Krieges zwischen den Franken und Sachsen wohnte an demselben Gebirge ein Mann, namens Berthulf. Dieser war in den Forst gegangen, um Holz zu fällen, und als er abends mit seiner Bürde wieder nach Hause zurückkam, fand er seine Frau und seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, schon an dem Herde versammelt; denn der Abend war kühl, und es ging ein rauher Wind durch das Gebirge. „Ihr Lieben," sprach Berthulf, seine Ladung ablegend, „es steigt Flamme und Rauch von mehreren Punkten der Ebene auf, die Franken müssen wohl eine Schlacht gewonnen haben." Da ergriff der Knabe ein Beil, stampfte es ungestüm gegen den Boden und rief aus: „Warum bist Du nicht auch zu dem Heerbanne ausgezogen, Vater, und hast mich mitgenommen?" Die Frau aber sagte: „Kind, Du weißt ja, daß die Franken Christum erkennen und ihm dienen, wie auch wir. Sollte denn der Vater gegen seine Glaubensgenossen fechten?" — „Die Sachsen sind aber doch unsere Landsleute," sprach der Knabe trotzig. Das Mädchen sagte hierauf: „Der Himmel ist mehr, als die Erde. Wenn nun unser guter Vater einen Christen erschlüge, der für die Sache des Heilands ficht, wie könnte er dann in den Himmel kommen?" Es war, als wisse der Knabe nichts Rechtes zu antworten; Berthulf aber erhob seine Stimme und sprach: „Ihr lieben Kinder, ich spüre es mehr als je, daß ihr zu meinem Herzen gehört; denn alle eure Stimmen lassen sich darin vernehmen und haben es schon gethan, seit auch unser Gau zum Aufbruch aufgeboten wurde. Aber daß ich keinen Anteil genommen habe, ist der Wille des Herrn, dem ich gehorchen muß." Alle sahen schweigend und nachdenklich in die Flamme des Herdes, da ließen sich den Bergpfad herauf Tritte von Roß und Mann hören. Berthulf hielt einen ellenlangen Kienspan ins Feuer und ging mit dem lodernden Brande in die dunkle Waldung vor sein Haus hinaus. Da kam ihm ein stattlicher, geharnischter Mann entgegen, aber ohne Helm,

welcher ihm im heißen Treffen mochte zerhauen worden sein, denn statt dessen war ein blutiges Tuch um den Kopf gebunden. Hinter ihm ragte noch eine hohe Gestalt hervor, eine spitzige Sturmhaube über dem dunkeln Haar, an der Hand ein Roß führend, aus dessen ängstlichem Schnaufen sich abnehmen ließ, daß es wund sei. „Ist hier wohl Raum für uns und für mein Pferd?" fragte der zweite; denn wo das bleibt, da bleibe ich auch, wir beide sind Gesellen in Not und Tod." — „Ja wohl," sagte Berthulf, lud die Gäste freundlich in sein Haus und bereitete für das Pferd eine gute Streu und eine volle Krippe; die Gäste setzten sich indes um das Feuer. Die beiden Kriegsleute schienen in tiefe Gedanken versunken, während die Hüttenbewohner ihre Gäste um so achtsamer betrachteten. Daß beide Sachsen waren, zeigten ihre Gestalt, Tracht, Bewaffnung und Sprache. Ueber großen, blauen Augen rollte das gelbe Lockenhaar des einen aus dem blutigen Kopftuche auf die königliche Stirn herunter. Der andere sah finster aus und war dunkel von Haar und Bart. Indes kam die Hausfrau mit einem Kruge Met gegangen und reichte ihn den Gästen, indem sie mit der Hand das Zeichen des Kreuzes darüber machte, wie sie bei jedem Genusse von Speise und Trank gewohnt war. Da sahen die Fremden einander mit finstern Blicken an, und der mit dem blutigen Kopftuche sprach: „Ich meine, wir sind unter Christen gekommen, unter Abtrünnige vom Glauben der Väter; denn unsere Wirtin machte ein Zeichen, das ich von sterbenden Franken oft habe machen sehen." — „Ich glaube es auch," erwiderte der andere, „und wir werden hier wohl noch ein Nachspiel der Schlacht halten müssen." Darüber wurde die Frau sehr blaß und sprach: „Ihr lieben Herren, thut uns und unserem Hause kein Unrecht an! Das Zeichen, welches ihr gesehen habt, soll nur den Hammer des großen Asathor bedeuten." Sie wußte nämlich um das Heidentum nur noch allzugut Bescheid, weil sie erst vor wenigen Jahren daraus bekehrt worden war. Die Gäste beruhigten sich damit und tranken den Met, während der Knabe die Mutter heimlich zupfte und ihr zuflüsterte. „Mutter, was soll denn das Hammerzeichen? Ich weiß ja von keinem Hammer." Sie aber gebot ihm zu schweigen und suchte die furchtbaren Fremden auf andere Gedanken zu bringen.

Unterdes war Berthulf, der einstweilen mit dem Pferde beschäftigt gewesen war, an den Herd zurückgekommen, und als er sah, daß die Gäste nur aus einem Kruge tranken, hielt er es ihrem ritterlichen Ansehen nicht für ehrenvoll genug. Er ging nach einem Wandschranke, um ein altes, schönes Trinkhorn zu holen, das der Schatz seines Hauses war. Dabei kam er an einem Kreuzesbilde des Herrn vorbei und neigte sich nach seiner Gewohnheit ehrerbietig davor. In demselben Augenblicke hatte der Knabe Reisig in das Feuer geworfen, so daß es höher emporschlug und mit seinem Scheine eben die Stelle des Bildes erleuchtete. „Halt!“ rief der eine Kriegsmann, „was ist das für ein Bild, vor dem du den Nacken beugtest?“ — „Ihr lieben Herren,“ fiel schnell das kleine Mädchen ein, da es seine Mutter von neuem erbleichen sah, „es ist ja nur wieder der Hammer Asathors und weiter nichts.“ Da trat Berthulf kräftigen Schrittes an das Feuer und sprach: „Davor sei Gott, daß unter meinem Dache irgend eine Lüge laut werde, die nicht sogleich ihren ehrlichen Widerruf fände! Das da an der Wand ist nicht Asathor's Hammer, es ist ein Christusbild am Kreuze!“ — „Gottlob, Vater,“ sagte der Knabe, „daß du den Hammergeschichten ein Ende machst. Die Mutter erzählte schon vorhin davon, und ich wußte nicht, was das bedeuten sollte.“ Alle waren einen Augenblick still, Mutter und Tochter vor Angst, der Knabe innerlich froh, Berthulf und die Gäste in tiefen, ernsten Gedanken. Endlich hub der mit dem blutigen Kopftuche an und sprach: „Ich will dir nur sagen, abtrünniger Landsmann, daß du vor zwei furchtbaren Richtern stehst. Ich bin der Herzog Widukind, und dieser ist der Herzog Albion.“ Da schrie die Frau vor Schrecken laut auf und nahm ihre Tochter in die Arme. Berthulf aber faßte die beiden Herzöge scharf ins Auge und sprach: „Ich habe schon längst einmal gewünscht euch zu schauen, weil ihr zwei große Kriegshelden seid und wohl verdient, für meinen lieben Herrn Jesus zu fechten. Jetzt kommt ihr mir freilich ungelegen, und ich werde wohl mein Leben vor euch lassen müssen. Haltet nur Maß in eurer Rache und schonet Hütte und Weib und Kinder!“ — „Das wird noch darauf ankommen!“ antwortete Albion, sich zornig von seinem Sitze erhebend und das Schwert aus der Scheide

reißend. Widukind faßte nach der blanken Streitaxt, die er hinter sich an die Wand gelehnt hatte, und stand ebenfalls vom Sessel auf. Beide waren furchtbar anzusehen in ihrem Zorne. Der Knabe hatte indessen das Beil genommen und es dem Vater gegeben. Dann riß er einen Brand aus dem Feuer, stellte sich neben ihn und sagte: „Vater, wir wehren uns doch?" — „Versteht sich," sprach Berthulf, seine Waffe fest fassend, „wir werden fechtend sterben wie ehrliche Sachsen." — „Sterben?" lachte der Knabe, „das ist noch die Frage; der Feind ist ja auch nur zu zweien."

Da sahen sich die Herzöge staunend an und senkten Streitaxt und Schwert. Widukind aber sagte: „Frieden! — Ich verlange nichts weiter als zu hören, wie ein so echter Sachse sich zu der Lehre des Gekreuzigten hat bekennen mögen." — „Das will ich euch recht gern erzählen," antwortete Berthulf; sie setzten sich, ihre Waffen ablegend, ruhig um das Feuer, und Berthulf begann folgendermaßen: „Ich war noch ein wilder Jüngling, etwa neunzehn Jahre alt, da zog ich einmal auf die Jagd mit Armbrust und Bolzen durch den Forst. Da begegnete mir ein Christenpriester in langen, weißen Kleidern; der ging hier durch unsere Gauen, um die Leute zu der rechten Lehre zu bringen." — „Hättest ihn tot schießen sollen!" unterbrach ihn der finstere Albion. „Nein," erwiderte Berthulf, „so schlimmes kam mir nicht in den Sinn; aber das muß ich mit Schmerzen bekennen: ich gab unvernünftiger Weise dem frommen Manne Schuld daran, daß mir den ganzen Tag noch kein Wild vor den Schuß gekommen war. „Hexenmeister," sagte ich, spannte die Armbrust und hielt sie auf seinen rechten Arm, „hab' ich heute noch nichts geschossen, so will ich doch Dich schießen, und du sollst deine Zauberzeichen ein wenig unbehülflicher machen als bisher." Damit schwirrte die Sehne, und der Pfeil saß unter dem Ellbogen fest. Der Priester zuckte schmerzhaft zusammen und hielt sich die verwundete Stelle, aus der viel Blut floß; zugleich aber sah er mich freundlich an und sagte: „Mein Sohn, da unten im Felsengrunde steht ein schöner Hirsch. Wenn du heute ungünstige Jagd gehalten hast, hilft dir der wohl wieder zu deinem Schaden." Ich, in der Meinung, er wolle mich mit einem Zauber-

blendwerk zum besten haben, eile dahin, ihm zu zeigen, daß sich ein Sachse niemals fürchtet. Aber der Hirsch steht wirklich da; ich erlege ihn, und als ich mit der Beute zurückkomme, finde ich den Priester blutend in das Gras gesunken. Doch freundlich mich anlächelnd, spricht er: „Siehst du, mein Sohn? Nun hast du ja doch einen guten Fang gethan; das freut mich sehr.“ Diese Worte brachen mir das Herz, ich fühlte mein Unrecht, trug den frommen Mann in meine Hütte, heilte ihm den Arm, und er mir die Seele, und als ich einige Jahre darauf meine Frau heiratete, half ich ihr auf den rechten Weg. Die Kinder haben wir denn natürlich in der Furcht und Liebe unseres teuren Heilands auferzogen. Nun richtet über mich! Ich aber bitte Gott, daß er auch euch zu seiner Gnade helfe durch Jesum Christum.“ — Widukind, der nachdenklich zugehört hatte, stand jetzt auf, reichte der Hausfrau und den beiden Kindern die Hand und sprach: „Lebet in Frieden!“ Zu Berthulf aber wendete er sich mit den Worten: „An deinem Glauben muß etwas Wahres sein, aber wir haben keine Zeit darüber nachzusinnen. Wir eilen nach meiner Burg Babilonie, des Rastens ist genug, führe uns durch den Wald auf Wegen, die kein Franke weiß!“ Berthulf sprach: „Von Herzen gern,“ und sie machten sich auf. Durch das Dickicht des Waldes ging es am Gebirge in die Höhe, bis sie auf dem Kamme waren. „Nun kehre heim, du treuer Führer!“ sagte Widukind; „wir sind jetzt geborgen, die Babilonie ist nicht mehr weit. Nimm unsern besten Dank!“ Berthulf nahm Abschied und verschwand im Gebüsche.

In Widukind's Seele war der Stachel des Zweifels an der Echtheit seiner Glaubens gedrückt worden, und er vermochte nicht, ihn zu beschwichtigen. Als nun im Winter eine Waffenruhe eingetreten war, ergriff ihn eine wunderbare Sehnsucht, zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfest kam heran, da hüllte sich Widukind in Bettlerlumpen und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenrotes in das fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten, und gesellte sich zu den Krüppeln, die am Eingange des Heiligtums harrten, daß man ihnen ein Almosen darreichte. Denn hier, meinte der hohe Bettler,

könne er am unbemerktesten den gepriesenen Karl schauen, wenn er in der Mitte seiner Helden und Gewaltigen aus dem Gotteshause trete. Hart an die Pforte gelehnt, bog er sich hinüber und blickte hinein in die geweihte Wohnung. Da wurden nicht Pferde und Rinder geopfert wie bei den Heiden, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare, das Sacrament zu empfangen; Weihrauchduft wallte empor, und die Gesänge der Priester priesen die heilige Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Widukind tief ergriffen von der Pracht und Gewalt des Gottesdienstes der Christen, und stumm faltete er die Hände. Es war, als ob das Christuskind ihm lächelnd vom Altar her winkte und spräche: „Komm her zu mir!“ Hier, sagt man, kam ihm zuerst der Entschluß, ein Christ zu werden. Als nun Karl hinaustrat und mit funkelnden Augen die Reihen der Bettler und Krüppel durchlief, verweilte sein Blick auf der hohen Gestalt und dem gewaltigen Gliederbau Widukind's. Wohl ahnend, wer er sei, ging er doch schweigend vorüber, und jeder empfing sein Almosen. Widukind aber kehrte in tiefen Gedanken heim zu den Seinen; vor seiner Seele stand fortan bei Tag und bei Nacht das lächelnde, winkende Jesuskind.

Nicht lange nach dieser Zeit ritt Widukind hin über die Berghöhe, auf welcher jetzt das Dorf Bergkirchen liegt, und erwog in sich, welcher Glaube der beste sei, der Gottesdienst seiner Väter oder die neue, siegreiche Lehre der Franken. Und er sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, möchte ich dann doch ein Zeichen haben, durch welches ich gewiß würde!“ Da trat ein christlicher Priester aus dem Gebüsche, der sprach: „Was sinnst du, tapferer Herzog, welcher Weg des Heils der rechte sei?“ — „Ich wünsche ein Zeichen, daß meine Seele zur Ruhe komme,“ antwortete Widukind. „Schaff' mir Wasser aus diesem Felsen, und ich will mich taufen lassen!“ Da betet der Priester, und in demselben Augenblicke stampft wiehernd das Roß, und unter seinem Hufe springt aus dem felsigen Boden ein mächtiger Quell hervor. Und Widukind steigt ab, trinkt von dem Wasser und gelobt ein Christ zu werden.

Bald hernach sandte er ins Frankenlager, dem König Karl

seinen Entschluß anzuzeigen. Der ließ ihn voll Freuden mit seinen Sachsen herkommen, ward selbst sein Pate, als die Taufe in großer Pracht gefeiert wurde, und umarmte ihn als seinen Bruder. Lauter Jubel aber erscholl durch das Frankenheer, denn dieser eine war ihnen mehr wert, als zehn gewonnene Schlachten. König Karl hielt ihn, so lange er lebte, hoch in Ehren und gab ihm ein neues Wappenschild, indem er das schwarze Roß ohne Zügel und Gebiß, welches Widukind bis dahin in seinem Schilde geführt hatte, in ein weißes verwandelte, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens an Jesum Christum sei.

Ueber dem Quellborn zu Bergkirchen aber baute Widukind eine Kirche, welche noch heutigen Tages steht.

Wittekind als Bettler.

Einstmals hat Herzog Wittekind Bettlerlumpen angezogen, so daß er gar unkenntlich und unscheinbar geworden. Und also ist er hingegangen, um zu erfahren, wie es in dem Lager des hochgewaltigen Karl's aussehe, und welche Macht und Pracht daselbst zusammengekommen sei. Als er nun eintrat in das Feldlager der Franken, war grade der Tag des Herrn, und beide, das Volk und die Fürsten, hatten sich versammelt im heiligen Bethause. Da hat sich Wittekind gesellet zu anderen Krüppeln, welchen man ein Almosen darreichte. Denn hier, meinte der königliche Bettler, könne er am unbeachtetsten den gepriesenen Karl schauen, wenn er in der Mitte seiner Helden und Gewaltigen aus dem Gotteshause trat. Als er nun, hart an die Pforte gelehnt, sich hinüberbiegt und hineinblickt in die geweihte Wohnung, da soll ihn vom Altare her das geweihte Jesuskind angelächelt haben. Und hier, sagt man, sei ihm zuerst der Gedanke entstanden, auch wohl ein Christ zu werden. Als dann Karl heraustrat, ist ihm die hohe Gestalt und der gewaltige Gliederbau des fremden Bettlers aufgefallen, und er hat wohl geahnt, wer es sei. Wittekind aber ist in Frieden und in tiefen Gedanken zu den Seinen heimgekehrt.

Wittekind wird ein Christ.

Nicht lange nach dieser Zeit ritt Wittekind die Heerstraße hin über die Berghöhe, worauf jetzt Bergkirchen liegt, und erwog in sich, welcher Glaube der beste sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue, siegreiche Lehre der Franken. Und er sprach bei sich selbst: Ist diese die rechte, möchte ich dann ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde! Und siehe, in demselben Augenblick scharret das Roß, und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Da ist der König abgestiegen und hat von dem Wasser getrunken und hat gelobt ein Christ zu werden. Ueber dem Quellborn wurde hernach von ihm eine Kirche erbaut, welche von dem Papste Leo selbst geweiht ist und noch heutigen Tages steht.

Andere erzählen, ein Mönch sei dem Könige an diesem Orte begegnet und habe ihn aufgefordert, seine Götter fahren zu lassen, und als nun Wittekind geantwortet: „Schafft mir Wasser aus diesem Felsen, so will ich mich taufen lassen;“ da sei sofort unter den Hufen des Rosses der herrliche Quell hervorgesprudelt.

Die Roßhuf-Quelle.

Auf dem linken Weserufer bei Minden an der Westfälischen Pforte liegt an dessen einem Pfeiler der Wittekindsberg. Auf demselben steht, nicht ganz auf dem Gipfel, eine Kapelle, vor welcher ein Brünnlein dem Felsen entspringt. Auf der Stelle, wo diese Kapelle sich nun erhebt, hielten vor Zeiten die beiden Helden Karl und Wittekind, im Wortstreite über die Wahrheit ihrer verschiedenen Glaubenslehren begriffen. Als nun Wittekind von Karl ein Zeichen der Wahrheit seines Glaubens verlangte, siehe, da scharrte das Roß des Kaisers und schlug mit seinem Huf gegen den Felsen. Auf den Schlag entsprang dem Steine ein Strahl klaren Wassers und rieselte den Berg hinunter. Karl deutete dem heidnischen Widersacher dieses Zeichen, und wirklich war Wittekind dermaßen von diesem Wunder ergriffen, daß er dem Kaiser nicht länger widerstritt, sondern sich zum Christen-

tume wandte und taufen ließ. Trotz dieser christlichen Wendung scheint die Sage aber einer älteren Zeit entsprungen zu sein, auf ein Zeichen Odin's, ein Hufeisen, zu deuten, welches früher an der Quelle im Felsen eingehauen stand.

Wittekind's Taufe.

Kaiser Karl der Große war gar mildthätig gegen Arme und Gaben Heischende, absonderlich an den großen Festtagen, deshalb folgten ihm auch die Bettler in Scharen nach. Da geschah es in einer Charwoche, daß Wittekind, der Sachsen Heerführer, der zu Engern saß, den Kaiser zu versuchen dachte, legte Bettlergewande an, ging in Karl's Lager, wollte auch der Franken Heimlichkeit erkunden und setzte sich unter die Schar der Bettler. Da nun der erste Ostertag angebrochen war, wurde die heilige Messe gelesen, und wie der Priester das Heiligtum emporhob, so erblickte Wittekind durch ein göttliches Wunder in der Monstranz ein Kind, so schön, wie er noch nie eines gesehen hatte, und ward gegen das Kind voller Liebe. Nach dem Messeopfer wurden den Bettlern Silberpfennige ausgeteilt, und da wurde Wittekind's Heldengestalt erkannt trotz seiner Verkleidung, und er vor Kaiser Karl geführt. Aber Karl empfing seinen großen Gegner gütig und sprach mit ihm über den Christengott und seinen Dienst, und Wittekind erzählte von dem Kinde, das ihm vorgeschwebt. Darauf hat der Sachsenheld die heilige Taufe willig angenommen, und hat auch veranlaßt, daß viele seiner ihm untergebenen Fürsten und Führer sich taufen ließen, und Karl der Große machte ihn zum Herzoge von Sachsen, Engern und Westfalen, und verwandelte das schwarze, springende Roß, welches der Sachsenheld in seinem Schilde führte, in ein weißes.

Wittekind's Taufe.

Einige sagen — wie wir gesehen —, daß Wittekind zu Bergkirchen getauft sei, in demselben wunderbaren und herrlichen Quell, welcher noch jetzt dort in der Nähe der Kirche entspringt. Andere versichern, daß dies zu Enger geschehen sei, in dem Seelborn, der eben

davon seinen Namen hat, daß überhaupt damals die Scharen, welche dem Beispiele ihres Königs folgten, hier die heilige Glaubensweihe empfingen. Noch andere nennen Belm bei Osnabrück als den Ort des großen Ereignisses. Darin aber stimmen alle überein, daß der mächtige Karl des Königs Pate gewesen. Und zum Andenken an diese Umwandlung ist statt des schwarzen Rosses das weiße der Sachsen Feldzeichen geworden.

Das Angerthal gewinnt den König.

Als Wittekind ein Christ geworden war und Frieden hatte im Lande umher, da beschloß er, auszuruhen von den Kriegszügen und Mühseligkeiten und sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bliebe und die Freunde um sich her versammelte. Drei Orte waren ihm besonders lieb, die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare, weidenreiche, rings von Hügeln umschlossene Angerthal. Da sprach er, welcher dieser Orte zuerst seine Kirche fertig hätte, an dem wolle er wohnen. Alle drei baueten eifrig fort, Tag und Nacht, und wie es die Werkleute nur vermochten, und wer weiß, weß der Sieg geworden wäre, hätte nicht der Baumeister im Thale seiner Kirche durch eine List den Preis verschafft. Buchstäblich hielt er sich an des Königs Wort und bauete die Kirche ohne Turm. Dieser Baumeister ist ein Mohr gewesen. Seinen Kopf hat er in Stein ausgehauen, und zu einem Wahrzeichen an die Kirche gesetzt. Da ist er noch heutigen Tages zu sehen. Er steht an der Ostseite in ziemlicher Höhe, und es ist, als wenn er seitwärts hinblickt zu den beiden Kirchen, denen er das Vorrecht und die Ehre abgewonnen.

Die Tüchtigkeit und Schönheit des Baues ist indes über der Eile nicht vernachlässigt, und wer die Kirche sieht, muß noch heute sagen, daß der Mohr ein verständiger und wackerer Meister gewesen.

Außerdem begleitete diesen Kirchbau ein besonderes, günstiges Geschick, denn indem man glaubte, die Steine von weitem holen zu müssen, wurden sie unerwartet und ganz nahe in einer Anhöhe gefunden, welche jetzt der Liesberg heißt.

Sie hat diesen Namen davon, daß die Steine in ihr nicht gebrochen, sondern zusammengelesen sind. Nach des Kirchbaues Vollendung hat man keine mehr gefunden.

Die Sattelmeier.

Nun versammelte der König die Freunde und Diener um sich her, welche sein Gefolge ausmachten. Er gab ihnen Grundstücke zu ihrem Unterhalte und teilte die Geschäfte seines Hauses unter sie aus. Von diesen Gefährten oder Knappen Wittekind's sind die großen Sattelmeier aufgekommen, welche noch jetzt die Umgegend von Enger auszeichnen. Sie begleiteten den König zu Pferde und waren auch späterhin verpflichtet, einen berittenen Mann zum Kriege zu stellen.

Es sind ihrer noch jetzt etwa vierzehn, sieben in der näheren Umgegend von Enger und sieben weiterhin nach Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen zu. Jene sind Nordmeier, Ebmeier, Meier Johann, Barmeier und Ringsmeier im Kirchspiel Enger, dann Meier zu Hücker und der Meier zu Hiddenhausen. Zu diesen werden gerechnet die Meier zu Rahden, zum Goddesberge, zum Hohberge, zu Ollerdissen, zu Südbrock, zu Südhorst und zum Wend'schen Hofe. Wenn sie mit dem Könige ritten, war es Hiddenhausen, der den Zug begann, und Hücker, der ihn schloß. Außerdem hatte Ringsmeier über den Marstall die Aufsicht. Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden an. Barmeier war das Haupt der Hirten, welche die zahlreichen Sauherden des Königs weideten. Windmeier, ein geringerer Diener, so daß er nicht zu den Sattelmeiern gehörte, war Wittekind's Jäger, und bei ihm fanden sich die Windhunde des Königs. Noch bis auf unsere Zeiten erfreuten sich diese Sattelmeier und besonders die um Enger her, mancher besonderen Vorrechte, womit ihr königlicher Herr sie begnadigt hatte. Sie waren frei vom Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und ihrer Frauen Leichenbestattung, besonderer Ehren. Drei Tage nach einander werden sie und zu sonst ungewöhnlicher Zeit beläutet. Schon vom Sterbehause aus begleiten die Geistlichen den Sarg,

dieser wird in die Kirche getragen und auf dem Chore am Altare niedergesetzt, als wollte der Tote hier noch zuletzt von der Grabesstätte seines Königs Abschied nehmen. Und erst nach dem Gottesdienste geschieht dann auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

Widukind's Ende und Grab in Enger.

Nordwestlich von Herford liegt ein unscheinbares, kleines Dorf, welches gewiß das merkwürdigste Westfalens ist; es heißt Enger und war einst eine stolze Stadt, die den ganzen Gau der Angrivarier beherrschte; denn sie umschloß die Königsburg Widukind's. (König nennt ihn allgemein die Volkssage, obwohl Karl der Große ihm nach seiner Bekehrung nur ein erbliches Herzogtum über Westfalen und Engern übertrug.) Die Stadt Enger hatte sieben Thore, sie dehnte sich gen Süden bis an den Elsternbusch aus; Westerenger aber war die Vorstadt, und hier hatte der König ein Vorwerk, dem auch noch der Name geblieben ist. Von dieser alten Stadt entdeckt man jetzt fast keine Spur mehr. Die Kirche und an ihrer Südseite, am Raine des etwas erhöht liegenden Friedhofs, der die Kirche umgiebt, ein kleines Mauerstück von Widukind's Burg sind alles, was aus des Herzogs Tagen übrig geblieben ist. Die Entstehung der Kirche und der Burg wird nach der mündlichen Ueberlieferung des Volkes so erzählt: Als Widukind ein Christ geworden war und Frieden im Lande hatte, da beschloß er, sich einen Königssitz zu bauen, wo er in Ruhe, seine treuesten Genossen um sich, den Rest seiner Tage verleben könnte. Drei Orte aber waren ihm besonders lieb: die Höhen von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare, weidenreiche, rings von Hügeln umschlossene Angerthal; unschlüssig über die Wahl, erklärte er, er würde den Ort wählen, wo zuerst eine Kirche erbaut sein würde. Nun begann man an allen drei Orten eifrig zu arbeiten; aber der Baumeister im Angerthale trug durch eine List, wie wir oben gesehen haben, den Sieg davon. So errichtete Widukind an dieser Stelle seine Burg; die Stadt entstand umher und umschloß mit ihren Mauern das jetzige Marktfeld, wo sich der Hauptplatz befand, und das Opferfeld, wo man zuvor den heidnischen Göttern Menschenopfer gebracht hatte, nebst mehreren anderen Feldstücken, über

welche jetzt Pflug und Egge fahren. Sie war so groß, daß in ihrem Umfange die heutigen Höfe Ebmeier, Ringsmeier, Barmeier, Windmeier und Vorwerk liegen. Sie hatte sieben Thore: das Nordthor bei Nordmeier's Hofe; das Burgstädter Thor unweit der Burg selbst; das Kniggenthor an der Landstraße nach Bünde; das Niedermühlenthor an der Herforder Straße; das Bruchthor an der Enger Niederung; das Lüttenthor an dem Wege nach Westerenger; das Niederthor bei Niermann's Hofe.

Viele andere Erinnerungen an den großen Heerführer bewahrt in Namen und Anklängen die Gegend. Man zeigt im Dorfe Enger die Stellen, wo seine Küche und der Küchengarten, wo das Backhaus und der Hühnerhof lagen; Pferdeschwemme und Burggraben werden gewiesen, ja der achteckige, ausgekehlte Stein, welcher einst über der Schloßpforte lag und die Krone trug. Unfern des Ortes, bei einem dornbewachsenen Hügel sieht man den Platz von Widukind's Vogelherd und Vogelhaus, bei denen er oft und gern verweilte und zwei junge Bursche zu Fang und Pflege der Tiere angestellt hatte. An der Stelle der Umgegend, wo gegenwärtig die heiligen sieben Buchen, das Wahrzeichen des Gaues, stehen, hatte er eine Warte zur Rundschau erbauen lassen neben einer Eiche, die ein Heiligtum aus alter Zeit war. An der Stelle des uralten heiligen Baumes wuchs später die wunderbare Buche auf, deren Ueberreste noch zu schauen sind; es war ein Stamm, der nahe an der Erde in sieben mächtige Aeste sich auseinander zweigte und, oben wieder vereinigt, mit den sieben Wipfeln die gewaltige Krone eines einzigen Riesenbaumes bildete.

Widukind's Gebeine selbst ruhen in der stillen, einfachen Dorfkirche, die in ihrer etwas verworrenen Bauart ein hohes Alter verrät. Das Grabmal auf dem Chore, von Kaiser Karl IV., der persönlich die Stätte besuchte, 1377 errichtet, zeigt den alten Helden in Stein ausgehauen, man weiß nicht, ob nach einem älteren Bilde oder nach dem, welches sich der Künstler von ihm machte. Er ist in ein weites und bis auf die Füße reichendes Gewand gekleidet, auf dem Edelsteine angedeutet scheinen; die linke Hand hält das Scepter, die rechte ruht auf der Brust.

Widukind ist ohne Bart mit kurzem Haupthaar abgebildet, das zum Teil von einer mützenartigen Kopfbedeckung verhüllt wird; die Füße stecken in einer Art Schnabelschuhe, die fast bis an die Zehen aufgeschlitzt und ohne Bänder zur Befestigung sind. Das Monument trägt an der linken Seite des Würfels in lateinischer Sprache die Inschrift: „Grabmal Wittekind's, des Sohnes Warnechin's, Königs der Angrivarier, des tapfersten Heerführers der zwölf Häuptlinge des Sachsenlandes. Er starb im Jahre des Herrn 807 und hinterließ das Reich seinem Sohne Wigbert.“ Noch jetzt wird jährlich am Dreikönigsfeste eine Stunde lang, von 12 bis 1 Uhr, ihm zu Ehren wie einem Heiligen geläutet. Dann versammeln sich die Kinder des Ortes in der Schule, ziehen in langen Reihen von der nördlichen Seitenpforte durch die Kirche nach der südlichen, wo sie von den Kirchenältesten besonders dazu gewidmete Semmeln, sogen. Timpen, empfangen, von denen die Feier den Namen Timpenfest erhalten hat. Dann nahen die Ortsarmen dem Altare, wo sie mit Brot und Fleisch beschenkt werden. An den Ursprung dieser auch die „Wekingsspende“ genannten Stiftung knüpft sich eine Sage. Widukind hatte in seinem hohen Alter den launigen Einfall, die Anhänglichkeit seiner Engerer dadurch zu erproben, daß er das Gerücht seines plötzlichen Todes verbreiten ließ. Nun mußte es sich zeigen, wer ihm gern und willig das letzte Geleit geben würde. Als sich zur angesetzten Stunde die Menge der Leidtragenden versammelt hatte, trat auf einmal der Totgeglaubte fröhlich und wohlbehalten unter sie. Er bewilligte ihnen für ewige Zeiten Zehntfreiheit.

Unterdessen kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung. Allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop“, und so heißt sein Hof noch heutzutage. Auch diejenigen, welche, wie z. B. Steinköhler zu Pödinghausen, unterwegs gewesen und auf die Nachricht vom Leben des Königs umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringe Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja selbst Schürmann zu Westerenger, welcher nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei. Aber über

jene, welche zu Hause geblieben waren, verhängte er die Strafe, alljährlich an seinem Todestage an die Ortsarmen Brot und Fleisch zu spenden, ein Gebrauch, der nun über tausend Jahre lang bestanden hat, obwohl Widukind's Gebeine wohl über 400 Jahre nicht hier, sondern in Herford waren.

Widukind hatte nämlich bei der Kirche ein Kollegiatstift gegründet und mit reichen Besitztümern ausgestattet. Als aber im Laufe der Zeit der Ort verödete, gefiel es den Stiftsherrn nicht länger in dem einsamen Dorfe, und das ganze Kapitel zog nach Herford, nachdem es seine Ländereien und Güter vermietet hatte. Nach Herford sollte nun auch Zins und Zehnte abgeliefert werden; aber die Pflichtigen weigerten sich allesamt und wollten nur beim Grabe ihres Königs ihre Gefälle niederlegen. Da nahmen die Stiftsherrn zur List ihre Zuflucht. Heimlich, in stiller Nacht, ließen sie die Gruft öffnen und die Ueberreste des Königs nach Herford schaffen, wohin nun die Gefälle folgen mußten. Erst als das Stift aufgehoben war, wurden die Gebeine Widukind's den Engerern durch Urteil und Recht wiedergegeben; es haben die Sattelmeier sie von Herford eingeholt, um ihre Kirche getragen und dann nicht in dem alten Grabe, sondern in einem Glaskasten in der Sakristei der Kirche beigesetzt.

Wittekind's Grab und Gedächtnis.

Da Wittekind, der große Sachsenheld, der, so lange es ihm nur möglich war, die Freiheit seines Volkes gegen Kaiser Karl's Unterdrückung schirmte, gestorben war, fand er sein erstes Begräbnis zu Enger in dem Stift, was er selbst begründet und erbaut, doch ward seinem Gebein, wie ihm selbst im Leben, wenig Ruhe beschieden. Denn hernachmals wurde es von Enger in einem schlechten Kasten nach Herford gebracht, dann aber wieder nach Enger zurück, doch wurde sein Gebein gleich dem eines Heiligen verehrt, auch sein Andenken in so hohen Ehren gehalten, wie kaum ein anderes eines deutschen Fürsten und Helden aus so früher Zeit, denn vormals ließen alle Fürsten zu Sachsen mit Stolz ihren Namen bis zu Wittekind zurückführen, ebenso die alten Herzöge zu Bayern, zu Schwaben, die Kapetinger in Frankreich, die Herrscher Oldenburgs und Dänemarks, Savoyens

und andere. Da wollten alle Wittekinder sein. Kaiser Karl IV. hat des Helden Grabmal hoch geehrt und erneuern lassen. Es war darauf eine Schrift in Kreuzesform, und des Helden Bild nach uralter Art mit perlengezierten Schuhen, Purpurtunika mit edelstein- und sternenbesäetem Ueberwurf, gar köstlich, und einem Hute, der einer Krone ähnlich.

Widukind in der Babilonie.

Des Königs Burg Babilonie ist längst versunken. Aber der alte König sitzt mit seinem Gefolge in dem Berge und harrt, bis seine Zeit kommt. Manchmal sieht man ihn im Wesergebirge auf weißen Pferden reiten und seine Burgen besuchen; auch wird das Heer erblickt mit blinkenden Spießen, und lauter Lärm wird dann vernommen, Rossegewieher und Hörnerschall, und die Anwohner sagen, es bedeute Krieg, wenn Widukind aus der Babilonie ausreite. Es ist eine Thür vorhanden, welche von außen in den Berg zu dem Palaste führt. Allein nur selten geschieht es, daß ein besonders Begünstigter sie erblickt. Einst weidete ein Schäfer aus Hille seine Herde an dem Berge, da sah er drei fremde, lilienartige Blumen stehen und pflückte sie. Dennoch fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen, er brach auch diese und siehe, am andern Morgen waren abermals an dem Orte drei Blumen aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich in der Schwüle des Mittags am Abhange hingesetzt hatte, erschien ihm eine schöne Jungfrau, fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, welchen er sonst nie gesehen, und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er es, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte.

Die Jungfrau ging voran, und der Schäfer folgte; so gelangte er durch das Dunkel in ein hellerleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Gerät glänzte auf den Tischen und an den Wänden. Auf dem Fußboden drohte ein schwarzer Hund; doch als er die Blumen sah, ward er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber ruhte der greise König.

Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was dir gefällt, und vergiß das Beste nicht!“ Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und wählte sich von den Schätzen, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gemach zu verlassen. Nochmals rief ihm die Jungfrau zu: „Vergiß doch das Beste nicht!“ Er blieb stehen, blickte zurück und sah umher, was denn wohl das Beste sei; auch nahm er noch einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen aber dachte er leider nicht, sondern ließ sie auf dem Tische liegen; und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. So ging er, mit Schätzen beladen, durch die dunkele Halle zurück. Eben trat er an das Tageslicht heraus, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm herfuhr, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde. Der Schäfer hat nach diesem Ereignisse noch viele Jahre gelebt; allein den Eingang hat er nie wieder erblickt, und seine Ferse ist nie heil geworden. Er liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben und hat manche Vermächtnisse hintergelassen.

Wittekind im Wedigenstein.

Tief im Grunde des Wiehengebirges, nach den einen im Wedigenstein, unweit der Porta Westfalica, nach den anderen in der Babilonie unweit Lübbecke, sitzt der alte Sachsenherzog Wittekind an einem großen Tisch von Felsgestein. Neben ihm und um ihn herum sitzen seine Mannen, angethan mit voller Rüstung. An den Wänden hangen die Streitäxte, Schwerter und andere Waffen, im Hintergrunde stehen die mutigen Rosse. Zahllose Edelsteine werfen ein magisches Licht durch die weite Felsenwohnung, an deren Eingang zwei weißgekleidete Schlachtjungfrauen mit gezückten Schwertern Wache halten, damit niemand, welchen es nach den kostbaren Schätzen gelüstet, unbemerkt sich denselben nahe.

Manchmal des Nachts besteigt der alte Herzog sein Roß, seine Mannen folgen ihm und mit Windeseile fliegen sie über den Bergesrücken hin, in der Hand die Streitaxt schwingend.

Wittekind sucht dann seine ehemaligen Burgen auf, traurig sieht er sie in Trümmern darniederliegen, aus deren Tiefe Moderdüfte emporsteigen. Sobald aber der Morgen naht, geht der Troß wie im Fluge zurück und steigt wieder nieder in Bergesgrund.

Anwohner des Wiehengebirges haben den kriegerischen Zug oft gesehen und sie sagen, daß seine Erscheinung jedesmal Krieg bedeute.

Sagen

aus dem

Schaumburgschen, Lippeschen, Waldeckschen
(Hameln, Höxter).

I. Volkssagen.

1. Riesen, Hünen.

Die Hünen.

Viel weiß in den Gegenden um Höxter, Corvey, Brakel und den Landstrecken durch Westfalen die Sage von den Hünen, Heunen oder Riesen zu erzählen, ja sie erstreckt sich auch nordwärts bis über die Lüneburger Heide hinaus und in die Bremenschen Geest- und Marschgegenden. Hünengräber, Hünenbetten, Hünensteine, Hünenkeller, Hünenburgen liegen im Lande verstreut und gelten dem Volke als Zeugen von der Existenz eines gewaltigen, großwüchsigen, starken Geschlechtes. Es ist aber dabei etwas eignes und wunderbares; die Sage, welche Geister und Gespenster, weiße Jungfrauen und schwarze Hunde zahllos wandern, welche Zwerge und Kobolde einzeln und in Menge sich den Menschen zeigen läßt, läßt mit sehr wenigen Ausnahmen die Hünen weder wandern noch erscheinen; sie berichtet nur von deren ehemaligem Dasein, zeigt Spuren ihrer gewaltigen Kraft und nennt die Orte, wo sie gewohnt, gespielt, gekämpft, mit Kugeln und Hämmern sich aus Stundenferne geworfen haben. Mannigfach blieb der Name des Riesengeschlechts an Orten haften, so liegt über Brakel die Hunnenburg, die Namen naher Dörfer: Riesel und Reelsen (bei Driburg) scheinen auf Riesen zu deuten. Bei Dransfeld im Göttingenschen liegt ein Hunnen- oder Hünenberg, darinnen will man gleichwohl Riesen gesehen haben; über dem Dorfe Altenhagen liegt auch eine Hünenburg. Der letzte

ihrer Bewohner brach sie in Trümmer und wälzte auf sich selbst den größten Stein als Grabesdecke. Auf dem Wege nach Salzwedel beim Dorfe Lübbow liegt ein riesiger Hünenstein, eines heidnischen Gottes Altar — der kehrt sich in jeder Christnacht vor Unwillen um, wenn der Hahn kräht. Bei Freren in der Niedergrafschaft Lingen steht auch ein gewaltiger Hünenstein, und sind dort reiche Gräber. In der Lüneburger Heide im Amte Knesen liegt der Pickelstein, den warfen die Hünen vom Kläbesberge dahin. Sieben Kreuze und ein Hufeisenabdruck sind an ihm zu sehen, und es geht die Sage, daß diese ein Heerführer mit seinem Schwert in den Stein gehauen, und den Hufschlag habe sein Roß eingedrückt als ein Wahrzeichen seines Sieges. Vor Zeiten soll das Hegegericht der umliegenden Dörfer am Pickelstein gehalten worden sein. Bei Sievern ruht noch unangetastet ein Hünengrab, das Bülzenbette geheißen, von besonderer Art und Größe. Es ist nicht gut, die Hünengräber zu durchwühlen und die längst Begrabenen in ihrer Ruhe zu stören.

Ein Kanonikus zu Rammelsloh grub nach einem Riesendenkmal bei Steinfeld, dem erschienen in der Nacht drei Männer, von denen der eine einäugig war, mit drohenden Blicken, und sprachen zu ihm mit wunderbaren Lauten in uralter Stabreimweise:

Heldentot haben
Hier wir erlitten.
Für das Vaterland
Fochten und starben wir;
Störern unsers Staubes
Strahlt Glücksstern nimmer.

Der Kanonikus zu Rammelsloh hat nie wieder nachgegraben.

Der Köterberg.

Der Köterberg (an der Grenze des Paderbornschen, Lippeschen und Corveyschen) war sonst der Götzenberg genannt, weil die Götter der Heiden dort angebetet wurden. Er ist innen von Gold und Schätzen, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Auf der nördlichen Seite sind Höhlen, da fand einmal ein Schäfer den Eingang und die Thüre zu den Schätzen, aber wie er eingehen wollte, in demselben

Augenblick kam ein ganz blutiger, entsetzlicher Mann über's Feld daher gelaufen, erschreckte und verscheuchte ihn. Südlich auf einem waldbewachsenen Hügel am Fuße des Berges stand die Harzburg, wovon die Mauern noch zu sehen, und noch vor kurzem Schlüssel gefunden sind. Darin wohnten Hünen, und gegenüber, auf dem zwei Stunden fernen Zierenberg, stand eine andere Hünenburg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer herüber und hinüber.

Hünenspiel.

Bei Höxter, zwischen Godelheim und Amelunxen, liegen der Brunsberg und Wiltberg, auf welchen die Sachsen im Kampf mit Karl dem Großen ihre Burgen gehabt haben. Nach der Sage des Godelheimer Volks wohnten dort ehedem Hünen, die so groß waren, daß sie sich morgens, wenn sie aufstanden, aus ihren Fenstern grüßend die Hände herüber und hinüber reichten. Sie warfen sich auch, als Ballspiel, Kugeln zu und ließen sie hin und her fliegen. Einmal fiel eine solche Kugel mitten ins Thal herab und schlug ein gewaltiges Loch in den Erdboden, das man noch heute sieht. Die Vertiefung heißt die Knäuelwiese.

Die Riesen herrschten da zu Land, bis ein mächtiges, kriegerisches Volk kam und mit ihnen stritt. Da gab es eine ungeheure Schlacht, daß das Blut durch's Thal strömte und die Weser rot färbte; alle Hünen wurden erschlagen, ihre Burgen erobert, und das neuangekommene Volk schaltete von nun an in der Gegend.

Nach einer anderen Erzählung sandte der Riese von Brunsberg dem von Wiltberg täglich einen Brief, der in ein großes Knäuel Garn gewunden war, und so warfen sie es hinüber und herüber. Eines Tages fiel das Knäuel in Lauf, einem Holze unter dem Braunberge, nieder, und da ist ein großer Teich geworden, wo lauter weiße Lilien aufwachsen, und wo noch zu dieser Stunde alle Jahr am Ostermontag die weiße Frau kommt, um sich zu waschen.

Der letzte Riese.

In der Gegend von Hameln liegt Oehrmann's Hof, wo der letzte Riese gewohnt hat, von dem man noch manches zu erzählen weiß. So sagt man, die Frau habe ihm einmal geheißen, kleines Holz zu holen, da habe er ihr Sägespäne gebracht, und als sie darüber unwillig geworden und ihm geboten, er solle großes Holz bringen, sei er in den Wald gegangen, habe ein paar Eichen bei den Kronen gepackt, sie ausgerissen und herbeigeschleppt.

Ein andermal fährt er Holz aus dem Walde, da bricht der eine Schenkel an der Achse der Vorderräder; er aber springt schnell herzu, packt die Achse, ehe noch der Wagen zum Fallen kommt, nimmt das Rad auf die Schulter und fährt so lustig nach Hause. Als er aber auf den Hof kommt, hat er neues Mißgeschick; die Bäume sind von solcher Länge, daß er bei der Biegung des Wegs nicht ins Thor kann; aber auch hier ist er wieder kurz entschlossen. Er faßt schnell die beiden Schenkel der Hinterachse, bringt so den Wagen in die Richt und fährt schnellen Laufes auf den Hof.

Nach einiger Zeit hat er nun auch Soldat werden sollen, allein er hat keine Lust gehabt; da hat man endlich die stärksten vom Regiment abgeschickt, die haben ihn holen sollen. Sie haben ihn auf dem Felde hinterm Pfluge getroffen. Als er sie aber von weitem kommen sieht, nimmt er den Pflugbaum, schwingt ihn ein paarmal über seinem Kopfe und ruft ihnen zu: „Kennt ihr die Sprache?“ Und sie müssen sie wohl verstanden haben, denn sie haben sogleich linksumkehrt gemacht; doch sind sie am nächsten Morgen mit Verstärkung wiedergekommen und zwar haben sie sich eingestellt, als er noch im Bette gelegen, und haben alles, womit er sich etwa hätte wehren können, beiseite geschafft. Als sie nun so sein Bett umstehen, reckt er sich und drückt damit das ganze Bett so auseinander, daß er die zu Häupten und Füßen Stehenden gegen die Wand drückt, daß ihnen das Blut nur so herausspritzt. Allein nach langem Widerstande haben sie ihn endlich doch bezwungen, da hat er zur Strafe nach Wetzlar gemußt und hat eine eigene eiserne Karre, fünfzehn Centner schwer, schleppen müssen.

2. Zwerge, Unterirdische.

Die Zwerge im Mönckenloch.

An dem Paschenberge, welcher über der alten Schaumburg liegt, befindet sich ein großes Steinloch, zu dem eine enge Schlucht durch den Stein führt; die nennt man das Mönckenloch. Nun hat vor Zeiten auf der Schaumburg ein Graf gelebt; der hat es mit einer Zwergin, der Art es viele in der Gegend gegeben, gehalten und hat sie immer heimlich in dem Mönckenloch besucht. Seiner Frau ist es aber aufgefallen, daß er so oft ausblieb, und sie hat den Diener, der ihn immer bis zur Höhle begleiten mußte, vermocht, daß er Erbsen auf den Weg streue, damit sie ihn finden könne. Da hat sie endlich einmal beide bei einander überrascht, und der Graf hat ihr versprochen, die Zwergin nicht wieder zu besuchen. Seit der Zeit haben aber die Zwerge dem Grafen allerhand Schaden zugefügt, namentlich auch einmal das Schloß arg bestohlen. Endlich aber sind sie fortgezogen, und zwar hat man eine Stimme gehört, die hat gerufen: „Auf, auf, Prinz, Prinzerlenz, Prinz ist tot!“ und bald danach ist in der Nacht einer zum Fährmann in Großwieden gekommen und hat ihm geheißen, die Fähre bereit zu halten, denn er solle Leute übersetzen. Das hat er denn auch gethan und hat viermal überfahren müssen, hat aber niemand gesehen, und dennoch ist die Fähre so tief gegangen, als wenn sie ganz voll wäre. Als er endlich zum viertenmal übergefahren ist, hat der, welcher ihn gedungen hat, gesagt, er solle einmal auf die Wiese sehen; als er das gethan, hat er auf der Wiese Kopf an Kopf erblickt, die hatte er alle übergefahren. Darauf hat sich der Kleine bei ihm verabschiedet und ihm noch zugerufen, seine Bezahlung liege in der Fähre; der Fährmann hat auch sogleich zugesehen, aber nichts als Pferdemist gefunden, den er ärgerlich mit dem Fuße ins Wasser gestoßen hat. Etwas ist ihm aber an seinem Schuh sitzen geblieben, das sind am andern Tage lauter Pistolen gewesen.

In Kleinbremen bei Bückeburg erzählte man auch früher noch viel von den Unterirdischen oder Zwergen, und zwar sollen sie sich besonders im Dienhagen oder Kienhagen (?) auf-

gehalten haben, jedoch zuletzt fortgezogen sein, weil einer derselben von einer Rüde zerrissen worden.

Zwergsagen.

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Goldbeck, in der Richtung nach Rinteln zu, befinden sich Höhlen an einem Berge, in denen haben ehemals Zwerge gewohnt. Nun lag in der Nähe der Hof eines Bauern, dessen Herde gewöhnlich in der Nähe der Höhle zu weiden pflegte, und da sah der Hirt alle Morgen eine fremde Kuh sich unter die seinen mischen, die war so glatt und schön, daß sie wie Gold glitzerte und glänzte; abends aber, wenn er heimtrieb, war sie bei den Höhlen stets plötzlich verschwunden. Das erzählte er einmal abends seinem Herrn und der sagte: „Dafür könnten sie dir auch wohl ein Trinkgeld geben, daß du ihnen täglich ihre Kuh mit auf die Weide treibst.“ Das hörten die Zwerge, die sich, durch ihre Nebelkappen unsichtbar, gern in der Stube des Bauern aufhielten, und andern Morgens, als der Hirt mit seiner Herde wieder bei den Zwerglöchern vorübertrieb, fand er vor einer der Höhlen einen Groschen, und so ging's nun fort einen Tag wie alle Tage. Als das der Bauer wieder hörte, sagte er: „Können sie das, so können sie dir auch wohl ein Frühstück geben,“ und andern Morgens, als der Hirt wieder an der Höhle vorüberkommt, liegt neben dem Groschen noch ein schöner Pfannkuchen, und solchen fand er nun ebenfalls täglich dort.

Nun richteten die Zwerge aber in den Erbsenfeldern des Bauern großen Schaden an, sodaß er endlich unwillig wurde und rief: „Haben sie so viel Geld, so könnten sie mir wohl den Schaden ersetzen oder lieber ganz und gar wegziehen.“ Kaum hatte er das gesagt, so rief eine Stimme: „Schick deinen Knecht zur Höhle, da soll alles bezahlt werden!“ Da schickte er denn auch seinen Knecht hin, und der nahm, weil er recht viel Geld zu bekommen dachte, gleich eine Metze mit. Als er aber vor die Höhle kam, fand er auf dem Tische einen großen Haufen Pferdemist, den er ärgerlich mit dem Maße hinunter auf die Erde warf und nach Hause ging. Als er hier seinem Herrn erzählte, wie es ihm ergangen, und die Metze im Ärger von

sich schleuderte, da gab's auf einmal ein Klingen wie pures Gold, und als er nachsah, da waren's Pistolen; sogleich schickte ihn nun sein Herr zurück, um auch noch den übrigen Mist zu holen; aber als er hinkam, war nichts mehr davon zu finden.

Bei Alverdissen liegt ein kleiner Busch, sonst die Helle, jetzt der Küsterbusch genannt, in dem haben sich ehemals unter einem Steine Zwerge aufgehalten.

Da ist auch einmal ein Mann zu Alverdissen gewesen, der sollte 200 Thaler bezahlen, die er sich geliehen hatte, und konnte es nicht; da ist er traurig hinausgegangen, und wie er so geht, steht auf einmal ein Zwerg vor ihm, der fragt, was ihm denn fehle. Da offenbart er ihm denn alles, und der Zwerg heißt ihn folgen. Darauf sind sie zum Steine in der Helle gegangen, wo der Zwerg verschwunden aber bald nachher mit 200 Thalern wieder herausgekommen ist; die hat er ihm gegeben und gesagt: „Ich leihe sie dir, aber übers Jahr auf Tag und Stunde muß ich sie wiederhaben; dann komm nur her und rufe „Anton", so werde ich hervorkommen und sie dir abnehmen." Der Mann ist erfreut nach Hause gegangen und hat sich nach Jahresfrist auch zur rechten Zeit wieder eingestellt, aber eine ganze Zeit hat er vergeblich gerufen; endlich ist ein anderer Zwerg erschienen, der hat ihm gesagt: „Anton ist tot, geh du ruhig heim und behalte das Geld."

Die Springwurzel.

Vor Zeiten hütete ein Schäfersmann friedlich auf dem Köterberg, da stand, als er sich einmal umwendete, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: „Nimm die Springwurzel und folge mir nach!" Die Springwurzel erhält man dadurch, daß man einem Grünspecht (Elster oder Wiedehopf) sein Nest mit einem Holz zukeilt; der Vogel, wie er das bemerkt, fliegt alsbald fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen; denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt er heraus, wie vom stärksten Schlag getrieben. Hat man sich versteckt und macht nun, wie er heran kommt, einen großen Lärm, so läßt er die Wurzel erschreckt

fallen (man kann aber auch nur ein weißes oder rotes Tuch unter das Nest breiten, so wirft er sie darauf, sobald er sie gebraucht hat). Eine solche Springwurzel besaß der Hirt, ließ nun seine Tiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein, kamen sie zu einer Thüre oder einem verschlossenen Gang, so mußte er seine Wurzel vorhalten, und alsbald sprang die Thür krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da saßen noch zwei Jungfrauen und spannen emsig. Der Böse war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tisch, vor dem die beiden saßen, festgebunden. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft, und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlusterte: „Nimm dir, so viel du willst!“ Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder hinaus wollte, sprach sie: „Aber vergiß das Beste nicht!“ Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze, und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war die Springwurzel. Wie er nun hinaustrat, ohne die Wurzel, die er auf den Tisch gelegt, schlug das Thor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weiteren Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte einbüßen können. Die großen Reichtümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.

---

3. Teufel, Spukgeister.

Die Eggester Steine.

Die alten Helden, welche einst unser Vaterland bewohnten, waren beinahe alle vom starken Kaiser Karl besiegt und gezwungen worden, sich taufen zu lassen. Herzog Wittekind war mit den Seinen allein noch übrig. Aber auch er konnte sich nicht lange mehr halten, und seine Macht wurde alle Tage schwächer. Da erschien ihm einmal bei Nacht der Teufel und versprach ihm, einen Heidentempel zu bauen, der so gewaltig sein solle, daß

ihn der starke Karl wohl müßte stehen lassen. Um dieses Heiligtum sollten sich dann alle, die noch den alten Göttern treu wären, in fester Einigkeit scharen. Selbst viele, ja die meisten der Neubekehrten würden wieder umkehren, da in ihrem Herzen der christliche Glaube nur erst schwache Wurzel getrieben habe. Und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts anders, als daß nur Wittekind und die Seinen dem väterlichen Glauben nimmer entsagten. Mit Freuden willigte der Herzog ein, und der Teufel versprach dagegen, den Bau in der nächsten Vollmondnacht zu vollenden. Von dieser Zeit an waren Wittekind's Waffen gegen Kaiser Karl wunderbarer Weise glücklich, und sein Anhang vermehrte sich von Tag zu Tag. So kam die Zeit des Vollmonds, und der Teufel begann sein Werk. Ungeheure Felsen schleppte er aus aller Welt Enden zusammen und türmte sie zu Gewölben und Hallen von ungeheurem Umfange über einander. Aber als nun der Riesentempel beinahe ganz vollendet dastand, da hat es Gott dem Wittekind plötzlich ins Herz gegeben, daß er seinen argen Wahn erkannte. Eiligst ging er hin in des starken Karl's Lager, und ließ sich reumütig taufen. Da das der Teufel gewahr wurde, fuhr er in großer Wut über den Tempel her und riß Säulen und Wände und Giebel mit entsetzlicher Kraft auseinander, die Felsen hierhin und dorthin zerstreuend. Das sind die Eggester Steine, die noch jetzt, grau und verwittert, am Eingange in den Teutoburger Wald zu sehen sind. Auf der Höhe des einen findet sich ein Gemach mit einem Opfersteine, welches der Teufel zu zerstören wohl vergessen haben muß. In viel späterer Zeit hat einmal ein christlicher Einsiedler in den Höhlen der Felsen gewohnt und in die rauhen Wände erbauliche Heiligenbilder gehauen, welche ebenfalls noch deutlich genug zu sehen sind.

Die Extersteine.

Der Teufel hat einmal in alter Zeit, als die Andacht an den Extersteinen noch im Schwange war, die Felsen umstürzen wollen und hat sich deshalb mit aller Macht gegen sie gestemmt, hat sie aber doch nicht umwerfen können; so mächtig aber hat er sich dagegen gedrängt, daß sich sein Hinterer, wie

man noch sehen kann, tief in den Stein gedrückt, auch die lichte Lohe ihm hinten herausgefahren ist und ihren Brandfleck an dem Felsen hinterlassen hat. Jetzt indes ist dieser nicht mehr zu sehen, da er von Erde und Buschwerk bedeckt ist.

Von dem großen Steine, der hart über der Heerstraße hängt, sagt man, er werde einst hinabstürzen und eine lippesche Fürstin zerschmettern.

Der ewige Fuhrmann.

Von Kohlstädt bis zur kleinen Egge, da, wo sich die Gebiete von Rhein und Weser scheiden, fährt der ewige Fuhrmann. Schon mancher hat ihn dort gesehen, wie er in dem Bache, in dem früher die Straße über das Gebirge lief, heraufgekommen und dann die steile Bergwand gerade in die Höhe gefahren ist. Gewöhnlich sitzt er auf einem Schimmel mit einer weißen Mütze und langen Peitsche und hat vor sich und neben sich einen Braunen gespannt; doch haben ihn andere auch schon mit sechs Schimmeln fahren sehen.

Wie das aber gekommen sei, daß er hier ewig fahren müsse, erzählt man so: Die Einwohner von Horn haben über alles in der Welt gern Lachs essen mögen und deshalb einmal einem Fuhrmanne, von dem sie glaubten, daß er solchen führe, an dieser Stelle aufgelauert und ihn erschlagen. Der, welcher das gethan, muß nun ewig hier fahren; die aus Horn nennt man aber noch heute, so bitterböse sie auch darüber werden mögen, Lachsfresser.

Der Jungfernborn.

Bei Alverdissen im Lippeschen ist ein Brunnen, der heißt der Jungfernborn, weil sich dort ein paar weiße Jungfern sehen zu lassen pflegen. Man hütet sich, in die Nähe desselben zu kommen, da es nicht recht geheuer dort ist. Einmal kommt einer in der Nacht vorbei, da sieht er ein rotes Sieb, das drehte sich auf dem Brunnen rund um, und eine der Jungfern saß dabei; ein andermal stand ein Haspel mitten im Wege, der vorbeiführt. Besonders aber soll es als Fuchs und Hase dort umgehen. So kommt auch einmal einer des Abends spät vorbei,

da sieht er den Fuchs und den Hasen, und es scheint ihm so, als wolle der Fuchs eben nach dem Hasen greifen; da denkt er: „Du sollst ihn doch auch nicht haben,“ und schlägt mit dem Stocke nach ihm, aber augenblicklich hebt es ihn auf, und als er wieder etwas zur Besinnung kommt, ist er oben auf dem Berge, wohl eine halbe Stunde von Alverdissen. Mühsam hat er sich nach Hause geschleppt, ist leichenblaß dort angekommen, hat von dem Tage an gesiecht und ist bald darnach gestorben.

Das Fräulein vom Willberg.

Ein Mann aus Wehren bei Höxter ging nach der Amelungs-Mühle, Korn zu mahlen; auf dem Rückweg wollte er sich ein wenig am Teich im Lau ausruhen. Da kam ein Fräulein von dem Willberg, welcher Godelheim gegenüber liegt, herab, trat zu ihm und sprach: „Bringt mir zwei Eimer voll Wasser oben auf die Stolle (Spitze) von Willberg, dann sollt ihr eine gute Belohnung haben!“ Er trug ihr das Wasser hinauf; oben aber sprach sie: „Morgen um diese Stunde kommt wieder und bringt den Busch Blumen mit, welchen der Schäfer vom Osterberge auf seinem Hut trägt, aber sehet zu, daß ihr sie mit Güte nur von ihm erlanget!“ Der Mann forderte den anderen Tag die Blumen von dem Osterbergsschäfer und erhielt sie doch erst nach vielem Bitten. Darauf ging er wieder zu der Stelle des Willbergs, da stand das Fräulein, führte ihn zu einer eisernen Thüre und sprach: „Haltet den Blumenbusch vor's Schloß!“ Wie er das that, sprang die Thür gleich auf und sie traten hinein; da saß in der Berghöhle ein kleines Männlein vor dem Tisch, dessen Bart ganz durch den steinernen Tisch gewachsen war, ringsherum aber standen große, übermächtige Schätze. Der Schäfer legte vor Freude seinen Blumenbusch auf den Tisch und fing an, sich die Taschen mit Gold zu füllen. Das Fräulein aber sprach zu ihm: „Vergeßt das Beste nicht!“ Der Mann sah sich um und glaubte, damit wäre ein großer Kronleuchter gemeint, wie er aber darnach griff, kam unter dem Tisch eine Hand hervor und schlug ihm ins Angesicht. Das Fräulein sprach nochmals: „Vergeßt das Beste nicht!“ Er hatte aber nichts, als die Schätze im Sinn und an dem Blumenbusch dachte er gar nicht. Als er

seine Taschen gefüllt hatte, wollte er wieder fort, kaum aber war er zur Thür hinaus, so schlug sie mit entsetzlichem Krachen zu. Nun wollte er seine Schätze ausladen, aber er hatte nichts, als Papier in der Tasche; da fiel ihm der Blumenbusch ein und nun sah er, daß dieser das beste gewesen und ging traurig den Berg hinunter nach Haus.

Die Nußkerne.

Zwei junge Bursche, der Peter und Knipping zu Wehren im Corveyschen wollten Vogelnester suchen, der Peter aber, weil er erstaunend faul war, legte sich, nachdem er ein wenig umgeschaut, unter einen Baum und schlief ein. Auf einmal war's ihm, als packte ihn einer an den Ohren, so daß er aufwachte und herumsah, aber niemand erblickte. Also legte er den Kopf wieder nieder und schlief aufs neue ein. Da kam's zum zweitenmal und packte ihn an den Ohren, als er aber niemand gewahr werden konnte, schlief er zum drittenmal ein. Aber zum drittenmal ward er wieder gezupft, da war er das Ding müde, stand auf und wollte sich einen andern Ort suchen, wo er in Ruhe liegen könnte. Auf einmal aber sah er vor sich das Fräulein von Willberg gehen, das knackte Nüsse entzwei und steckte die Schalen in die Tasche und warf die Kerne auf die Erde. Als die Nüsse zu Ende gingen, war sie verschwunden. Der Peter aber war immer hinter ihr hergegangen, hatte die Nüsse aufgelesen und gegessen. Darauf kehrte er um, suchte den Knipping und erzählte ihm alles, was er gesehen hatte. Da gingen sie nach Haus, holten noch andere zur Hilfe und fingen an, da, wo das Fräulein verschwunden war, zu graben und kamen da auf eine alte Küche, darin noch altes Kochgerät stand, endlich in einen Keller mit Tonnen voll Geld. Sie nahmen so viel, als sie tragen konnten und wollten den andern Tag wieder kommen, aber alles war fort, und sie konnten die Stätte gar nicht wieder finden, sie mochten suchen, wo sie wollten. Der Peter baute sich von seinem Gelde ein Haus, worin er noch lebt.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Die Kinder von Hameln.

Es geschah im Jahre 1284, daß ein Mann von wunderlichem Aussehen und in bunter Tracht gen Hameln kam, der war ein Rattenfänger und verhieß, gegen ein gewisses Geld die ganze Stadt von dem Ungeziefer der Ratten und Mäuse zu befreien. Das ward ihm denn von einem hohen Rate und der Bürgerschaft zugesichert, und darauf zog derselbe Mann ein Pfeifchen hervor, ging durch die Gassen und pfiff, wie heutzutage in manchen Städten Hirten und Nachtwächter thun, weil das Blasen auf dem Kuhhorn nicht städtisch genug klingt; und siehe, da kamen die Ratten und Mäuse aus allen Häusern gesprungen und liefen in Scharen hinter ihm drein, wie vordessen hinter dem Bischof Hatto von Mainz. Da nun der Rattenpfeifer durch alle Gassen gegangen war, wandelte er mit seinem grauen Gefolge durchs Weserthor hinaus dem Strome zu, schürzte sein Gewand, trat in den Strom, Ratten und Mäuse folgten ihm blindlings nach und ersoffen wie Pharao's Heer im roten Meere. Nun waren aber die Bürger zu Hameln damaliger Zeit gerade so erschrecklich klug, wie viele Menschen noch heutzutage nicht nur zu Hameln, sondern überall, sie legten den Maßstab des Lohnes nicht an die Kunst und Wissenschaft, so einer hatte, sondern an die Arbeit und Plage, die einer hat, um etwas zu vollbringen, und sprachen unter sich: „Es ist doch ein sündliches Geld, was dieser Rattenfänger sich bedungen hat, für so gar keine Mühe; ja wenn er Fallen gestellt und Gift gelegt hätte in jedem Hause, das ließe sich hören — aber so! Und ist es nicht heillos, daß

er das Ungeziefer in die Weser gelockt hat, wo es nun die Fische fressen? Da mag ein anderer Weserfische essen, wir danken dafür. Und wie hat er es denn vollbracht? Mit einem Satanskunststück! Vielleicht ist's gar nur ein Blendwerk; wenn er das Geld hat und fort ist, haben wir zuletzt unsere Ratten wieder. Wir wollen ihm nur das halbe Geld geben, und wenn ihm das nicht recht ist, so wollen wir ihn als einen Zauberer in den Turm werfen und abwarten, ob die Ratten und Mäuse nicht wiederkommen."

So sprachen erst unter sich die vorsichtigen und weisen, auch höchst sparsamen Bürger und Ratsherren zu Hameln, dann hielten sie das alles dem Rattenfänger vor und boten ihm das halbe Geld und drohten ihm mit dem Turme. Da nahm der Künstler das Geld und ging im Zorne. Darauf geschah, daß am Tage Johannis und Pauli, der heiligen Märtyrer, am 26. Tag des Heumondes, als die Leute in der Kirche waren, derselbe Rattenfänger wieder in den Straßen zu Hameln gesehen wurde, aber in Tracht eines Jägers, mit schrecklichem Angesicht und mit einem roten, wunderlichen Hut, und pfiff durch alle Gassen. Da kamen aber keine Ratten und Mäuse aus den Häusern, denn die blieben vertrieben und aufgerieben, wohl aber die Kinder, Knaben und Mädchen vom vierten Jahre an, und liefen dem Rattenfänger nach, auch eine schon ziemlich große Tochter des Bürgermeisters, der am meisten den Künstler angeschnurrt und bedräuet hatte, und die Kinder folgten ihm mit großen Freuden, führten sich an den Händen und hatten ihre Lust; selbst ein blinder und ein stummer Knabe gingen die letzten mit im Zuge, und der Stumme führte den Blinden, und hinterdrein kam auch noch eine Kindsmagd, die ein Kind im Mantel trug, die wollte auch sehen, wo es denn hingehen sollte. Der Schwarm zog, den Jäger an der Spitze, die schmale Gasse zum Osterthore hinauf und dann hinaus nach dem Koppelberg zu, der that sich auf, der Pfeifer ging voran, die Kinder folgten, nur der stumme Knabe, der sich mit dem blinden führte, blieben draußen, weil der Blinde nicht so sehr eilen konnte, denn knapp vor ihnen that sich der Berg mit einemmale wieder zu, und da wandte die Kindsmagd auch wieder um und brachte das Geschrei aus in der

Stadt, daß die Kinder in den Koppelberg geführt worden. Welch' ein großer Schrecken! Die Kirche wurde geschlossen, die Eltern eilten voll Angst hinaus zum Berge, kaum fanden sie noch eine schmale Schlucht als Wahrzeichen.

Einhundert und dreißig Kinder kamen so hinweg und nimmer kamen sie wieder, und war in der ganzen Stadt nur ein herzzerreißendes Jammern und Wehklagen, und aufs neue schmerzlich offenbar, daß der blödsinnige Geiz und die thorheitvolle Sparsucht die Wurzeln alles Uebels sind. Lange, lange trauerte Hameln um seine verlorenen Kinder; zwei steinerne Grabeskreuze wurden ihnen an der Stelle geweiht, wo der Berg sich hinter den Kindern zugethan — eines den Knaben und eines den Mägdlein. In der Straße, durch die der Zug zuletzt gegangen, durfte nie wieder Trommelschall und Musikgetöne lautbar werden, selbst der Brautzüge Musik mußte in ihr verstummen, deshalb wird sie auch bis heute die Bungen-(Trommel-)straße genannt, weil in ihr nicht darf getrommelt werden.

Der Unglückstag blieb schwarz angestrichen in Hamelns Annalen; das Rathaus verewigte sein Andenken in folgenden Zeilen einer Steinschrift;

Im jar 1284 na Christi gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und driczig kinder dosülvest geboren
Dorch enen piper unter den köppen verloren.

An der neuen Pforte wurde die Kunde lateinisch in Stein geschrieben. Im Jahre 1572 ließ der damalige Bürgermeister die Wundermär in der Glasmalerei der Kirchenfenster bildlich erneuern, die auch ohnedies, von Mund zu Munde gehend, unsterblich fortlebte. Noch geht die Sage, daß die Kinder von Hameln unter der Erde hinweg nach dem Lande Siebenbürgen geführt worden seien, wo sie wieder an das Tageslicht gekommen und dort, nachdem sie erwachsen, den sächsisch-deutschen Volksstamm begründet hätten. Den grausamen Rattenfänger und Teufelspfeifer hat niemand wieder gesehen, aber nach ihm haben hernachmals alle Ratten- und Mäusefänger des heiligen römischen Reichs Jägertracht angelegt und sich Kammerjäger genannt, wie es Kam-

merknechte, Kammerboten und andere Kammerbetitelte gab und noch giebt.

Höxter. Taube hält den Feind ab.

Im dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt Höxter oder Huxar im Corveyschen von den kaiserlichen Soldaten eingeschlossen und konnte nicht eingenommen werden; endlich kam der Befehl, sie sollte mit schwerem Geschütz geängstigt und gezwungen werden. Wie nun bei einbrechender Nacht der Fähndrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog eine Taube und pickte ihn auf die Hand, so daß er das Zündloch verfehlte. Da sprach er: „Es ist Gottes Willen, daß ich nicht schießen soll," und ließ ab. In der Nacht kamen die Schweden, und die Kaiserlichen mußten abziehen. So wurde die Stadt diesmal gerettet.

Die weiße Frau zu Detmold.

Auf den meisten Edelhöfen im Lippeschen, namentlich aber auf dem Schlosse zu Detmold, läßt sich zu Zeiten eine weiße Frau sehen, und zwar sagt man, daß die in Detmold eine lippesche Gräfin sei, welche sich gewünscht, an allem Leid und aller Freude ihrer Familie ewig teilnehmen zu können und deshalb noch immer umgeht, sobald in der fürstlichen Familie eine Geburt oder ein Todesfall stattfindet. Tritt letzterer ein, so erscheint sie in grauer Kleidung, und besonders hat man sie von der Kanzlei nach dem Schlosse oft hinübergehen sehen, sodaß der Posten dort nicht gern auf der Wacht stehen mag; denn wer sie sieht, muß ihr seine Reverenz machen, und die Schildwacht muß das Gewehr präsentieren, und wenn das einer etwa vergißt, oder sich gar neugierig nach ihr umsieht, empfängt er einen so heftigen Schlag, daß er nach keinem zweiten verlangt.

Stadt Horn.

Beim Abbrechen des dritten der Stadtmauertürme, der sogen. Windmühle, fand man vor einigen Jahren in einem vermauerten hohlen Raume Tierknochen, ein Beweis, daß der weitverbreitete uralte Glaube des Altertums, es bedürfe beim Baue von Kirchen, Türmen, Stadtmauern u. s. w. der Ein-

mauerung eines Opfers, um dem Baue Bestand und Sicherheit zu verleihen, auch hier zur Geltung gekommen ist. Nur war durch das Christentum an der Stelle des Menschenopfers — man soll früher vorzugsweise Kinder lebendig eingemauert haben — die Opferung von Haustieren, namentlich von Geflügel, z. B. von Tauben, getreten.

Bekannt ist die Stadt Horn durch ihre Gilde der Schlachtschwertirer. Als die Horner Bürger einst ihren Landesherrn aus der Haft auf dem Kalenberge befreiten, erbeuteten sie eine Anzahl Schlachtschwerter und Panzerhemden, und aus Dankbarkeit erlaubte er ihnen, die Beute, wozu auch die im Brande von 1864 geschmolzene Glocke des Rathauses gehörte, zu behalten und die Rüststücke bei feierlichen Gelegenheiten auch zu tragen.

Stadt Blomberg.

Als die Stadt Blomberg gegründet wurde, und die Linien, innerhalb welcher die Gebäude zu stehen kommen sollten, abgesteckt waren, fand man auf diesen Plätzen am andern Morgen die schönsten Blumen emporgewachsen. Daher nannte man den neuen Ort Blumenberg, woraus dann Blomberg geworden ist.

In der Nähe Blombergs, auf dem Riechenberge, hatte Graf Simon IV. einen Wartturm gebaut, von wo aus er die Grafschaften Sternberg und Lippe übersehen und auch ins Stift Paderborn, ins Hessische, Ravensbergische und Schaumburgische Land Blicke werfen konnte, um das Herannahen seiner Feinde zu erspähen. Sobald diese nahten, ließ er nachts durch das Anzünden eines Strohbündels, am Tage durch einen starken Schuß seine Landsassen nach dem Stelldichein am Wartturme auf dem Riechenberg entbieten.

Am 14. Juni 1447 wurde Blomberg durch die böhmischen Soldtruppen des Erzbischofs Dietrich von Köln erobert und so gründlich in Asche gelegt, daß bei der Zerstörung der Stadt nichts als der obere Teil der Stadtkirche, das Chor genannt, und eines armen Hirten Hüttlein stehen geblieben, die Antiquitäten und Monumente der Stadt aber sämtlich umgekommen sind.

Die Blomberger haben folgendes Spottlied auf den Erzbischof Dietrich gemacht:

„Bischof Dietrich kick int Land,
De hefft den Blumberg utgebrand
Mit sinen armen Jacken*).
Kümpt he wieder in dat Land,
Wi schlaen em up de Platten."

Stadt Lemgo.

Die Stadt Lemgo soll von den Slaven oder Wenden gegründet sein. Es soll auf der Stadtmauer ein alter Turm gestanden haben und im Jahre 1703 eingestürzt sein, dessen Namen, Jüterbocksturm, daher stammt, daß auf ihm ein altes Bild, der Jüterbock, sich befunden habe. Dieses Bild hat, so sagt man, einen alten Gott der Wenden, von welchem auch die Stadt Jüterbogk den Namen bekommen, dargestellt, und ist von den heidnischen Gründern der Stadt Lemgo hier verehrt worden. Die von altersher in der Stadt begütert gewesene Familie der Wenden, früher de Wend, jetzt von Wendt genannt, stammt von ihnen ab und führt in ihrem Wappen einen Greifen, ebenso hat das Stadtwappen als anderen Schildhalter neben dem Löwen einen Greifen. Piderit behauptet, daß die „alten Thüren in den Stadtmauern noch jetzt die Krone, darin der Lindwurm der Slaven und Wenden und ihrer Könige Wappen, zeigen". Auch heißt ein Thor in Lemgo noch augenblicklich Slaventhor, und hatten an diesem die Wendts schon früh mehrere Höfe.

Als Lemgo ebenfalls vom Erzbischofe Dietrich und seinen Böhmen von grund aus zerstört werden sollte, rettete der Bürgermeister Crusius die Stadt dadurch vom Untergange, daß er sich dem Erzbischofe als seinen früheren Mitschüler ins Gedächtnis zurückrief.

Die Gründung von Lippstadt.

Bernhard, Edler Herr zu Lippe, der treu zu Heinrich dem Löwen gehalten hatte, folgte dem Rufe des Kaisers, Friedrich Barbarossa, sich an seinem Hofe zu stellen. Auf einem

*) Schimpfwort, so viel als Vagabond.

weiten Anger hatte man sich gelagert, denn der enge Raum der Stadt Würzburg konnte die Scharen der Erschienenen nicht fassen. Der Kaiser saß auf einer Erhöhung. Nach jahrelanger Abwesenheit in Italien, wo er um die Macht und den Glanz des deutschen Reichs nicht unglücklich gekämpft hatte, war er wieder auf deutschem Boden, und sein erstes Werk die Versöhnung der deutschen Fürsten unter einander. In Frieden und Einigkeit scharten sie sich um ihn. Zunächst bei ihm saßen geistliche Fürsten, weiter abwärts die weltlichen. Die Menge des gemeinen Volkes hatte sich auf dem Boden gelagert. Schon hatten die Geschäfte begonnen, da kommt als der letzten Einer Herr Bernhard mit seinen Gefährten hoch zu Roß in prächtigen Gewändern. Aller Blicke richten sich auf ihn, selbst der Kaiser erkundigt sich nach ihm und befiehlt ihm dann, sich zu setzen. Bernhard und sein Gefolge breiten ihre Mäntel auf den Boden und setzen sich darauf. Abends, als die Versammlung beendet ist, befiehlt Bernhard seinen Gefährten, die Mäntel liegen zu lassen. Das Volk macht aufmerksam, daß man die Mäntel vergäße; er antwortete darauf im Scherz: in seiner Heimat pflege ein edler Mann seinen Sitz nicht mit fortzutragen. Lautes Gelächter belohnte den Scherz; auch der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Am folgenden Tage stellten sich Bernhard und die Seinen noch reicher gekleidet wieder ein. Da weist ihm der Kaiser seinen Platz unter den Großen des Reiches an und bezeigt sich ihm beim Abschiede so gnädig, daß Bernhard die Gelegenheit zu benutzen wagt und dem Kaiser vorstellt, wie es ihm wohl nicht an Besitzungen fehle, aber wehrlos seien sie dem Feinde preisgegeben, der Kaiser wolle ihm erlauben, auf seinem Gebiete eine Stadt zu erbauen. Der Kaiser bewilligte ihm sein Gesuch auf das huldvollste. Die erste Sorge Bernhard's, als er mit seinen Getreuen die Rosse heimwärts lenkte, war nun, einen geeigneten Platz auszusuchen, auf welchem die neu zu gründende Stadt stehen sollte. Er wählte dazu eine hohe und trockene Stelle auf dem rechten Ufer der Lippe, wo ein fruchtbarer Strich Landes ihm gehörte. Zugleich konnte die neue Stadt hier an seine Burg, welche später die alte Burg im Munde des Lippstädter Volkes hieß, anlehnen. Hier ließ er die Plätze bestimmen,

auf denen Kirchen sich erheben, Klöster stehen, Häuser gebaut werden, Straßen sich erstrecken sollten. Vor allem wurde der bestimmte Raum mit tiefen Gräben umzogen, die dadurch gewonnene Erde zu Wällen aufgetürmt, und auf diesen, in Ermangelung von Steinen, Pallisaden eingerammt. Später traten an Stelle der hölzernen Umzäunung feste Mauern. Nur die Thore erbaute man gleich von Steinen und versah sie mit Fallgattern. So entstand Lippstadt, wahrscheinlich im Jahre 1168.

III. Burgensagen.

Die Schauenburg.

Die Schauenburg bei Rinteln soll daher ihren Namen haben, daß ihr Erbauer, als er auf der Jagd sich befand und zufällig den späteren Burgplatz erblickte, zu seinen Gefährten, mit seiner Hand darauf hinweisend, gesagt hat: „Schau' ne Burg!" womit er ausdrücken wollte, daß kein Platz geeigneter sei, um eine feste Burg zu tragen, als dieser. Der vornehme Jäger war aber kein anderer, als Adolf von Santesleve, von welchem die Herzöge von Schleswig-Holstein und Könige von Dänemark abstammen. Er hatte dem Mindenschen Bischofe Siegbert verschiedene Dienste geleistet und wurde von diesem zum Kämmerer des Stiftes Minden ernannt, auch mit einigen Gütern, besonders mit einem Berge, dem Nesselberg, belehnt und auf Empfehlung des Bischofs auf dem zu Minden von Kaiser Conrad im Jahre 1026 abgehaltenen Reichstage in den Grafenstand erhoben. Von der Schauenburg, welche er auf dem Nesselberge erbaute, nahm der neue Graf seinen Namen, von der Schauenburg an und das Nesselblatt in sein Wappen auf, welches darnach auch in das Schleswig-Holsteinische und dänische Wappen übergegangen ist.

Das Münkenloch.

In der Nähe des Paschen- oder Osterberges ist eine Höhle, das Mönken- oder Münkenloch; darin hauste einst eine wunderschöne Zwergin oder ein Wichtelweibchen; das verliebte sich in den Grafen von der Schauenburg, der in ihren

Gründen jagte, und warf ihre zauberhaften Netze um den schmucken Ritter so geschickt, daß er sich bethören ließ und täglich sich wegschlich von seiner braven Gemahlin, um seine reizende kleine Buhle zu sehen. Die Gräfin aber war klug und durchschaute ihren Gemahl. Eines Tages folgte sie ungesehen seinen Gängen und fand ihn in der Münkenhöle schlummernd, sein Haupt mit dem dunklen Lockenhaar auf dem Busen der verliebten Elfe, die neben ihm schlafend auf dem Mooslager ruhte. Da schlich die Gräfin leise sich näher und schnitt eine Locke von dem langen Goldhaar der Verführerin und eilte dann rasch auf die Burg zurück, um nachher weinend ihren Raub, den Beweis, daß seine Treulosigkeit entdeckt sei, ihrem Gemahl zu zeigen. Da ging der Graf in sich und fühlte den Zauber gelöst und erhielt Verzeihung von seinem edlen Weibe. Als er nun aber nicht mehr zu der Höhle kam, hörte man nachts die herzzerreißenden Klagetöne der verlassenen Zwergin die Burg umschwirren, bis sie durch Gebet gebannt wurde.

Burg Falkenberg.

Der Wanderer, der, von den Quellen der Berlebecke östlich aufwärts steigend, im einsamen Forste der Stätte der Burg sich nähert, ahnt nicht, daß es hier, wo jetzt nur noch der Schrei des Wildes und der Klang der Axt des Holzhauers die Stille des Waldes unterbricht, dereinst vom Hufschlage der Streitrosse und vom Waffengeklirre der Reisigen wiederhallte, und auch die unscheinbaren, moosbewachsenen Trümmer des Bergkegels lassen ihn nicht mehr erkennen, daß sie die Ueberreste einer festen Burg sind, die rings die Gegend beherrschte, in deren Kerker einst ein übermütiger Feind dafür büßen mußte, daß er den tapferen Nachbar zur Fehde gereizt hatte, und die noch ein Menschenalter später, von den wilden Horden der Böhmen berannt, deren Scharen kraftvoll zurückwies.

Jener übermütige Feind, welcher auf den Falkenberg gefangen gesetzt wurde, war Herzog Heinrich von Braunschweig, den der junge Graf Bernhard VI. von Lippe am Oderberge an der Weser am 19. November 1404 aufs Haupt schlug und gefangen nahm. Er mußte seinen Uebermut in einer über ein

halbes Jahr dauernden harten Gefangenschaft auf dem festen Bergschlosse auf dem Falkenberge derart büßen, daß er den Gebrauch seiner Glieder verlor. Diese grausame Behandlung mag die Gemahlin des Gefangenen bewogen haben, persönlich bei dem Sieger um seine Befreiung Schritte zu thun. Wenigstens behauptet die Sage, daß sie durch ihre treue Liebe zu dem Gemahl, von dem sie nicht lassen, um dessen Freiheit sie mit dem Sieger streiten will, diesen bewogen habe, ihren Liebsten frei zu geben. In Wirklichkeit aber mußte der Herzog seine Freilassung durch das Versprechen eines Lösegeldes von 100,000 rheinischen Goldgulden und eidliche Leistung der Urfehde teuer erkaufen.

Die enge Kammer, wegen des fürstlichen Gastes die Fürstenkammer genannt, wurde noch im vorigen Jahrhundert unter den Ruinen des Schlosses gezeigt.

Als in der unglücklichen „Böhmerzeit" fast alle Städte und Schlösser im Lippeschen zerstört wurden, konnte die feste Burg auf dem Falkenberge von den böhmischen Söldnertruppen des Kölner Erzbischofs nicht genommen werden, und mußten diese unverrichteter Sache abziehen.

Wetterburg.

Im Waldeckschen Lande erhebt sich auch die alte Wetterburg, von der ein bedeutender Rest noch im wohnlichen Stande ist. Auf der Wetterburg saß Philipp II., Graf zu Waldeck, der war im Bündnis mit Erzbischof Albrecht von Mainz, gegen welchen Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand in Fehde war. Und da gedachte Götz den Waldecker in seine Gewalt zu bekommen, zog durch die Lande und näherte sich mit seiner Schar der Wetterburg, wo er sich nahe dem Wege von der Burg nach Dalheim in den Hinterhalt legte. Als Götz von Berlichingen nun da lag und lauerte, ward er eines Schäfers ansichtig, der seine Herde hütete, und siehe — mit einemmale rannten fünf Wölfe aus dem Walde und fielen in die Herde ein. Deß freute sich des biedern Götzen's deutschritterliches Herz und hörte und sah es gern — wie er selbst erzählt hat — und wünschte den Wölfen Glück und auch sich, und sagte zu den Wölfen: Glück zu, lieben Gesellen! Glück zu überall! — Und als dies gute Omen

sich gezeigt hatte, da kam Graf Philipp von Waldeck von der Wetterburg herunter, und Götz griff ihn an auf paderbornschem Boden und nahm ihn gefangen, dann führte er ihn auf kölnischen Boden, dann durch des Grafen eigenes Land, dann durch die Landgrafschaft Hessen, von da aus durch das Hochstift Hersfeld, von da nach Fulda und in die Grafschaft Henneburg und weiter durch sächsisches Land und durch die Hochstifte Würzburg und Bamberg, in die Markgrafschaft Nürnberg und in die bayerische Pfalz bis an den Ort, da er ihn hinhaben wollte, auf eine seiner Burgen im gottgeliebten Schwabenlande. Hierauf berechnete Götz von Berlichingen die vielen Kosten, welche dieser Zug ihm verursacht, und die Zehrung seines Gefangenen, und wenn ihm diese ersetzt würden, wolle er ihn wieder loslassen. Nur hundert Gulden Zehrungskosten und außerdem noch achttausend Gulden — so solle Graf Philipp II. von Waldeck wieder frei werden. Des Grafen treuer Bundesgenoß, Kurfürst Albrecht zu Mainz, gab keinen Deut her zur Auslösung des Gefangenen, auch fiel ihm nicht ein, gegen Götz einen Feldzug zu unternehmen. Da schnitt der Gefangene einen Büschel seiner grauen Haare ab und schrieb an seinen Sohn, auch Philipp geheißen, und bat ihn beweglich, das Lösegeld für ihn aufzubringen. Solches that auch der Sohn und zog seinem alten Vater bis Coburg entgegen, wohin Götz seinen Gefangenen vorgeleiten ließ, und umarmte den Vater, der noch nach einer Haft von zwanzig Wochen den nämlichen Koller trug, in dem er war gefangen worden, unter Thränen; aber der Vater tröstete ihn mit weisen Worten über des Lebens Wechsel, des Glückes Unbestand, und wie auf Regen Sonnenschein, auf Trauer Freude folge. — Von der Wetterburg überblickt der Wanderer einen schönen Teil von Westfalens roter Erde, worauf die heilige Vehme ihre blutigen Urteile sprach und vollzog. Besonders zeigt sich die alte Vehmdingstuhl-Stadt Volkmarsen, davor „uff dem ride die wirdige königliche Dingstadt des kaiserlichen Freienstuls“ stand und „die echten rechten freischöffen und procuratoren der heiligen heimlichen achte“ zu Gericht saßen. Gar gruselich ist davon zu lesen im Ritterromane: „Kurt von der Wetterburg oder die unsichtbaren Oberen“; es ist aber alles nicht

wahr, dieweil es nie Ritter gab, die „von der Wetterburg“ sich nannten oder schrieben. Im alten Keller der Burg aber läßt die Sage keinen poetischen Vehmrichter, sondern einen sehr prosaischen Geist in Gestalt einer Branntweinstonne spuken, und ist solche gar ein arger, gefährlicher Geist.

Vom Eisenberge.

Im Waldeckschen erhebt sich ein hoher Berg, den ein Schloß krönte; Berg und Schloß war der Name Eisenberg gemeinsam. Des Eisenerzes birgt der Berg in Fülle in seinem Innern, und auf dem Schlosse herrschten in grauen Zeiten die mannlichen Grafen von Waldeck; viele des edeln Geschlechtes wurden auf dem Schlosse geboren. Aber nicht Eisen allein, auch Gold lieferte der Eisenberg, und lange ward in ihm ein ergiebiges Goldbergwerk betrieben. Aber das Schloß ward Trümmer und schwand hinweg, und das Bergwerk ging ein. Eines Tages hütete ein Schäfer auf des Berges einsamer Höhe. In der Mittagsstunde legte er sich zur Ruhe unter den Schatten eines Holunderbaumes, und als er wieder aufwachte, hatte die Dämmerung schon begonnen. Die Herde lag friedlich um ihn her, aber der Leithammel fehlte. Da hörte der Schäfer diesen kläglich blöken und folgte der Stimme des treuen Tieres. Siehe, da blitzte klarer Schein aus einem verfallenen Kellergewölbe der alten Burg, und drunten im Gewölbe steht der Hammel, und neben ihm steht ein großer Kessel voll alter Thaler. Der Hirt nicht faul, steigt hinunter, greift zu und stopft sich Tasche und Hut voll Thaler, dann giebt er dem Hammel einen sanften Stoß, wieder hinauf zu spazieren, und spricht: du bist ja ein tausendsappermentscher Teufelskerl! — Wie der Schäfer geredet hat, erhebt sich droben am Eingange in den Keller ein eisgrauer, alter Mann, angethan mit einem langen, weißen Rocke, mit Streifen besetzt, rot wie Blut, der hebt ein silbernes Horn zum Munde und bläst mit einem allgewaltigen Schall, daß die Bäume wie vom Sturmwind geschüttelt rauschen, das Gewölbe erdröhnt und der Erdboden schüttert. Von dem entsetzlichen Schall vergeht Hören und Sehen

dem Hirten, er wirft alles genommene Geld von sich, unendliches Zagen und Grausen erfaßt ihn, er stürzt besinnungslos zu des alten Greises Füßen nieder. Lange lag er so, als er wieder zu sich kommt, ist es heller Tag, seine Sachen liegen oben neben ihm — die Herde liegt auch da, kein Stück fehlt, nur das Geld, nur das Gewölbe, nur der Kessel, selbst der verfallene Eingang sind verschwunden.

IV. Klostersagen.

Kloster Möllenbeck.

Hildeburg, eines Edelings mit Namen Uffo, der auf der Uffenburg nicht weit von Exten seinen Wohnsitz hatte, Gemahlin ist die Stifterin des Klosters Möllenbeck. Als ihr Gemahl auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande begriffen war, träumte ihr, sie habe, die bis dahin in kinderloser Ehe gelebt hatte, mit ihm neun Kinder erzeugt. Da sie sehr gottesfürchtig war, so erzählte sie diesen Traum einem Priester, namens Folcrad. Dieser deutete den Traum auf neun Kirchen, und da Hildeburg wegen des langen Ausbleibens vermuten mußte, ihr Gemahl sei gestorben, so stiftete sie Kloster Möllenbeck und noch acht Kirchen zu Steinbergen, Silixen, Segelhorst, Deckbergen, Hohenrade, Eisbergen, Veltheim und Exten. Die Stiftung des Klosters geschah 896 zu Zeiten des fünften Bischofs von Minden, namens Drogo.

Uffo kehrte aber glücklich aus dem gelobten Lande wieder, war mit allem zufrieden, was seine Gemahlin in seiner Abwesenheit verrichtet hatte, und begabte die neuen Stiftungen mit seinem ganzen väterlichen Erbe.

Kloster zu Rinteln.

Im Jahre 1230 wurde das Kloster zu Rinteln von Adolf, Grafen von Schauenburg, gebaut. Weil zwölf Männer mit weißen Kleidern daran gearbeitet, haben die von Bischofshagen dahin versetzten Nonnen ebenfalls weiße Kleider erhalten.

Das Stift zu Fischbeck.

Auf der Schaumburg, welche von der steilen Vorhöhe des Süntel-Gebirges mächtig und stattlich in das gesegnete Weserthal herabschauet, lebte in uralter Zeit ein edler Herr, welcher gegen seine unschuldige, fromme Gemahlin bösen Verdacht der Untreue hegte. Als sie nun in bitterer Betrübnis immer von neuem ihre Unschuld beteuerte, da ließ er in wildem Zorn sie auf einen Wagen setzen, ein Gespann unbändiger Rosse davor schirren und diese dann zügellos frei die Burghöhe hinab rennen. Das sollte ein Gottesurteil sein. Als nun die Gräfin da saß in der schrecklichen Not und schier an Ehre und Leben verzagte, da gelobte sie, wenn die Heiligen des Himmels ihr Schutz gewähren wollten und Errettung, so sollte ihnen zum Danke ein reich begabtes Stift erbaut werden. Gradewegs flohen nun die Rosse den Burgpfad hinunter, brachten aber unbeschädigt den Wagen in die Ebene hinab. Und unaufhaltsam eilten sie über das Blachfeld weiter dahin, immer näher dem Bette der Weser zu. Schon waren sie nicht fern mehr vom Ufer des Stromes, da gerieten sie in einen Bach, welcher so sehr angeschwollen war, daß sein Wasser bis in den Wagen stieg. Hier standen sie still und verschnauften und tranken. Da sah die Gräfin, daß ihr Gelübde erhöret und sie errettet war. Von ohngefähr aber kam ein Fischlein mit dem Wasser in den Wagen geschwommen. Das ergriff sie mit der Hand und sprach:

Dat sast du Fisk geneten,
Düt Stift sall Fiskbeck heten.

Darauf kamen die Diener und halfen ihr, daß sie herabstieg. Ihr Gemahl eilte bald auch herzu und bat mit reuigem Sinne, daß sie ihm vergeben möchte. Sie aber hatte keine Lust mehr an der Welt, baute ihr Stift zu Fischbeck und ward die erste Äbtissin in demselben.

Die weiße Jungfrau.

Vor mehreren hundert Jahren lebte auf dem Bürener Berge ein Raubritter. Seine Frau war tot und hatte ihm eine reizende Tochter hinterlassen. Als der Ritter eines Tages von einer Streiferei zurückkehrte, wurde er schwer krank und ließ

einen Mönch kommen. In seinem Todeskampfe fielen ihm alle seine Sünden wieder ein, und er fragte den Mönch, wie er seine Seele aus dem Fegefeuer retten könne. Dieser antwortete ihm: „Wenn ihr alle eure Schätze auf einen Esel laden laßt, diesen den Berg hinunter jagt und da, wo er im Sumpfe stecken bleibt, ein Kloster erbauen laßt und in dasselbe eure Tochter thut, so wird eure Seele aus dem Fegefeuer errettet werden.“ Der Ritter ließ seine Tochter kommen und sprach: „Mein Kind, lade alle meine Schätze auf einen Esel, jage diesen den Berg hinunter, und wo er stecken bleibt, da laß' ein Kloster bauen und dann — nimm — den — Schleier.“ Als er das gesagt hatte, starb er. Die Tochter aber dachte: „Wenn ich nun einen Teil von den Schätzen behalte, um davon, wenn ich vielleicht nicht mehr im Kloster sein mag, ein sorgenfreies Leben führen zu können, wer wird das merken?“ Wie gedacht, so gethan. Sie nahm nur zwei Drittel der Schätze, packte sie auf einen Esel, jagte diesen den Berg hinunter, und er blieb dort im Sumpfe stecken, wo jetzt die Münsterkirche steht; ein Drittel vergrub sie. Nun wurde gebaut. Nach kaum einem Jahre stand das Kloster da, und das Fräulein nahm den Schleier. Aber nach vier Wochen wurde sie krank. Als sie merkte, daß ihr Ende herannahe, ließ sie den Mönch kommen, der ihrem Vater Absolution versprochen hatte, und sagte: „Nur zwei Drittel der Schätze habe ich auf den Esel gepackt; ein — Drittel — habe — ich — vergraben — in — —.“ Sie konnte nicht mehr vollenden; sie starb. Nun muß sie umwandeln in einem weißen Kleide und mit einem Schlüsselbund an dem Daumen und die Schätze bewachen, bis ein ganz unschuldiger Jüngling kommt, der nie etwas Böses gedacht noch gethan hat; dem wird sie die Schätze zeigen, und wenn er sie ausgegraben und die Münsterkirche, die jetzt verfallen ist, neu aufgebauet hat, wird ihr Geist Ruhe haben.

Das Marienkloster zu Lemgo.

Das Marienkloster zu Lahde im Mindenschen wurde 1306 nach Lemgo verlegt, und den übergesiedelten Augustinerschwestern die schon vorgefundene Marienkirche überwiesen. Der größte Schatz des Klosters war das heilige Blut, zu

welchem unter dem Namen „das heilige Blut zu Lemgow“ im Mittelalter in großen Scharen gewallfahrtet wurde.

Das Kloster zu Blomberg.

Ein Zauberin hatte in der Osternacht aus der Pfarrkirche St. Martini zu Blomberg eine Hostie gestohlen, um diese zu benutzen. Dies Fehlen der Hostie wurde bald bemerkt, und eifrig darnach gesucht. Als die Zauberin davon vernimmt, wirft sie, um nicht als Diebin entdeckt und bestraft zu werden, die Hostie in den Brunnen, wo sie, so viel sich auch das böse Weib bemüht, sie durch Stangen auf den Grund zu stoßen, unversehrt auf dem Wasser schwimmen bleibt und so gefunden wird. Sofort zur Rechenschaft gezogen, versucht sie den Verdacht auf ihre junge Magd abzulenken, aber, peinlich gefragt, muß sie zuletzt ihre Missethat eingestehen, welche sie mit dem Feuertode, anderen zum Exempel, gebüßt hat. Ihr Geld und Gut fiel halb der Kirche, halb der Magd zu als Entschädigung für die ausgestandene Angst.

Das Wasser des Brunnens aber, in welchem die geweihte Hostie geschwommen hatte, sollte bald in der ganzen Gegend berühmt werden, denn es bewies sich bei Heilung von Krankheiten als überaus wunderthätig. Dieser Umstand bewog Graf Bernhard IV., zunächst über dem Brunnen eine Kapelle des heiligen Leichnams zu errichten, dann gestattete er im Jahre 1408 dem Prior zu Möllenbeck, aus den Opfern der Genesenen und Wallfahrer dort ein Kloster zu erbauen und die Kapelle durch die jetzige schöne dreischiffige Klosterkirche im gotischen Stile zu ersetzen. So ist das Kloster zu Blomberg entstanden, welches schon im Jahre 1533 wieder aufgehoben wurde. Auch der Brunnen in der Kirche ist nicht mehr vorhanden. Aber auch nach der Reformation erhielt sich noch eine Zeitlang der Ruf des Wassers aus dem Heiligenborne und wurde auch an entferntere Kranke versandt.

Sagen

aus dem

Paderbornschen.

I. Volkssagen.

1. Hünen.

Die letzten Hünen[1]).

Als die Hünen aus dem Lande vertrieben waren, blieben zuletzt noch zwei alte übrig. Das waren so gewaltige Recken, daß kein Mensch sich an sie wagen wollte. Der eine von ihnen hauste auf dem Schilde, der andere auf dem Osterberge, die in dem Pyrmonter Thale liegen, und wenn sie nun mittags Brei gekocht hatten, so reichten sie sich davon in gewaltig großen Löffeln über das Thal herüber und hinüber, so daß den Leuten, die im Grunde wohnten, immer ein Schrecken ankam.

Der Hünenkönig und seine Tochter.

Auf einem Berge bei Pyrmont, der noch heute die Hünenburg heißt, wohnte auf seinem festen Schlosse ein gewaltiger Hünenkönig, dem weit und breit alles Land unterthan war. Er hatte eine überaus schöne Tochter, Ilda, welche er wie ein Drache behütete und niemanden sehen ließ. Und doch drang der Ruf ihrer Schönheit in die Ferne, und viele Freier kamen, um ihre Hand zu werben. Aber der König hatte einen Schwur gethan, sie keinem zu geben, der es mit ihm im Zweikampfe nicht aufnehmen könne. Da dieses aber unmöglich schien, so

[1]) Auch bei Büren haben auf zwei gegenüberliegenden Bergkuppen Riesen gewohnt, die nur einen Backtrog hatten. Der eine Riese hört in der Nacht ein Geräusch und macht seine Frau darauf aufmerksam, daß der andere schon in Begriff sei, Brod zu backen. Aber das Geräusch rührte daher, daß sich der andere Riese an der Lende kratzte.

zogen die Freier wieder heim. Einer aber that ein Gelübde, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, als bis er sich die schöne Ilda erworben habe.

Da begab es sich, daß der alte Hünenkönig mit dem größten Teile seiner Vasallen einem befreundeten Könige, dessen Reich in Gefahr stand, zur Hülfe zog und nur wenige Ritter zur Verteidigung seines Schlosses und seiner Tochter zurückließ. Davon hatte auch der treue Freier der schönen Ilda gehört und glaubte nun die Zeit gekommen, sich sein Lieb zu holen. Er ließ seine wehrhaften Freunde und Vasallen zu sich entbieten, und als sich alle guten Mutes eingestellt hatten, zog er mit ihnen nach der Hünenburg. Aber die Verteidiger hielten treue Wacht und wehrten sich tapfer, als das Häuflein gegen die Burg anrannte. Mancher seiner Genossen lag schon bleich und tot unter dem hohen Gemäuer, da spornte der Freier sein Roß zu gewaltigem Anlauf und sprengte zwischen den Pfeilen und Wurfspießen der Feinde hindurch auf das Thor der Burg zu. Zugleich hob er seine Streitaxt und sprengte mit mächtigem Schlage das Thor, so daß die Flügel krachend aufsprangen. Mit wildem Siegesgeschrei stürzte er sich, die Seinen ihm nach, in die Burg, alles erschlagend, was ihnen widerstehen wollte. Und immer weiter drangen sie durch Höfe und Hallen bis zu den höchsten und festesten Gemächern, wo die Tochter des Riesenkönigs mit ihren Frauen sich aufhielt. Da quollen ihnen auf einmal aus diesen erstickender Qualm und prasselnde Flammen entgegen. Der mutige Ritter sprengte die Thür und erkannte durch Rauch und Lohe die ersehnte Braut. Ohne sich lange zu bedenken, sprang er in das glühende Gemach, erfaßte die schöne Ilda und trug sie auf seinen starken Armen aus den Flammen. Die Frauen hatten sich schon gleich anfangs geflüchtet. Umgeben von den Seinen trug der Ritter die Jungfrau, welche unversehrt geblieben und zu ihrem Retter mit dankbaren und zugleich verschämten Augen emporblickte, aus der brennenden Burg. Rasch eilte nun der Zug dem Ufer des Meeres zu. Dort stiegen sie zu Schiffe und fuhren nach einer fernen Insel, wo der Ritter ein festes Schloß hatte.

Als der zurückgekehrte alte Hünenkönig vernahm, was mit

seiner Burg und seinem Kinde geschehen, eilte er mit dem Reste seiner Mannschaft, der ihm geblieben war, dem Räuber seines Kindes nach. Mit Wut stürmte er gegen die Burg an; aber mächtig war das Gemäuer und tapfer, die es schirmten. Am andern Morgen stand die schöne Ilda auf den Zinnen der Burg und rief Worte des Friedens und der Versöhnung zu ihrem Vater hinab. Aber der Alte blieb unbeugsam und wollte von keiner Versöhnung mit dem Ritter wissen. Da spornte sie selbst die in der Burg zur tapfersten Gegenwehr an. Und wieder begann ein neues Ringen um die Burg, und das Häuflein der Angreifer und Verteidiger der Burg wurde immer kleiner. Als es aber um Mitternacht war, da begann die Tochter des Hünenkönigs dunkle, zaubergewaltige Lieder zu singen, daß die Toten sich aufrichteten und einen Kampf hielten bis zur Morgenröte. So war es Tag an Tag, und Nacht an Nacht. Am Tage kämpften die noch Lebenden, des Nachts die Toten mit einander. Da zuletzt kein Lebender mehr auf der Insel war, so kämpften zuletzt nur noch die Toten. Das ist der Kampf der Toten, und die Leute dort sagen, er soll dauern bis zum jüngsten Tage.*)

2. Zwerge, Hollen.

Die Zwerge und die Hermannsburg.

Als der Ritter Hermann mit reicher Beute beladen aus Palästina nach seiner Burg zurückkehrte, wollte ihm sein altes Haus nicht mehr gefallen. Denn er hatte auf seinem Zuge viele schöne Ritterburgen am Rhein, Neckar und im fernen Süden kennen gelernt. Da es ihm nun auch an den Mitteln dazu nicht fehlte, so entschloß er sich, seine alte Burg aufzugeben und ein schönes und stolzes Schloß auf einer nahen Bergspitze, die ihm besonders zum Bauplatze geeignet schien, aufbauen zu lassen. Als zuletzt seine genügsamere Frau ihre Einwilligung gegeben hatte, waren schon wenige Tage nachher Werkleute beschäftigt, die jähe Höhe abzutragen und zu ebnen, damit sie zur Baustelle tauglich sei. Da erschien in der nächsten Nacht vor des Ritters Bette

*) Eine Erinnerung an die Siegfrieds- und Brunhilden-Sage und die Hunnenschlacht.

eine ganze Schar winziger, alter Männchen, die fast wie Bergleute gekleidet waren, und von denen ein jedes ein goldenes Grubenlicht trug, wodurch das Schlafgemach des Ritters ganz erhellt wurde. Der ansehnlichste von den Kleinen trat vor und richtete an den wach gewordenen, erstaunten Ritter die Bitte, den Bau an der beabsichtigten Stelle zu unterlassen, da er ihnen dadurch ihren alten Tanzplatz entzöge. Als der Ritter sie fragte, wer sie seien, da antworteten sie ernsthaft: „Wir sind die Herren der Berge, und in dem Berge, auf welchem ihr bauen wollt, wohnen unserer viele.“ Da wurde der Ritter unwirsch und schalt sie ein verwegenes Volk. Nicht sie, sondern er sei der Herr des Berges, der zu seinen unbestrittenen Besitzungen gehöre, und er könne sein Schloß bauen, wo es ihm beliebe. Zuletzt hieß er sie mit drohender Stimme sich packen. Betrübt trippelten die Kleinen von dannen.

Nun ging es unverdrossen an den Bau. Keine Mühe, keine Ausgabe wurde von seiten des Ritters gespart, um ein Schloß herzustellen, wie es schöner und kostbarer in der ganzen Umgegend nicht zu finden war. Als die stolze Ritterburg fix und fertig von dem Gipfel des Berges ins Thal herniederschaute, lud Hermann die Ritter und Herren der westfälischen Lande mit ihren Frauen und Töchtern ein, der Einweihung der Burg beizuwohnen. Es war ein schöner Tag, an welchem zahlreiche Gäste auf dieser zusammenströmten. Ein glänzendes Turnier eröffnete das Fest, dann ging es an die reich besetzte Tafel, und zuletzt lockten lustige Tanzweisen Ritter und schöne Frauen zum munteren Reigen.

So war die Mitternachtsstunde herangekommen, als auf einmal ein gewaltiger Stoß aus der Tiefe heraufkam, der das ganze Gebäude erschütterte, so daß die fröhlichen Ritter und Frauen entsetzt zusammenfuhren. Nun erfolgte Stoß auf Stoß, und zugleich klommen tausend kleine Flämmchen an Säulen und Zinnen herauf und leckten an den Balken und Dächern und wurden größer und vereinigten sich, und bald war die ganze Burg eine zu den Wolken aufschlagende Lohe. Unzählige kleine Gestalten umtanzten hohnlachend die prasselnde Glut. Ritter Hermann mit allen seinen Gästen wurde begraben unter dem einstürzenden Schlosse. Das war die Rache der Zwerge.

Viele Jahrhunderte sind vorübergegangen. Aber noch stehen auf einer steilen Bergkuppe an den Ufern der Emmer die Ruinen der Hermannsburg; noch quillt in dem wüsten Gemäuer silberhell wie ehemals der Brunnen der Zwerge; noch leben viele, die in duftigen Sommernächten die Tänze des kleinen Volkes belauscht haben.

Die Zwerge und der alte Hermann im Hermannsberge*).

In dem Hermannsberge bewachen die Zwerge unerhörte Schätze und Kostbarkeiten. Da liegen Perlen, goldene Äpfel, Diamanten und Rubinen haufenweise aufgeschichtet; da lagert uralter, würziger Wein in Fässern von Weinstein (die hölzernen Dauben sind vor Jahrhunderten schon vermorscht); da sprießen in unterirdischen Gärten goldene Rosen und silberne Lilien. Und wer die rechte Zeit weiß, wann der Berg sich öffnet, der kann auf eine Stunde lang hinabsteigen und von den Schätzen mitnehmen und von dem Weine trinken, so viel er mag. Aber der größte Schatz, der in der dunklen Tiefe ruht, das ist der alte Hermann, den die Zwerge gebannt und verzaubert halten bis zu seiner Zeit. Aber wenn seine Zeit da ist, dann wird der alte Hermann erwachen und aufstehen, und die Seinen werden sich um ihn sammeln und die alte deutsche Freiheit erringen, daß es ein Land, ein Volk, ein Geist wieder sei, wie in den früheren herrlichen Tagen.

Die Zwerge bei Holtensen.

Bei Holtensen, in der Nähe von Pyrmont, gibt's auch Zwerge. Kommt einmal einer an einem solchen Zwergloche vorbei, da sieht er einen Zwerg stehen, der hat eine große Mulde mit Gold, das worfelt er, als wenn's Getreide wäre. Da tritt er an den Zwerg heran, grüßt ihn und sagt: „Das ist hübsche Arbeit, die möcht' ich auch thun." Der Zwerg, der bis dahin nicht aufgeblickt und ihn daher nicht gesehen hatte, schrak gewaltig

---

*) Es soll Armin hier seinen Wohnsitz gehabt und von hier aus „bei seinem Trachten nach dem Throne" sein Volk im Zaume gehalten haben. Nach der Sage schlummert er im Hermannsberge, wie Karl der Große im Desenberge und Wittekind im Wedigensteine, und wartet auf seine Zeit.

zusammen, faßte sich aber schnell und rief: „Sieh da, Holtensen brennt ja!“ Erschrocken wandte sich der Mann sogleich nach der Richtung hin, sah aber weder Rauch noch Flammen, und als er sich umkehrte, waren Zwerg und Gold verschwunden.

Die Hollen bei Scharfenberg*).

Unweit des Dorfes Scharfenberg bei Brilon ist das „Hollenhol“ (Hollenhöhle); da hausten in früheren Zeiten die Hollen. Sie konnten durch verschlossene Thüren kommen, waren gegen die Dorfbewohner freundlich gesinnt und liebten ganz besonders kleine Kinder. Nicht selten trugen sie solche heimlich fort und bewachten sie in ihrer Höhle.

In dieser Höhle hatten sie auch allerhand Geschirr, welches sie den Dorfbewohnern gern liehen. Man durfte nur in dieser Absicht zu dem Hollenhol hingehen, so stand auch das gewünschte Gerät schon vor der Höhle. Unter anderem hatten sie einen großen Braukessel, welchen die Wirte des Dorfes oft liehen, wenn sie Bier brauen wollten; brachten sie ihn dann zurück, so ließen sie zum Dank nur ein wenig Bier darin. So sahen einmal mutwillige Burschen den zurückgebrachten Kessel mit Bier in der Höhle stehen. Sie tranken das Bier aus und beschmutzten den Kessel auf häßliche Weise. Seit der Zeit bekam niemand den Kessel wieder, und die Hollen waren bald darauf spurlos verschwunden.

---

3. Nixen, Wasserweibchen.

Die Wasserfei.

Eine wunderbare Geschichte hat sich dereinst mit dem Grafen Dieterich von Pyrmont zugetragen. Als er nämlich einmal von seiner Burg auf dem Schellenberge nach dem heiligen Borne, welchen sie jetzt die Mineralquelle nennen, und der damals noch ein großer, blinkender See war, hinüberging, fand er an dessen Rande eine hohe, anmutige Frau sitzen, die ihn mit hellem, jubelndem Gesange, welchen sie auf einer Harfe mit silbernen Saiten begleitete, empfing:

*) Holl, plattd., Höhle, hochd. Hollen heißt also Höhlenbewohner.

„Dieterich, lieber Grafe mein,
Sollst mein herzliebster Buhle sein,
Sollst mit in mein krystallen Schloß,
Soll ruhen dein Haupt in meinem Schoß.“

Der Graf, bezaubert von ihrer anmutigen Erscheinung, setzte sich zu ihr und fragte sie, woher sie komme. „Ich bin die Herrin des Sees,“ antwortete sie, ihn liebkosend, „und tief auf seinem Grunde steht mein Schloß. Dich habe ich lange gekannt, du teurer Mann, und mich nach dir gesehnt. Aber erst heute ward es mir vergönnt, dich zu sprechen. So komm denn mit mir hinab in meine Wohnung. Dreimal drei Tage darfst du bei mir weilen, doch am zehnten Tage mußt du immer wieder herauf. Willst du, Graf Dietrich, willst du?“ — Solchen Lockungen konnte der Graf nicht widerstehen. Er sagte alles zu und gab der wundersamen Frau auf deren Begehr auch das Versprechen, nimmer einem anderen Weibe seine Liebe zuzuwenden. Nachdem die Wasserfrau ihm noch die schlimmen Folgen eines Treubruchs von seiner Seite für sie beide vorgehalten hatte, griff sie von neuem in die Saiten, daß es seltsam und bestrickend über dem See hinrauschte. Da teilten sich da, wo sie am Ufer standen, die Wellen, eine Marmortreppe wurde sichtbar, und beide stiegen hinab. Die Wasser kehrten zurück und schlugen über ihren Häuptern zusammen. Nachdem sie die Treppe hinuntergestiegen waren, standen sie vor einem Krystallpalaste, dessen funkelnde Dächer unter köstlichen Korallenbäumen hervorragten. An der Pforte des Palastes wurden sie von einer Schar lieblicher Jungfrauen empfangen, welche die Herrin und ihren Begleiter mit süßen Liedern beglückwünschten. Nun führte die Fei ihren Gast in ihre Wohnung und hieß ihn willkommen. Schnell verging dem Grafen bei ihr die Zeit, und ehe er es ahnte, waren dreimal drei Tage verronnen. Jetzt entließ ihn die Fei auf einen Tag, gab ihm ihr Saitenspiel mit und zeigte ihm, wie er die Zauberharfe erklingen lassen müsse, um zu ihr zurückkehren zu können. Kaum war der Tag vorüber, so eilte er auf derselben Treppe nach dem Krystallpalaste zu dem ihn sehnsüchtig erwartenden schönen Weibe zurück.

So lebten sie viele Jahre lang. Der Graf wurde nicht älter, seine Liebe nicht schwächer. Da geschah es, daß der König ein großes Turnier ausschrieb und alle Ritter seines Landes,

auch den Grafen Dieterich, dazu einladen ließ. Es sollte gekämpft werden auf Leben und Tod, und der Sieger sollte des Königs Tochter zur Gemahlin haben. Der Graf bat seine schöne Fei um die Erlaubnis, dem Rufe folgen zu dürfen. Ungern gab sie dieselbe, aber seinen Bitten und Vorstellungen, daß seine Ehre auf dem Spiele stehe, konnte sie zuletzt nicht widerstehen. Sie reichte dem Scheidenden eine Halskette von roten Korallen und sprach: „So lange du diesen Talisman unversehrt trägst, kann keine fremde Liebe dein Herz berücken und Alles bleibt gut. Aber wenn sie von dir käme — hüte dich, Graf, hüte dich!" Graf Dieterich versprach den Schmuck auf das sorgfältigste zu bewahren und nahm bewegten Abschied von der Fei. — Viele Ritter waren zu des Königs Turnier von nah und fern gekommen. Aber wie viele, wie starke Kämpfer sich auch dem Grafen Dieterich in dem glanzvollen Ritterspiele entgegenstellen mochten, er besiegte sie alle, selbst den letzten, der vor allen wegen seiner Kraft und Gewandtheit berühmt war. Unter dem fröhlichen Zuruf des Volkes und dem Beifall des Hofes führte der König selbst seine wunderschöne Tochter dem Sieger zu. Zu seinem Schrecken sah dieser die Korallen vor sich im Staube liegen; ein Schwerthieb des gewaltigen Ritters hatte die Halskette, die er als edlen Schmuck über der Rüstung trug, durchschlagen. Der König, der die Bedeutung des Schmuckes nicht kannte und den Grafen für den Verlust desselben entschädigen wollte, hing ihm mit eigener Hand eine kostbare Goldkette um. Mit dem Talisman verschwand auch die Liebe zu der Fei und eine andere zu dem schönen Königskinde zog in sein Herz.

Als nun der Hochzeitstag da war, und der Graf mit der schönen Braut am Altare stand, da stand noch eine dritte daneben, und das war die Wasserfei. Und in demselben Augenblicke, wo der Graf das Jawort aussprechen wollte, umschlangen ihn, den anderen unsichtbar, ihre Arme so wild, so kalt, daß er tot an des Altars Stufen niedersank.

Als die Diener nach der in so entsetzlicher Weise gestörten Trauung den Leichnam begraben wollten, war er nirgends zu finden. Er ruhte im Krystallpalaste der Wasserfei.

4. Der wilde Jäger.

Die wilde Jagd*).

In der Nähe der Wevelsburg liegt der Lutterberg, an welchen sich folgende Sage knüpft. Ein Knappe kehrt einstmals nach der Heimat zurück und hofft sie noch in der Nacht zu erreichen. Als er in die Nähe des Lutterberges kommt und mit einem lauten Hallo ho! seine heimatlichen Fluren begrüßt, da sieht er auf einmal etwas hinten aufhocken, und wie er entsetzt zur Seite springt, da hebt es ihn zu sich auf's Pferd, und in wirbelnder Eile geht's zum Lutterberge. Von einer Ohnmacht erwacht, findet er sich in einer Halle, und an mehreren Tischen sieht er die Mitglieder des westfälischen Adels, von denen er viele noch bei Lebzeiten gekannt, unter ihnen die von Brenken und von Flechten, die Säulen des Bistums Paderborn, die Erbmarschalle von Spiegel, die Metterniche u. a. tafeln. Und sonderbar, so oft auch die Humpen an einanderstoßen und die Würfel über die Tafel rollen, kein Geräusch wird gehört. Ebenso lautlos bewegen Prälaten über ihren Brevieren die schmalen Lippen. Nun merkt der Jüngling mit Grausen, daß er in das Fegefeuer des westfälischen Adels geraten ist. Als nun auf einmal alles sich erhebt und nach vorne stürzt, um einen neuen Ankömmling, in welchem der Knappe den von der Asseburg, beigenannt der schleichende Wolf, erkennt, würdig zu empfangen, da spricht er in seiner Angst ein Stoßgebet und findet sich gleich darauf vor dem Lutterberge auf grünem Rasen. Ein grau gewordener Mann, von keinem erkannt, kehrt der Jüngling ins Vaterhaus zurück, und nach wenigen Wochen nimmt ihn das Kloster auf, worin er bald nachher gestorben ist.

Nach einer anderen Lesart war es ein Schneiderlein, ein hübscher, kecker Bursche, welcher in einer Wette sich vermaß, nachts am Lutterberge, worin das Fegefeuer des westfälischen Adels sich befindet, vorbeizugehen. Hier wurde er von einem Troß Reisiger auf schwarzen Rossen, aus deren Nüstern Funken knisterten, und

*) Wenn einer nachts im Berge ein lautes Hallo ho! ruft, so hat er sich die wilde Jagd aufgeladen. In obiger Sage sind viele Erinnerungen an Wodan, den Herrn der Walhalla, und die Walhallagenossen, welche einen jeden Ankömmling freudig begrüßen, enthalten.

aus deren Hufen Feuer sprühete, mit den Worten: „Schneiderlein, Schneiderlein! Gut, daß wir dich treffen. Wir brauchen schon lange neue Kleider im Lutterberge. Das Feuer verbrennt uns die alten zu Asche. Komm mit und arbeite wacker!“ aufgehoben und der ohnmächtig Gewordene in den Lutterberg gebracht. Hier sah er, wieder zum Bewußtsein gelangt, in einer großen, geräumigen Halle hohe Herren, Prälaten und Ritter, welche die Welt hoch und selig pries und längst im Himmel wähnte, an langen Tischen sitzen und zechen. Aber mit Schrecken gewahrte unser Schneiderlein, wie sie statt Weins flüssiges Feuer tranken und bei jedem Trunke und jedem Bissen von den feurigen Braten die Gesichter schmerzhaft verzogen. Alles im Saale glühte, Tische, Bänke, Becher und Humpen, und die Wände waren rot, wie feuriges Eisen. Ueberhaupt war eine solche Hitze darinnen, daß das arme Schneiderlein kaum Luft zu schöpfen vermochte. Da kam der jüngst verstorbene Burgvogt des Grafen von Schaumburg zu ihm, schleppte einen großen Haufen samtener und seidener Zeuge herbei, gab ihm Nadel und Schere und befahl: „Hieraus fertige Kleider für die ganze hohe Gesellschaft. Aber spute dich, daß du noch in dieser Nacht fertig werdest, sonst wirst du nimmermehr das Tageslicht wieder schauen!“ Der Schneider erschrak über die riesenhafte Aufgabe; aber da galt kein Bedenken, rasch griff er zur Schere und begann nach Gutdünken zuzuschneiden, Wämser und Pluderhosen, Mäntel und Röcke. Dann hüpfte er auf einen der leeren Tische, kreuzte die Beine nach Schneiderart und fing tapfer zu nähen an. Aber wie schon beim Zuschneiden die heiße Schere ihm die Hand fast versengt hatte, so konnte er kaum die glühende Nadel zwischen den Fingern halten, und seine Arbeit ging nur langsam von statten. Wohl eine Stunde mochte die unheimliche Gesellschaft neben ihm getafelt, gezecht und gewürfelt haben, als sie auf einmal sich erhob, auf den Armen einstürzte und ihn anschrie: „Nun, sind unsere Kleider fertig?!“ Aber er war noch beim ersten Wamse, trotzdem ihm von Hitze, Angst und Eifer die Schweißtropfen von der Stirne rieselten. Da schalten sie: „Das Schneiderlein ist faul; wir wollen ihn gelenkig und fleißig machen!“ rissen ihn vom Tische und spielten mit ihm Ball, bis ihm die Sinne vergingen.

Die Sonne schien schon warm, als er wieder die Augen aufschlug. Er fand sich unfern des Lutterberges an einer Felswand liegen. Schon glaubte er geträumt zu haben, da fühlte er heftige Schmerzen an den Händen und Fingerspitzen; er sah darnach und fand sie verbrannt. Da war es ihm klar, daß er doch nicht geträumt, sondern alles in Wahrheit erlebt habe. In tiefer Niedergeschlagenheit kehrte er nach Paderborn zurück und begegnete früh auf dem Markte dem Herbergsgenossen, mit welchem er die Wette eingegangen war. Er redete ihn an, aber dieser erkannte ihn nicht, und als er seinen Namen nannte und von der Wette erzählte, lachte er ihn aus und sagte: „Geht, Alter, ihr seid nicht recht bei Sinnen! Der war ein lustiger, junger Schneidergeselle. Ihr in grauem Haar könntet wohl sein Vater sein." Erschrocken wanderte er weiter nach seinem Vaterhause und vertraute seiner alten Mutter, was ihm im Lutterberge widerfahren war. Die hatte ihn, trotzdem er grau geworden, dennoch gleich wiedererkannt, aber war trostlos darüber, daß ihr blühender Sohn in einer Nacht zum alten Manne geworden. Von dem aber war aller Lebensmut gewichen; bald darauf ging er in ein Kloster, wo er nach wenigen Jahren starb.

---

5. Teufel, Wehrwölfe, Spukgeister.

Die Teufelskuhle.

Unweit Büren liegt auf der Hochebene ein kleines Dorf, Eickhof mit Namen, dessen Einwohner, wie die meisten der umliegenden Dörfer, ihren Wasserbedarf aus den Bächen der Umgegend mühsam herbeiholen müssen. Darum hat einmal ein Bauer aus dem Dorfe mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen, daß, wenn er ihm eine Quelle auf seinem Acker schaffe, er seine Seele haben solle. Darauf hat der Teufel schnell eine reiche Quelle auf dem Acker des Bauern hervorsprudeln lassen, aber wenige Schritte von der Stelle, wo sie ans Tageslicht getreten, verschwindet sie wieder in der Erde. Die Vertiefung, in welcher sie entspringt, nennt man noch heutigen Tages die „Düvelskule."

Der Wehrwolf*).

In Bökendorf war einst ein Haus, das hieß das „Düvelshaus“, darin wohnte vor undenklichen Zeiten ein Hexenmeister, der nachts als Wehrwolf umher ging und den Leuten vielen Schabernack und Schaden anthat. Einer der Vorfahren des Gutsherrn paßte ihm auf und schoß dem Wolfe eine silberne, geweihte Kugel ins Bein. Da nun am andern Tage der Hexenmeister krank an der Wunde lag, erkannte man ihn und zog ihn vors Gericht. Da versprach er, das ganze Dorf mit einer goldenen Kette dreimal zu umziehen. Die hat er aber nicht herbeischaffen können, und da hat man ihn verurteilt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Spukende Nonnen.

In Büren spuken zwei weiße Nonnen. Ein Müller geht einmal am Nikolasabend aus der Hausthür, um nachzusehen, ob nicht etwa St. Nikolas (jemand, der sich in einen heiligen Nikolas verkleidet hat) zu dem Hause komme, da sieht er auf der Brücke nahe bei seiner Wohnung zwei weiße Gestalten sitzen und erkennt sie alsbald als zwei Nonnen. Diese reden ihn an und offenbaren ihm, daß sie darum spuken müßten, weil sie ein Gelübde, einen Viertelscheffel Geldes zum heiligen Grabe zu bringen, nicht gehalten hätten. Sie bitten ihn aber, an ihrer statt das Geld, das sie ihm einhändigen wollen, zum heiligen Grabe zu tragen und versprechen ihm dafür einen zweiten Viertelscheffel Geldes zum Lohne. Allein er willfahrt ihren Bitten nicht und zieht sich langsam ins Haus zurück, und als er die Thür hinter sich schließt, hört er draußen ihr klägliches Gewimmer.

Ein andermal hat eine Magd die beiden Nonnen in der Morgendämmerung auf einem Bunde Hanf sitzen sehen. In der Meinung, es sei eine der anderen Mägde, redet sie dieselben mit den Worten an: „Sieh, bist du all da?“ In demselben Augenblick erkennt sie aber auch die Nonnen und flieht Hals über Kopf ins Haus.

---

*) Mannwolf, Mensch, der zugleich Wolf sein kann, von wër, altſ. Mann; vergl. angelſ. vërewulf, engl. werewolf, (griechiſch λυκάνδρωπος). Siehe: „Sagen aus dem Osnabrückſchen“, wo eine andere Erklärung verſucht iſt.

Polterken*).

In Siddinghausen bei Büren ist ein Spukgeist, der heißt das Polterken. Er erscheint nachts in Gestalt eines Esels mit tellergroßen Augen. Manchmal hält ihn jemand für einen wirklichen Esel und versucht ihn zu reiten, aber zu seinem großen Entsetzen fällt er hindurch, als wäre gar nichts da.

---

6. Hexen. Nachtmahren.

Hexe in Warburg.

In einem Dorfe bei Warburg ist eine Frau schon lange im Verdacht der Hexerei gewesen; da haben sie einmal zwei Männer belauscht, sich abends ans Fenster geschlichen und durch die Ritzen, welche die Vorhänge ließen, gespäht. Da sahen sie denn, wie die Alte ein weißes Tuch mit Fransen über den Tisch gedeckt hatte, und, indem sie den Namen irgend eines Bauern im Dorfe nannte, die Fransen wie das Euter einer Kuh faßte und daran molk. Das hatten sie eine Weile mit angesehen, bis die Alte sagte: „Nu de Stürback'sche." Das war aber der Name des einen der beiden. Da haben sie ihr die Scheiben zerschlagen. Den Bauern im Dorfe war es schon immer rätselhaft gewesen, daß ihre Kühe selbst beim besten Futter so wenig Milch gaben. Als die Hexe sich verraten sah, ließ sie aus Furcht vor Strafe ab von ihrem Treiben, und seit der Zeit geben die Kühe in dem Dorfe wieder so viel Milch wie früher.

Das Spinnweibchen.

Im Okendahl bei Hegensdorf sitzt das „Spinnewiwerken" (Spinnweibchen), das muß immerzu spinnen. Sie hat, als sie noch lebte, am Abend vor dem Festtage ihr Stück Garn voll haben wollen und bis nach zwölf Uhr gesponnen, dafür muß sie nun im Okendahl spinnen bis an den jüngsten Tag.

Nachtmahren.

Ein Bauernsohn im Paderbornschen, der mehrere Male von einer Nachtmahre gedrückt war und sich hatte sagen lassen,

*) Polterken ist von Poltern abzuleiten.

daß solche durch das Schlüsselloch kommen, verstopfte dieses und findet am andern Morgen die Nachtmahre in ein schönes Mädchen verwandelt. Sie gefällt ihm so gut, daß er sie heiratet. Nach längerer Frist fragt er sie einmal: „Weißt du noch, daß du mich als Nachtmahre geritten hast?“ Aber in demselben Augenblick war sie auch verschwunden, und er sah sie nie wieder. Doch lag jeden Sonntag für den Mann und für das Kind, das sie ihm geboren hatte, frische Wäsche vor dem Bette.

Die letzte Schlacht.

Durch ganz Westfalen ist die Sage von einer großen Schlacht verbreitet, die einst auf roter Erde geschlagen und von großen Folgen begleitet sein wird. So hat man bei Thudorf, unweit Paderborn, vor einigen Jahren gesehen, daß sich der Himmel geöffnet, und eine Straße aus demselben zur Erde hinabgeführt hat, an deren Seite links ein Wirtshaus gestanden. Auf dieser Straße sind lange Züge Soldaten daher geritten, zuerst in blauen, dann in roten Uniformen, die haben, als sie auf der Erde angekommen, ihre Pferde an einer gewissen Stelle angebunden, an welcher früher Eichen gestanden, und als dieses geschehen, ist alles plötzlich wieder verschwunden. Man behauptet nun, daß an dieser Stelle einst die große Schlacht geschlagen werden wird, und daß die Reiter ihre Rosse an die Bäume, die dann dort wachsen, anbinden werden. Ein blinder, prophetischer Schäfer von Elsen hat verkündet, die große Schlacht werde auf dem Bockskamp bei Paderborn geschlagen und so blutig werden, daß die Soldaten bis an den Enkel im Blute waten müssen. Wenn sie aber beendet sei, werde wieder einer mit sechs Füchsen auf Schloß Neuhaus fahren, d. h., dann werde Paderborn wieder seinen eigenen Herrn bekommen.

Am verbreitetsten aber ist die Sage, daß die große Schlacht dereinst beim Birkenbaume in der Gegend von Werl stattfinden wird. Dann, wenn dieses geschehen, wird ein neuer Kaiser kommen, der eine neue, bessere Zeit heraufführt.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Paderborn.

1. Der Dombaumeister.

Als man in alter Zeit den Dom zu Paderborn bauen wollte, fand es sich beim Graben der Fundamente, daß auf einer Seite des Bauplatzes der Boden moorig und nicht wohl geeignet sei, die ungeheure Last der Mauern und Türme zu tragen, während die gegenüberliegende Seite aus starkem Felsengrunde bestand. Die Ratsherren und Vorsteher wurden nun ängstlich und meinten, der große Bau werde verunglücken, ließen den Baumeister rufen und nahmen ernste Rücksprache mit ihm. Der aber wollte nicht ja und nicht nein sagen, schüttelte nur mit dem Kopfe und schmunzelte, er werde schon für den Dom einstehen, er und seine wackeren Gesellen.

Darauf hat nun das Werk seinen glücklichen Fortgang gehabt, und es ist nach manchem Jahr und Tag, nach manchem vergossenen Schweißtropfen fertig geworden. Als nun die geistlichen Herren und die Aeltesten der Stadt den Dom besahen, ob alles auch nach Recht und Ordnung gebaut wäre, da fanden sie rechts an einer Säule Männer in einer Stellung ausgehauen, als wenn sie keuchend eine schwere Last trügen. Gegenüber war an einem Pfeiler eine flatternde Fledermaus gemeißelt. Verwundert fragten die Herren nach der Bedeutung der Bilder. Da lachte der Meister und sprach: „Hier rechts ist der Boden feucht und locker, deshalb mußten wir den Bau hier mit unserer Kunst stützen; dort hingegen ist der Boden so fest, daß leicht eine Fledermaus den Dom stützen kann.

Die Männer und die Fledermaus sind noch heute im Paderborner Dome zu sehen, nur kennt nicht jeder ihre Bedeutung.

2. Der Brunnen im Dome.

Im Dome zu Paderborn quillt ein tiefer, kühler Brunnen, die Pader, von welchem die Stadt ihren Namen hat. Kein Fremder, der sich den Dom zeigen läßt, versäumt es, diesen Brunnen zu sehen, denn an ihn knüpft sich eine alte Sage. Unten in dem Brunnen ruhen Schätze von Gold und Edelsteinen, die mehr wert sind, als das ganze Paderbornsche Land, aber niemand vermag sie zu heben, denn ein schwerer Bann hält sie von alten Zeiten her gefangen. Aber auch ein steinernes Muttergottesbild ruht unten in der Tiefe. Ueber dieses hat der Zauber keine Macht und jeder, der das rechte Wort und die rechte Zeit weiß, kann das Bild herausheben. Wenn aber das Bild gehoben sein wird, kommt alles nur erdenkliche Glück über Haus, Stadt und Land, wo es sich befindet.

Ein alter Bischof von Paderborn hatte von diesem segenspendenden Muttergottesbilde gehört und fühlte ein heißes Verlangen, in seinen Besitz zu kommen. Da meldete sich eines Tages ein Zauberer und versprach dem Kirchenfürsten, das Bild aus dem Brunnen heraufzuholen, und verlangte als Entgeld nur die Erlaubnis, in dem von der Mutter Gottes gesegneten Lande wohnen zu dürfen. Der Bischof ging freudig auf diese Bedingung ein, gewährte auch dem Manne die erbetene dreitägige Vorbereitungsfrist und schritt am dritten Tage mit ihm in den Dom. Gerade als Mittag war, stellten sie sich an den Rand des Brunnens, und der Fremde fing an, nachdem er dem Bischofe das größte Stillschweigen auferlegt hatte, aus einem großen Buche halblaut zu lesen. Nachdem er drei Zauberformeln, die eine noch stärker als die andere, gebraucht hatte, versiegte das Wasser im Brunnen, und eine Treppe wurde sichtbar, die auf vielen Stufen hinabführte. Auf dieser stieg der Zauberer hinunter und verschwand am Ende durch eine kleine Thür im Brunnen. Es dauerte gar nicht lange, da kam er zurück und trug das schwere Steinbild, das ganz grau und verwittert aussah, auf seiner Schulter. So

wie er heraufstieg, kam das Wasser langsam hinter ihm her, und als er oben war, stand es grade wieder so hoch im Brunnen, wie vor der Beschwörung. Ein unbeschreiblich angenehmer Duft ging von dem Muttergottesbilde aus, welches der Bischof mit tiefer, heiliger Ehrfurcht erfaßte und auf den Hochaltar niedersetzte. Da der Bischof gern erfahren wollte, ob der Zauberer auch von den unermeßlichen Schätzen gesehen, die unten im Brunnen bewacht werden, so fragte er ihn darnach. Und der Fremde fing an zu erzählen von den wunderbaren Sachen, die er unten in der Tiefe gesehen, von goldenen Palästen, von Gärten, in welchen Diamantblumen blühen, von Bächen edlen Weines, die über Rubinfelsen rauschen. Da erfaßte den Bischof das Verlangen, ebenfalls diese Schätze zu schauen. Trotzdem der Zauberer ihm die großen Gefahren, denen er entgegenging, eindringlich vorstellte, ihn mit Thränen in den Augen bat, sein Leben und seiner Seele Heil nicht auf das Spiel zu setzen, wollte der Bischof nicht von seinem Vorhaben abstehen, und der Fremde mußte die Beschwörung zum zweiten Male beginnen. Als der Brunnen leer und die Treppe wiederum sichtbar war, stieg der Bischof hinab. Er ist aber nicht wiedergekehrt. Zugleich waren der Zauberer und das steinerne Marienbild verschwunden. Der Brunnen quillt aber nach wie vor.

3. Die Domherrenuhr.

Im linken Seitenschiffe des Domes zu Paderborn befindet sich eine kleine Schlaguhr, welche immer um eine Viertelstunde früher geht, als die große Turmuhr. Mancher weiß nicht, was das bedeutet und macht sich allerlei Gedanken darüber. Es hat aber folgende Bewandtnis damit. In früheren Zeiten traf es sich oft, daß die adligen Domherren in Paderborn gleiche Posten in Hildesheim bekleideten. Wohnten diese Herren nun in Paderborn, so hatten sie alle Jahre nur einmal an einem gewissen Tage nach Hildesheim zu reisen, dort dem Hochamte im Dome beizuwohnen und dann ihren Lohn als Domherren von Hildesheim einzustreichen. Kamen sie aber nicht zur rechten Zeit, so war der Gehalt für das Jahr verfallen. Einer reisete auch in dieser Absicht nach Hildesheim, kam aber trotz aller Eile erst dort

an, als die Messe bereits angefangen war. So hatte er die Reise vergeblich gemacht. Wie er wieder nach Paderborn zurückkam, war sein erstes, daß er eine Schlaguhr verfertigen und im Dome aufstellen ließ, welche immer eine Viertelstunde zu früh gehen mußte. Nach ihr richtete er sich fortan mit seiner Abreise und so kam er nachher nie wieder zu spät. Das ist die Uhr im linken Seitenschiffe zu Paderborn, welche noch immer eine Viertelstunde zu früh geht.

4. Der Marienbrunnen.

Auf dem Jesuiterhofe zu Paderborn steht ein ehernes Marienbild über einem fast ganz verfallenen Brunnen, von dem man erzählt: Es kam einmal in den heißesten Tagen des August ein Bettler nach Paderborn und flehte um Gotteswillen um einen kühlenden Trunk. Aber — war es nun Hartherzigkeit oder Gleichgültigkeit — der Arme ward an jeder Thür abgewiesen. So schleppte er sich denn, fast verdurstet, fort bis zum Collegium der Jesuiten. Jedoch die hohen Treppen zu erklimmen und die geistlichen Herren um eine Erquickung zu bitten, dazu war er nicht mehr im stande. Da gewahrte er im Hofe das Muttergottesbild, er hob zu ihm seine zitternden Hände und rief mit kläglicher Stimme: „Maria, du Heilige, schaffe meiner glühenden Zunge, meinen wunden Gliedern Labung, oder laß mich hier sterben!“ Und sieh! plötzlich kamen Strahlen silberhellen, kalten Wassers aus den Brüsten der hehren Frau hervor; der müde Greis labte und stärkte sich und ging, Maria die Heilige preisend, von dannen.

Die Boten der Jesuiten hatten alles gesehen und beeilten sich, das wunderbare Wasser aufzufangen. Auch ließen sie an der Stelle nachgraben, viele hundert Fuß tief. Aber der heilige Quell war längst wieder versiegt, und einen andern fanden sie nicht. So ließen sie endlich die Arbeit liegen. Der Brunnen ward nach und nach verschüttet. Das Steingeländer zerfiel und verwitterte, und heute sieht man kaum noch einige Spuren desselben. Das Muttergottesbild aber steht noch immer, finster und ehrwürdig.

5. Krönung der heiligen Kunigunde.

Im Jahre 1002 feierte der neue König Heinrich das Laurentius-Fest zu Paderborn. Dort empfing die Herrin Kunigunde die Weihe zur Königin und wurde von Erzbischof Willigis gekrönt. Aber so wie nie ein heiterer Himmel herrscht, dem nicht ein bewölkter folgen sollte, so giebt es selten ein Vergnügen, dem nicht ein Mißvergnügen nachhinkt. Als nämlich bei der Einsegnung der Königin alle frohlockten, fingen die Baiern, deren Sitte ist, in fremdem Lande, wie in der Heimat, nach Willkür zu verfahren, an, die Früchte um die Stadt zu sammeln, und die Ackerwirte, welche ihr Eigentum verteidigen wollten, unvernünftig zu behandeln. Ein solches Verfahren empörte die Einheimischen und reizte sie zu kräftigem Widerstande. Als nun auch die Leute des Königs hinzuströmten, entbrannte der Streit immer mehr, so daß es des ganzen königlichen Ansehens bedurfte, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, dem sonst die Bürger Paderborns sämtlich erlegen wären. Nachdem der Tumult mit der größten Schwierigkeit gedämpft worden, hielt der König strenges Gericht über diejenigen, welche ihn unverständiger Weise veranlaßt hatten.

6. Der Bischof Meinwerk.

Der Bischof Meinwerk von Paderborn stammte aus dem alten und vornehmen Hause der Immedinger, dem auch die Königin Mathilde angehört hatte, und war ein Mehrer und tüchtiger Verwalter seines Bistums. Als ihm dieses von Kaiser Otto III. übergeben wurde, meinte er, was er damit anfangen solle, so ein Bistum könne er ja aus eigenen Mitteln stiften. Dann entschloß er sich doch, es anzunehmen, und machte dieses arme Bistum, dem er dreißig Jahre vorstand, vorzüglich durch Königsgut, welches er dem frommen Königspaare Heinrich II. und Kunigunde abzuschmeicheln wußte, zu einem reichen. Er nahm sich außerdem ernstlich der Wirtschaft auf seinen Höfen an und hob Hühnerzucht und Gemüsebau. Als er einmal beim Besuch eines seiner Höfe den Garten voller Nesseln, die Meierin aber in schönen Kleidern findet, läßt er diese von seinen Leuten ergreifen und so lange darüber hin und herziehen, bis alles Unkraut niedergelegt ist. Im nächsten Jahre fand er hier die schönsten Gemüse.

7. Die Bischofswahl.

Einmal wollten die geistlichen Herren in Paderborn einen Bischof wählen, konnten aber lange Zeit hindurch nicht einig werden, wer unter ihnen der würdigste zu dem hohen Posten sei. Endlich, weil sie sich gar nicht anders zu raten wußten, verbanden sie dem jüngsten Domherrn die Augen, gaben ihm den Bischofshut und stellten sich dann alle im Kreise um ihn her. Darauf bedeuteten sie ihn, er solle sich dreimal rechts und dreimal links herumdrehen und dann dem ersten Besten den Bischofshut auf das Haupt setzen. Der solle dann unwiderruflich Bischof sein.

Der junge Domherr war aber klüger als die anderen alle. Er drehte sich bedächtig dreimal hin, dreimal her und stülpte dann die Mitra — sich selbst auf. So wurde er Bischof, und die anderen zogen mit langen Gesichtern ab.

8. Der heilige Liborius.

I.

Vor mehr als tausend Jahren sind die Gebeine des heil. Liborius aus Frankreich nach Paderborn gebracht worden. Als man die Gruft, wo sie zuerst geruht, öffnete, drang ein Geruch, lieblicher wie Rosenduft, daraus hervor und verbreitete sich rings umher. Nachdem man darauf Messen und Lieder über den heiligen Leichnam gesungen, ward er in einen goldenen Sarg gelegt und von greisen, ernsthaften Männern aus Frankreich getragen. Wo sie herkamen, sproßten Blumen auf, und fremde, nie gesehene Vögel kamen und sangen preisende Lieder. Wo sie im Freien übernachteten, quollen klare Brünnlein zu ihrer Erquickung; Segen brachte ihre Reise allen Fluren, durch welche die Straße ging. Kamen die Männer mit ihrer kostbaren Last an einen Fluß, so gingen sie hindurch, ohne nur ihre Füße zu benetzen. Die Dornen am Wege stachen sie nicht, und die scharfen Steine ritzten ihre Fußsohlen nicht blutig. So ging die Fahrt viele Tage lang, und die Männer wurden nicht müde und spürten auch nicht Hunger noch Durst in der ganzen Zeit. Als sie endlich den Sarg auf den Hochaltar im Dome zu Paderborn niedergesetzt hatten, da fielen

sie tot zur Erde. Sie hatten ja auch ihr Werk vollbracht. Gemeine Bürde sollte auf ihren Schultern nun nicht wieder ruhen.

II.

Manches Jahrhundert lang hatten die Gebeine des h. Liborius im Dome zu Paderborn geruhet, und großer Segen war der Stadt und dem Lande durch einen so mächtigen Schutzpatron zugewendet worden. Aber mit der Zeit fingen die Leute an gleichgültig gegen ihren Heiligen zu werden, und ihre Andacht war kaum mehr ein Schatten von der heißen Inbrunst der Väter. Zuletzt kam es dahin, daß die feierlichen Umzüge und Prozessionen ganz unterblieben, und Priester und Volk den Tag des h. Liborius nicht höher mehr feierten, wie jeden anderen Festtag. Von der Zeit kamen schwere Tage über das Paderbornsche Land, Seuchen, Krieg und Hunger brachen herein; man hörte von ungeheuren, nie vorher erdachten Verbrechen reden, und wenig fehlte mehr, so glaubte man den jüngsten Tag nahe. Da gingen die Bethörten in sich, flehten zum Himmel um Erlösung und fasteten und thaten Buße viele Tage lang. Und der Himmel erhörte sie und gab ihnen ein Zeichen, wie sie das Elend abwenden könnten. Denn in einer Nacht öffnete sich die große Dompforte, und jene traten heraus, welche einst die heiligen Gebeine aus Frankreich geholt hatten. Zum zweiten Male ruhte jetzt der goldene Totenschrein auf ihren Schultern, und finster und schweigend hielten die Ehrwürdigen mit den Reliquien den Umzug durch die Stadt, wie es sich von alten Tagen her gebührte. Dann trugen sie den Sarg wieder in den Dom. Die Pforte schloß sich geräuschlos hinter ihnen, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Die Paderborner aber nahmen sich die Mahnung der schattenhaften Träger zu Herzen, und als wieder Sankt Liboriustag einfiel, hielten sie die Prozession feierlicher, als je zuvor. Darauf war Pest, Krankheit und alles Elend verschwunden.

III.

Abermals waren wieder viele Jahrhunderte vorübergegangen, und der dreißigjährige Krieg wütete im deutschen Lande. Pader-

born wurde vom tollen Christian*) belagert. Nur kurze Zeit widerstand die Stadt dem harten Angriffe, und bald drangen die Lutherischen ein. Die hauseten wild in den Häusern und auf den Gassen, und der tolle Christian schaffte den Dom zum Pferdestall um und hielt Rennen und Spiele in den gewölbten Gängen. Den Sarg des h. Liborius aber nahm er und ließ Goldstücke daraus prägen,**) und die Gebeine führte er in einem leinenen Sacke mit sich auf seinen Kriegszügen. Aber schon nach einem Jahre ereilte ihn die Strafe für seine That, denn um die Zeit ward er bei Stadtlohn im Münsterschen von Tilly völlig geschlagen und aller seiner Macht beraubt. Da saß er und klagte und rief: „Ach, hätte ich den Alten ruhen lassen, es ist mein Unglück!“ Darauf schickte er die Gebeine eilig nach Paderborn zurück, wo sie lange in einer hölzernen Kiste lagen. Endlich als es wieder Friede war, ließ man, wenn auch keinen goldenen, doch einen vergoldeten Schrein für sie verfertigen†), in welchem sie noch jetzt aufbewahrt werden.

Stadtberge oder Marsberg.

In diesem Mars- oder Eresberg in Westfalen war ein großer, ansehnlicher und weit berühmter Götzentempel, darin das blinde, heidnische Volk die Irmenseul verehrte. Dies Götzenbild war in Gestalt eines gewappneten Mannes, der stand unter dem blauen Himmel im grünen Feld in den Blumen bis an den Leib, mit einem Schwert umgürtet. In der rechten Hand hielt er ein Panier, darin eine rote Rose oder Feldblume war, in der linken eine Wage. Auf seinem Helm stand ein Wetterhahn, auf dem Schilde ein Leue, und auf der Brust ein Bär. Was wir außerdem wissen, ist, daß viele Priester, sowohl Männer als Weiber, diesem Tempel gedient haben. Die Weiber waren mit den Weissagungen beschäftigt, die Männer aber warteten der Opfer

*) Herzog Christian von Braunschweig.

**) Es ist bekannt, daß der Herzog Christian auch die zwölf silbernen Apostel aus dem Dom in den Schmelztiegel wandern und die berühmten Thaler, welche auf der Rückseite des Herzogs Wahlspruch tragen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“, daraus prägen ließ.

†) Von dem Silberarbeiter Hans Drake in Dringenberg.

und des übrigen Götzendienstes. Die Priester nahmen immer die Irmenseul mit in den Krieg und nach gehaltenem Treffen schlugen und straften sie die Gefangenen oder die sich feige gezeigt hatten, nach Verdienst. Es war Gebrauch, daß die Priesterinnen den Gefangenen im Lager mit bloßen Schwertern entgegenliefen, solche an einen ehernen Rost schleppten, in die Höhe huben, die Gurgel entzwei brachen und hernach aus dem Blute ihre Weissagungen nahmen.

In dem Tempel zu Eresburg sind überaus viele kost- ja unschätzbare Kleinodien, Kronen, Schilder, Fahnen u. d. m. von lauter Gold und Silber gefunden worden. Alles dies bekam Karl zur Beute. Das Bildnis selbst, so auf der zierlichen Säule stand, hat er vermaledeiet, zu Boden geworfen und zermalmt. Also ist der prächtige Tempel samt dem Bilde gänzlich zerstört worden, worüber man drei Tage zugebracht. Die von Karl dem Großen auf Eresberg gegründete Kirche war im Jahre 941 Zeugin einer blutigen That. Tankmar, Kaiser Otto's I. Halbbruder, wenn auch nicht in Purpur geboren, so doch rechtmäßiger Sohn Heinrich's des Finklers aus erster Ehe, hatte sich gegen jenen empört, mit Eberhard dem Frankenherzoge verbündet und nach Einnahme Beleckes und Gefangennehmung Heinrich's, seines jüngeren Halbbruders, die Veste Eresburg erobert. Aber kaum erschien der mächtige Kaiser vor der Stadt, so öffneten die Einwohner ihm die Thore, und Thankmar blieb keine andere Rettung, als in die Peterskirche zu flüchten. Wütend verfolgten die Leute des Königs den Flüchtigen, erbrachen die Thür des Heiligtums und drangen mit bewaffneter Hand in das Gotteshaus. Thankmar stand am Altar; seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er, zu Tode erschöpft, hier niedergelegt. Dennoch ließ er noch einmal in den ungleichen Kampf sich ein. Schon hatte er einen Sachsen, Thiotbold, der ihm den ersten Streich versetzte, niedergehauen, als ihn ein Wurfspeer in den Rücken traf, der durch das Kirchenfenster, welches dem Altare zunächst gelegen, geschleudert war. Man behauptet, daß es ein Graf von Tecklenburg war, der ihm den letzten Streich versetzte und die goldene Kette vom Altar nahm.

Otto hatte von allem, was geschah, nichts gewußt und beklagte tief das Schicksal seines tapferen, unglücklichen Bruders.

Die Irmensul.

Clodoald, Gouverneur einer großen Provinz in Dänemark, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin noch drei Kinder im Leben, nämlich zwei Söhne, Clodoald und Hyacinth, und eine Tochter Hildegardis. Letztere wurde ihm in ihrem siebenten Jahre geraubt, nach Sachsen gebracht und zur Priesterin bei der Irmensäule bestimmt. Der älteste Sohn Clodoald wurde von Seeräubern entführt, kam an einen Schäfer in Afrika, mit dessen Sohne Faustinus er in der Folge unter den Namen Ischyrion auf Abenteuer ausging. Der unglückliche Vater Clodoald reiste mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth überall umher, um seine verlorenen Kinder wieder aufzusuchen; besuchte auch endlich seine Verwandten in der Nähe von Eresburg. Daselbst verfolgte er einst in der Hitze der Jagd einen Eber bis an den schaudervollen Wald, worin der Götze Irmin durch Menschenopfer versöhnt wurde. Kaum hatte er den Eber erlegt, da verkündete eine fürchterliche Stimme den Zorn des Gottes und tausend Plagen, wofern man ihm keine Genugthuung leiste. Clodoald ward auf der Stelle blind, Kräuter und Gras vertrockneten unter seinen Füßen; doch schenkte man ihm das Leben, wenn er das zum Opfer brächte, was ihm zuerst aus seinem Hause begegnen würde. Das Schicksal traf den Hyacinth. Dieser unterhandelte mit den Priestern um seine Freilassung, ward aber gleich ergriffen und zum künftigen Opfer bestimmt. Auf das Gerücht entschließen sich zwei fremde Ritter, die sich grade in der Gegend befanden, etwas für die Rettung desselben zu wagen. Beide — es waren Ischyrion und Faustinus — schlichen sich des Abends in den schaudervollen Wald, sahen am folgenden Morgen den Zug, in welchem der unglückliche Hyacinth mit Blumen bekränzt zum Opferplatze geführt wurde, und stürzten sich mit ihren Waffen zwischen die zahlreiche Begleitung. Die Priester drängen sich um den Hyacinth, die Ritter fürchten, er möchte von denselben erdrückt werden, und erbieten sich, für seine Befreiung mit den Tieren des Waldes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen, und die Löwen

und Bären, welche den Götzen bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, fallen durch die Hände der Ritter. Nun schreiet man über neue Beleidigung des Gottes und drohet mit allerlei Plagen. Hyacinth und die beiden Ritter werden in dunkle Höhlen geworfen und sollen nächstens geopfert werden. Hildegardis, jetzt Oberpriesterin, hat Mitleid mit den Schlachtopfern, will sie retten, wird aber entdeckt und selbst zum Opfer bestimmt. Die vier Unglücklichen sahen noch im Kerker ihrem traurigen Ende entgegen, als Karl mit seinem Heere erschien und die Eresburg eroberte. Clodoald klagt ihm sein Schicksal, läßt sich in der christlichen Religion unterrichten und wird bei der Taufe wieder sehend. Nach der Oeffnung der Gefängnisse empfängt er den Hyacinth zurück und erkennt auch seine beiden anderen Kinder, Clodoald und Hildegardis, die insgesamt die christliche Religion annehmen.

Warburg.

Warburg war im zehnten Jahrhundert der Hauptort einer Grafschaft, deren letzter Besitzer Dodico hieß und zu Zeiten des Bischofs Meinwerk von Paderborn lebte. Letzterer hatte schon lange den Wunsch gehegt, diese Grafschaft seiner Kirche zu gewinnen, aber Graf Dodico dachte nicht daran, sie ihm abzutreten, entführte eine Nonne, zeugte mit ihr einen Sohn und bestimmte diesen zum Erben seiner Besitzungen. Als aber die Zeit gekommen war, wo der junge Graf wehrhaft gemacht und durch Umgürtung mit dem Schwerte unter die Männer aufgenommen werden sollte, da starb er, von seinem Rosse abgeschleudert und zertreten, eines elendigen Todes. Der gebeugte Vater erkannte darin ein Strafgericht Gottes, er trat seine Grafschaft an den Bischof ab und starb gebrochenen Herzens. Der alte Grafensitz wurde nun eine bischöfliche Burg, und Burgmänner wurden eingesetzt, sie zu schützen.

Der Abt Jacob von Hardehausen fand in Warburg ein trauriges Ende. Er hatte notgedrungen dem Landgrafen von Hessen die sogenannte Mönchsstraße in Cassel, welche dem Kloster gehörte, verkaufen müssen. Das dafür empfangene Geld sollte ihm durch hessische Husaren unterwegs wieder abgenommen werden, und nur durch Zufall, indem der Kutscher sich verirrte, entging

er der Gefahr. Er kam glücklich mit dem Gelde auf dem Mönchhof in Warburg an und ließ sofort das auch jetzt noch gefährdete Gut in einer alten Mauer, ohne irgend jemanden etwas davon zu sagen, verstecken. Nun aber traf ihn das Schicksal, daß ihm, als er aus der Neustätter Kirche kam, ein Stein vom Turme auf den Kopf fiel, der ihn gleich sprachlos zur Erde niederstreckte. Kurz darauf verschied er im Jahre 1635. Seitdem hat man nach dem versteckten Gelde hin und her gesucht, es aber bislang nicht gefunden. Man sagt, daß bei einer der vorgenommenen Reparaturen ein Maurermeister das Geld bemerkt und die Arbeit so eingerichtet habe, daß man an dem Tage nicht mehr an diese Stelle zurückkam. In der darauffolgenden Nacht sei er zurückgekehrt, habe den Schatz gehoben und sich mit ihm auf Nimmerwiederkehr davon gemacht.

Lügde.

Am Fuße des Kirchberges bei Lügde wuchsen einmal drei feurige Rosen in einer Nacht aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Die Leute in Lügde sahen die leuchtenden Blumen und fürchteten sich erst vor ihnen, wie vor Gespenstern. Als sie aber jede und jede Nacht die feurigen Blumen sahen, wurden sie endlich kühner und einmal faßten sie sich ein rechtes Herz und gruben, wo in der Nacht die Rosen geleuchtet, am Morgen unter Gebeten und frommen Sprüchen nach. Da fanden sie denn in einiger Tiefe ein altes steinernes Muttergottesbild. Die Leute waren klug und verstanden sich auf Wunder und Zeichen und bauten an derselben Stelle eine Kirche und stellten das Steinbild in einer Nische der äußeren Mauer auf. Lange hat es dort gestanden, bis es vor ungefähr hundert Jahren auf einmal verschwunden war. Da nahmen sie einen Sankt Kilian, der als Schutzpatron über dem Thore von Lügde stand, und stellten ihn in die Mauernische an die Stelle des Muttergottesbildes. Dort steht er noch heute und hält mit Stab und Bischofshut ernste, schweigsame Wacht über die alte Kirche. Zum Andenken an das verlorene Bild aber ward ein anderes, dem ersten völlig gleich, aus Holz geschnitzt und im Chore der

Kirche an einer eisernen Kette aufgehängt, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Altenbeken.

Als Karl der Große von Eresburg her gegen die Weser vorrückte, lagerte er sich auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen, auf welcher noch heute die Spuren dieses Lagers in großen Wällen wahrzunehmen sind, und die man die Karlsschanze nennt. Karl der Große verweilte hier drei Tage, und, da bei der fortdauernden Dürre alle Bäche und Quellen ausgetrocknet waren, so fing das Heer an großen Durst zu leiden. Aber der liebe Gott verließ seine tapferen Streiter und ihren heldenmütigen Anführer nicht und machte eines Tages, als nach der Sitte alle ruhten, daß an einem dem Heerlager nahen Berge eine solche Wassermenge ausbrach und sich in ein trockenes Flußbett ergoß, daß das ganze Heer genug hatte.

Diese wunderbare Quelle ist der sogenannte Bullerborn bei Altenbeken, der noch im 16. Jahrhundert die auffallende Erscheinung darbot, daß er zeitweise strömte und dann wieder versiegte; er warf stundenlang eine große Wassermasse mit bedeutendem Getöse und Rauschen aus und lag dann wieder stundenlang trocken. Den Ausbrüchen ging ein geheimnisvolles Rauschen in den Wipfeln der Bäume, welche die Quelle umstanden, vorher. Bei trockenem Wetter arbeitete die Quelle in größeren, bei nassem in kleineren Pausen. Von Dezember 1630 bis zum Jahr 1638 war der Bullerborn ganz versiegt. Seitdem fließt er ohne Unterbrechung und Geräusch, wie jede ordnungliebende Quelle.

Lippspringe.

Karl der Große, „an den Quellen der Lippe" gelagert, hat hier einer großen Menge Sachsen die Taufe erteilen und auf derselben Stelle eine Burg erbauen lassen. Der Lippearm, an welchem sich diese Burg erhob und die später in den Besitz der Tempelritter gelangt sein soll, heißt seit der Zeit der Jordan, weil sein Gewässer als reinigende Taufflut gedient hat. Später war die Burg im Besitze des Domkapitels zu Paderborn, und es bildete sich um dieselbe ein kleiner Ort, der 1400 städtische Rechte erhielt.

Im 14. Jahrhundert beherbergte die Burg als unfreiwilligen Gast einen Herzog Heinrich von Lancaster*), der mit 400 Lanzen auf einem Zuge gegen die heidnischen Preußen begriffen war. Er wurde in der öden Senne vom Grafen von Rittberg, von Hunold von Plettenberg und Johann von Padberg überfallen und um alle Habe, Gold, Silber, Waffen und Kleidungsstücke gebracht. Der ritterliche Brite wird, nach Altengland zurückgekehrt, weder auf Westfalens Gastlichkeit, noch die Schönheit seiner Gegend ein Loblied gesungen haben. Aber in jenen guten(?), alten Zeiten schützten weder hohe Stellung, noch die edelsten Zwecke vor den Fängen der Raubritter, und zu diesem bevorzugten Stande gehörten alle, die zu Helm und Schild geboren waren, so daß Werner Rolevinck in seinem „Lob des alten Sachsens" ausruft:

„Ruten, roven, dat en is gheyn schande,
Dat doget die besten van dem lande."

„Reiter sein und Rauben, das ist keine Schande,
Das thun die Besten in dem Lande."

Kleinenberger Streiche.

Kleinenberg, ein Städtchen im Paderbornschen, ist, wie Schöppenstädt, Krähwinkel u. a., wegen seiner oft tölpelhaften, oft launigen Streiche übel berüchtigt. Viele solcher Streiche aus alter und neuer Zeit werden den Kleinenbergern nacherzählt. Einige der originellsten mögen hier eine Stelle finden.

1. Wie die Kleinenberger das Licht in die Kirche trugen.

Die Kleinenberger bauten einmal eine neue Kirche und ließen sich's viel Geld kosten, daß sie ein recht stattliches Ansehen bekäme. Als nun alles fertig war, und die Ratsherren den Bau besichtigen wollten, fanden sie es in der Kirche völlig dunkel. Lange sannen sie vergeblich, den Grund dieses Uebelstandes herauszufinden, bis ihnen zuletzt einfiel, daß sie — die Fenster vergessen hatten. Wie war da zu helfen? — — Endlich rief der Bürgermeister: „Ich hab's!" Sogleich bestellte er viele Leute mit großen Säcken; die mußten sich, da es gerade im hohen Mittage war, auf den

*) Der spätere König Heinrich IV.

Marktplatz stellen, die Säcke öffnen und die Sonne hineinscheinen lassen. Nach einer Weile befahl er den Leuten, die Säcke fest zuzubinden und ihm so in die neue Kirche zu folgen. Hier ließ er die Säcke eiligst öffnen und umkehren, damit das hereingeschienene Sonnenlicht herauskäme und sich in der finstern Kirche verbreite. Die Leute thaten genau, wie der weise Bürgermeister befahl; aber in der Kirche blieb es dunkel wie zuvor, worüber sich alle höchlichst verwunderten.

2. Wie die Kleinenberger einen Brunnen ausmaßen.

Auf dem Marktplatze zu Kleinenberg befindet sich ein Brunnen, von dem man heute noch nicht weiß, wie tief er ist, und doch wurde er schon in alter Zeit vom Bürgermeister und Rat selbst ausgemessen. Das klingt sonderbar; ging aber ganz natürlich zu. Wenn nämlich die alten Kleinenberger so in den Brunnen hinabschauten und sahen, wie das Wasser so tief in ihm stand, daß es ordentlich schwarz aussah; wenn sie an der eisernen Kette die schweren Eimer aufzogen, und es gerade eine Viertelstunde weniger zwei Minuten dauerte, bis diese oben ankamen; wenn sie einen Stein hinabwarfen, und er fiel und fiel, und man gar kein Ende des Fallens hörte, — und noch bei tausend anderen Gelegenheiten schüttelten die ehrsamen Bürger bedächtig die Köpfe und sagten: „Wie tief doch wohl der Brunnen sein mag!" Das konnte endlich der Bürgermeister nicht mehr gleichgültig anhören, und zudem schien es ihm auch ein großer Schimpf für Kleinenberg zu sein, daß in seinen Mauern ein Brunnen quille, von dem man nicht einmal wisse, wie tief er sei. In seiner Weisheit beschloß er also folgendes: Er ließ über den Brunnen einen starken, jungen Eichenstamm — in Kleinenberg nennen sie das einen „Heister" — legen, umfaßte ihn mit beiden Armen und ließ sich so in den Brunnen hinabhängen. An seine Füße klammerte sich der erste Ratsherr; an diesen der zweite, und so fort, bis die Ratsherren zu Ende waren. Dann kamen die Ratsdiener, Nachtwächter u. dergl., und zuletzt sollte die ganze Bürgerschaft folgen, so mußte man doch auf den Grund kommen und erfahren, wie viele Männer der Brunnen tief sei. Gerade als der

erste Ratsdiener sich an den letzten Ratsherrn hängen wollte, rief der weise Bürgermeister: „Halt! — Ich muß erst den Heister besser umfassen.“ So ließ er ab, um den Stamm fester zu umfassen; aber, o weh! das Gewicht der Ratsherren zog ihn hinunter, und Bürgermeister und Rat stürzten in den Brunnen hinab, ohne seine Tiefe erforscht zu haben.

Noch heute achtet es ein Kleinenberger für den größten Schimpf, wenn man ihn fragt, wie tief der Brunnen auf dem Markte sei.

3. Wie die Kleinenberger Holz fuhren.

Sie wollten auch einmal eine Schule bauen in Kleinenberg. Die Eichen dazu mußten sie aus einem Walde holen, der jenseits des Berges lag. Das war nun, wie man sich denken kann, eine höchst mühselige Arbeit. Indes ging doch alles ohne Schaden ab bis auf den letzten Wagen. Als er gerade oben auf dem Berge war, zerbrach er, und die Stämme fielen zerstreut auf den Boden. Einer aber, der recht rund und schlank gewesen sein muß, kam ins Rollen und rollte immer weiter und weiter und zuletzt bis vor das Thor von Kleinenberg hinab. „Wie dumm sind wir doch gewesen!“ riefen da die Leute von Kleinenberg. „Wir hätten ohne alle Mühe sämtliche Stämme so den Hang hinablaufen lassen können!“ „Das können wir noch!“ riefen andere, zogen triumphierend gen Kleinenberg hinab, fuhren mit unsäglicher Mühe alle „Heister“ wieder auf den Berg und ließen sie dann zur allgemeinen Freude wieder hinabrollen.

4. Wie die Kleinenberger eine Kapelle fortschoben.

Dicht vor Kleinenberg steht eine kleine Kapelle. Von jeher ärgerten sich aber die getreuen Bürger über dieselbe und meinten, auf dem Marktplatze stände das Kirchlein weit besser. Einmal kamen sie auf einen höchst klugen Einfall. Sie streuten eine Menge Erbsen um die Kapelle, stemmten sich in großer Anzahl gegen die eine Seite des Gebäudes und begannen aus allen Kräften zu schieben. Und wie nun ihre Füße auf den Erbsen ausglitten, glaubten die Aermsten, die Kapelle rücke vorwärts.

Es war aber ein Irrtum, denn bis heute steht das kleine Bethaus auf seiner alten Stelle.

5. Vom städtischen Ochsen in Kleinenberg.

Auf den hohen Stadtmauern Kleinenbergs wuchs viel Gras und Gekraut, welches in einem regnerischen Sommer zu bedeutender Höhe emporschoß. Großes Kopfzerbrechen verursachte dieses Gras den Leuten von Kleinenberg, und sie wußten nicht, was sie von ihm denken, noch weniger, was sie mit ihm beginnen sollten. Lange berieten sie im geheimen über diese außergewöhnliche Angelegenheit, bis sie endlich zu dem Beschlusse kamen: dieses Gras könne für niemand als für den städtischen Ochsen von Kleinenberg gewachsen sein. Alsobald nahmen sie den Ochsen, legten ihm eine Schlinge um den Hals und begannen ihn mittelst einer starken Winde an der Mauer hinaufzuziehen. Wie sich nun allmälig die Schlinge zuzog, kam es mit dem Unglücklichen zum Ersticken, so daß ihm die Augen weit hervortraten, und er ächzend die Zunge ausstreckte. „Ha!“ jauchzten da die Kleinenberger, „seht, welch’ süßes Gras auf unsern Mauern wächst! schon von weitem leckt der schlaue Ochs mit der Zunge nach ihm.“

6. Vom städtischen Galgen in Kleinenberg.

Einst fingen sie in Kleinenberg einen großen Verbrecher, welcher bereits zum Tode verurteilt, aber durch eine List den Häschern entgangen war. Wütend warfen sich die Kleinenberger Stadtsoldaten über ihn her, ihn zum Galgen zu führen. Schon stand er auf dem Richtplatze; schon stieg er die verhängnisvolle Leiter hinan, — da rief plötzlich der Bürgermeister, wie von höherer Eingebung erleuchtet: „Kinder, übereilt euch nicht! Wisset ihr nicht, daß dieser unser städtischer Galgen für uns und unsere Kinder errichtet ist? Soll ihn solch’ ein fremder, hergelaufener Hallunke verunzieren? — Gebet dem Kerl einen Sechser, daß er sich einen Strick kaufe und sich erhänge, wo er Lust hat!“ — Welches auch also geschehen.

7. Vom Schulmeisterexamen.

In Kleinenberg war der Schulmeister gestorben, und ein alter Invalide meldete sich, sein Nachfolger zu werden. Nun haben sie es von jeher in Kleinenberg so gehalten, keinen Schulmeister anzustellen, der nicht zuvor von Bürgermeister und Rat selbst examiniert war. So mußte sich denn auch der alte Invalide diesem Brauche fügen und begab sich deshalb am bestimmten Tage aufs Rathaus, wo die gelehrten Herren ihn erwarteten. Zuerst wurde der Kandidat, wie billig, aus der biblischen Geschichte gefragt.

„Wer war unser erster Stammvater?"

„Adam."

„Wer war der zweite?"

„Noah."

„Wie viele Söhne hatte Noah?"

„Drei."

„Wie hießen sie?"

„Sem, Ham, Jafet."

„Wer war denn der Vater von Sem, Ham und Jafet?"

Lange Pause! — Der Kandidat sah bestürzt vor sich nieder, räusperte sich, rieb die Stirn; — alles umsonst. Er brachte es nimmer heraus, wer der Vater von Sem, Ham und Jafet gewesen. Nach einer Weile bedeutete ihm ein hochweiser Rat, er solle sich entfernen, nach einigen Tagen werde er noch einmal vorgefordert werden. Betrübt und niedergeschlagen langte er zu Hause an. Auf die ungestümen Fragen seiner Frau nach dem Erfolge des Examens erwiderte er: „Ach, es ging erst alles aufs beste. Ich wußte genau, wer unser erster und wer unser zweiter Stammvater gewesen, wußte, wie viel Söhne er gehabt, und daß sie Sem, Ham und Jafet geheißen. Aber da fragten sie mich auf einmal ganz überquer: ‚Wer war denn nun der Vater von Sem, Ham und Jafet?‘ Sieh, Frau, das wußte ich nicht zu sagen, wer macht sich auch auf so tolle Fragen gefaßt!" Die Frau, welche ein Genie war, antwortete: „Wie bist du doch so dumm gewesen! Gieb einmal Acht, ich will Dir's erklären. Wie heißt unser Nachbar?" „Jost." „Wie viel Söhne hat unser Nachbar Jost?" „Drei." „Wie heißen sie?" „Peter, Hans und Klaus."

„Wer ist nun der Vater von Peter, Hans und Klaus?“ „Ei, unser Nachbar Jost.“ „Richtig! Und so ist es ja mit Sem, Ham und Jafet auch, nicht wahr, Mann?“ „Jh, ja doch! — Laß nur den Tag des Examens kommen, ich werde den Herren schon zu antworten wissen, wenn sie es auch an mir vielleicht nicht vermuten.“ — Und der Tag kam, und der Kandidat beantwortete alles aufs schönste; vom ersten und zweiten Stammvater, wie des letzteren Name gewesen, wie er drei Söhne gezeugt, wie sie Sem, Ham und Jafet geheißen. „Und wer war,“ hieß es wieder, „der Vater von Sem, Ham und Jafet?“ Mit triumphierendem Lächeln antwortete der Kandidat: — „Unser Nachbar Jost.“ — Ob er darnach wirklich Schulmeister geworden, davon berichtet leider die Sage nichts.

8. Wie die Ratsherren von Kleinenberg ihre Füße wieder fanden.

Die Ratsherren von Kleinenberg saßen, schweigend und in Gedanken vertieft, um den Tisch. Auf einmal sagte einer von ihnen, indem er unter den Tisch sah: „Seht einmal da, wie wird nur ein jeder seine richtigen Füße wiederfinden?“ „Ei,“ rief ein anderer, „das ist ja eine ganze Kleinigkeit! Laßt nur den Ratsdiener kommen, daß der mit einem Knüppel dazwischen schlägt, so wird schon ein jeder die seinigen herausfinden.“ Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Der Ratsdiener ließ sich's nicht zweimal sagen, sondern fuhr mit einem so derben Knittel, daß man ihn fast einen Heister hätte nennen können, zwischen den Ratsherrenfüßen herum und bearbeitete die in Frage stehenden so kräftig, daß in wenigen Augenblicken jeder der weisen Herren die seinigen gefunden hatte.

9. Ein Kleinenberger Streich.

Durch Kleinenberg reiste einmal ein Fremder, der in dem Wirtshause, wo er übernachtete, äußerte: es würde ihm sehr lieb sein, etwas Näheres über die berühmten Kleinenberger Streiche zu erfahren, oder gar einen derselben vollführen zu sehen. Gleich darauf ließ er sich seine Stiefeln ausziehen und verlangte Pantoffeln. Der Hausknecht nahm die Stiefeln mit hinaus, schnitt die Schäfte davon ab und brachte das andere dem Gaste als Pan-

toffeln zurück. Dieser ahnte in seiner Arglosigkeit nichts und legte sich schlafen. Als er aber am andern Morgen aufgestanden war und seine Stiefeln wieder anziehen wollte, brachte der Hausknecht die abgeschnittenen Schäfte und legte sie schweigend zu den hergestellten Pantoffeln. „Was ist das?“ schrie der Fremde verwundert und zornig. Ruhig schmunzelnd erwiderte der Hausknecht: „Ein Kleinenberger Streich!“

10. Kleinenberger Pferdeeier.

Durch Kleinenberg an der Egge ist einmal ein Mann mit einer Ladung Kanonenkugeln, wie man sie zum Senfreiben zu gebrauchen pflegt, gefahren, da haben sie ihn gefragt, was er fahre, und er hat ihnen geantwortet, daß es Pferdeeier seien. Die Kleinenberger sind neugierig geworden, als sie dies gehört haben, und haben gefragt, ob er ihnen nicht eins verkaufen wollte. Das wolle er gern thun, hat er gesagt und hat ihnen für schweres Geld eine Kanonenkugel verkauft, ihnen zugleich auch Anweisung gegeben, wie sie brüten müßten, daß sie nämlich unausgesetzt darauf sitzen müßten. Das haben sie denn auch gethan und sich redlich abgelöst, aber immer ist noch kein Fohlen gekommen. Endlich ist's einem, der gebrütet hat, doch zu lange geworden, er ist ärgerlich aufgestanden und hat mit dem Fuße gegen das Ei gestoßen und gerufen: „Du verfloktet Egg, wist' gar nit up?!“ Nun hat er aber an einem Abhange gebrütet und als er mit dem Fuße dagegen gestoßen, ist es denselben herunter und in einen Busch gelaufen, in welchem ein Hase gesessen. Als nun der Hase vor Schrecken davongesprungen, da hat er gemeint, es sei das ausgebrütete Fohlen, und hat einmal über das andere gerufen: „Kum, Hieschen, kum!“ Aber Hieschen Häschen hat sich nicht halten lassen und ist davon gesprungen.

III. Burgensagen.

Herstelle.

Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karl's des Großen, und oft weilte er dort, von harten Kriegszügen rastend, oder zu neuen Schlachten Kräfte sammelnd. Im weiten deutschen Reiche und ferner noch hinaus bis zu den Städten des Morgenlandes kannte man den Namen des großen Kaisers und seiner Felsenburg. Ein Jahrtausend ist vorübergerauscht und hat auch die letzten Spuren des kaiserlichen Schlosses vertilgt. Aber in der heiligen Osternacht, in der Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen, und Schloß und Kaiser erheben sich aus dem Schoße der Tiefe. Dann sind die Türme, Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blanken Wellen der Weser. Und den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf marmornem Throne sitzt mit Zepter, Krone und Schwert. Nicht lange währt es dann, so kommt ein alter, bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Kniee nieder und spricht leise und kummervoll:

„Noch ist des Zaubers kein Ende —
Noch weint das deutsche Land —
Noch reichen sich nicht die Hände
Brüder zum heilgen Band!
's noch nicht an der Zeit,
Noch ist Erlösung weit."

Ein leiser Seufzer ringt sich dann aus des alten Kaisers Brust, traurig schüttelt er sein greises Haupt; Schloß und Türme und alles versinkt wieder, auch die Mannen kehren in den Ab-

grund zurück und nicht eher, als bis in der nächsten Osternacht kommen sie wieder.

Eine spätere feudale Burg in Herstelle hatte lange die edle Familie der Falkenberge in Besitz, von welcher der Fürstbischof Theodor von Paderborn sie wieder einlösete. Von dieser stammten ab die Brüder Theodor von Falkenberg, der in Gustav Adolf's, schwedischen Königs, Diensten Magdeburg gegen Tilly, den Anführer des katholischen Heeres, verteidigte und auf den Wällen der Stadt einen rühmlichen Tod fand, und Moritz von Falkenberg, in Diensten des Kaisers Obrist-Lieutenant im Götzischen Reiter-Corps. Er war kurz vor der Schlacht bei Lützen des Königs Gefangener gewesen und von diesem wegen der Verdienste seines Bruders gnädig entlassen worden. Als nun der König von Schweden in der Schlacht sich zu weit vorgewagt hatte, gab ihm Moritz von Falkenberg, der ihn erkannte, die erste Kugel. Als nun der König, durch den verhängnisvollen Schuß niedergestreckt, dalag, kam Johann Schneberg aus Bökendorf, einem Dorfe in der Diöcese Paderborn, Adjutant Georg's von Oeynhausen, Chefs der Reiterei in dem Götzischen Regiment, dazu, durchbohrte ihm mit dem Degen den Unterleib, tötete ihn und zog ihm sein Habit aus.

Burg Dringenberg.

Als die heilige Jungfrau mit ihrem Kindlein nach Ägypten floh, da hatte sie auf ihrer langen und beschwerlichen Reise viel von der Ungunst der Witterung zu leiden. Es war nicht zu verwundern, daß ihre Kleidung immer mürber und zerfetzter wurde, da mancher Dorn, an welchem sie vorbeikam, Stücke herausriß. Als sie nun zuletzt sich mit den elenden Fetzen kaum noch verhüllen und schützen konnte und recht traurig darüber war, da kam ein alter Mann des Weges gegangen und erbarmte sich ihres Jammers. Er zog seinen Mantel von den Schultern und warf ihn über die Heilige. Die sah ihn mit einem dankbaren Blicke an und sagte: „Der Herr wird dir lohnen, was du mir thatest, dir und deinen fernsten Nachkommen!“ Heiter und gestärkt stand sie dann auf und setzte ihre Reise fort. Ohne weitere Gefährde kam sie in Aegypten an.

Um viele Jahrhunderte später war unter den Kreuzrittern auch Ritter Hans von Dringenberg aus dem Paderbornschen Lande nach Palästina gezogen, um die heilige Stadt den Ungläubigen entreißen zu helfen. Er hatte aber weder Glück noch Stern und zuletzt bei der Belagerung einer festen Stadt stürzte er, von einem Pfeile getroffen, zur Erde. Darauf kamen die Türken, die einen Ausfall machten, fanden ihn und plünderten den Ohnmächtigen aus. Dann ließen sie ihn nackt für tot liegen. Die Seinigen hatten ebenfalls fliehen müssen, und so lag er lange, ehe er wieder zu sich kam. Als er aber endlich die Augen öffnete, da sah er die Himmelskönigin mit ihrem Kinde auf dem Arme, von Engeln umgeben, im überirdischen Glanze vor sich stehen und hörte folgende, von ihrem Munde wie Harfentöne klingende Worte: „Einst, als ich noch sterblich auf der Erde wandelte, war ich in großer Not und hatte nicht so viel, um meine Blöße zu bedecken. Da kam ein Mann und gab mir mitleidig seinen Mantel. Du bist ein Nachkomme dieses Mannes, und, getreu meinem gegebenen Worte, daß diese barmherzige That seinen Nachkommen Segen bringen solle, bin ich gekommen, dir zu helfen." Mit diesen Worten nahm sie ihren sternbesäeten Mantel und hing ihn über des Ritters Schultern. Darauf war sie verschwunden. Hans von Dringenberg fühlte sich auf der Stelle geheilt und gestärkt, raffte sich auf und kam in kürzester Zeit in das christliche Lager. Von dieser Zeit focht er immer in dem Sternenmantel, welchen er über seiner Rüstung trug, verrichtete Wunder der Tapferkeit und wurde nie wieder verwundet.

Als der tapfere Ritter Hans wieder nach seiner Väter Burg zurückgekehrt war, legte er den Mantel zum ewigen Andenken im Dome zu Paderborn nieder. Aber jeder der nachher den Dom betrat, schnitt für sich ein Stück von dem Mantel ab; daher ist es gekommen, daß heutzutage nur noch ein unbedeutendes Stück davon zu sehen ist. Dieses wird indessen mit der größten Sorgfalt verwahrt.

Die Hinnenburg.

Einst wurde in der Nacht eine Frau von der Asseburg aus tiefem Schlummer geweckt. Als sie die Augen öffnet, erblickt

sie eine kleine männliche Gestalt, einen Zwerg, an ihrem Bette, der mit flehender Geberde die Aufforderung an sie richtet, allsogleich seinem Weibe in ihrer schweren Stunde Beistand zu leisten. Die Burgfrau, welche wohlerfahren in den Heilkünsten der Zeit war, folgt bereitwillig und voll Teilnahme dem voraneilenden Zwerge durch weithin sich ziehende unterirdische Gänge mutig bis ans Bett der Kranken. Nachdem sie dieser die nötige Hülfe geleistet hat, wird sie auf eben so wunderbare Weise in ihr Schlafgemach zurückgeleitet. Hier übergiebt ihr der dankbare Zwerg drei Gläser und drei goldene Kugeln mit den Worten: „Glück und Gedeihen giebt mein Geschenk deinem Geschlechte; bewahret es gut, wenn zerbrochen ein Glas, dann wird dorren ein Zweig." Was aus den drei Kugeln geworden ist, davon schweigt die Sage; zwei Gläser, das eine von gelblicher, das andere von rötlicher Farbe, werden noch bis auf den heutigen Tag aufbewahrt, das eine auf der Hinneburg selbst hinter sicherem Schlosse im altertümlichen Schreine des Archivs, das andere auf dem Falkenstein. Aber das dritte Glas? — Einst sollen zwei Brüder von der Asseburg im Kreise froher Gäste im Uebermut die verhängnisvollen Gläser herbeigeholt und daraus gezecht haben. Das eine, das dritte, zerbrach, und die beiden Brüder kamen durch einen Sturz aus dem Wagen beim Flüchtigwerden der Pferde zu Tode. Die Linie von der Asseburg zu Wallhausen starb mit ihnen aus, und damit war die Drohung des Zwerges in Erfüllung gegangen.

Schloß Rheder.

In der Hauskapelle auf Schloß Rheder befindet sich ein Bild, welches eine Sage der Mengersenschen Familie, in deren Besitz seit unvordenklichen Zeiten Rheder ist, verewigt. Ein Vorfahr des Hauses, Johann Moritz, Oberster eines Regiments Münsterscher Truppen, war bei Belgrad unter Prinz Eugen in die Gefangenschaft der Türken geraten. Er war schwer verwundet, und der Moslem hatte die freundliche Absicht, ihn erst zu heilen und ihm dann den Kopf abschlagen zu lassen. In seinem Kerker nun schreibt er an die Seinigen, um ihnen Kunde

von seinem traurigen Schicksale zu geben und bittet den Sklaven seines Arztes um den Liebesdienst, den Brief auf irgend einem sicheren Wege in die ferne Heimat zu senden. Erstaunt betrachtet der Sklave das Siegel des Briefes, die zwei Adlerflügel am Goldring, und dann fällt er dem Gefangenen zu Füßen und nennt ihn freudig seinen Herrn. Er war des Obersten Jugendspielgenosse, der tolle Küchenjunge, der, wegen seiner vielen bösen Streiche zuletzt von Schloß Rheder fortgejagt, auf die See ging, dort von Piraten gefangen und so Sklave und Diener des Arztes wurde. Sobald der Gefangene so weit wieder hergestellt und gekräftigt war, daß ein Fluchtversuch gewagt werden konnte, führte der treue Jugendgefährte den Obersten in der Kleidung des Arztes aus dem Gefängnis, und beide kamen glücklich wieder in ihrer Heimat an.

Der Trompetersprung.

Im Park von Rheder befindet sich eine hohe, abschüssige Bergwand, deren Fuß tief unten die Nethe bespült, an welche sich folgende Sage knüpft:

Im dreißigjährigen Kriege wurde auch einst das Dörfchen Rheder schrecklich heimgesucht. Eine zersprengte Abteilung Holkscher Jäger überfiel es in dunkler Nacht, und bald wurde in den Häusern und auf den Straßen eine wilde Hetzjagd angestellt. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Einwohner suchten vergebens ihr nacktes Leben zu retten. Die tollen Jäger waren hinter ihnen darein, allen voran ein Trompeter auf einem Schecken, der zu dem Knistern der brennenden Häuser, zu dem Zetergeschrei der Weiber, dem Fluchen und Röcheln der Sterbenden die lustigsten Fanfaren blies. Da hat auch er ein schönes Wild, eine hübsche Maid, erblickt, auf welche er Jagd macht. Schon hatte er die Fliehende erreicht und gefaßt, da stürzt auf ihren Hülferuf der Großvater, der alte Behler, herbei und befreit sie. Die Fliehende schießt zuerst der Unmensch nieder, dann überwältigt und fesselt er den Greis, bindet ihn an den Schweif des Schecken und, sich in den Sattel schwingend, schleift er den Unglücklichen in rasendem Laufe hinter sich her. Jetzt sind sie an der Bergwand

angelangt, das Pferd geht langsamer — da nimmt der greise Behler, der, obgleich arg zerschunden, seine Besinnung gewahrt hat, die letzte Kraft zusammen, befreit mit einem mächtigen Ruck die Hand, ergreift das Pferd am Gebiß und drängt mit übermenschlicher Anstrengung Roß und Reiter an den Rand des Abgrundes. Noch einen Stoß! und beide sind in der Tiefe verschwunden. Die Stelle, wo sich dieses ereignet hat, heißt bis heute noch „der Trompetersprung". Wer zur Mitternachtsstunde am Nethegrunde vorübergeht, der schlägt ein Kreuz. Denn oft hört man vom Grunde des Wassers her Gestöhn und Zetergeschrei und dazwischen schrille Trompetentöne.

Burg Boke.

Auf der Burg Bukke, später Boke, die aus den alten heidnischen Sachsenzeiten herstammte, saß ein Graf Erpo von Padberg und Fechtorp, der war von wilder und jäher Gemütsart, und wenn erst sein Zorn gereizt war, schonte er gar nichts. So hatten sich einst die Einwohner des Dorfes Horhusen, welches jetzt nicht mehr vorhanden ist, gegen den Grafen aufgelehnt, und er brach alsbald auf, das Strafamt zu üben, alles zu ermorden und den Ort niederzubrennen, denn in jener Zeit verhandelten die Herren nicht erst ein langes und breites mit den Aufrührerischen. Da nun die Rache ihren Anfang genommen, und die ersten Häuser bereits brannten, so liefen einige Einwohner vor Schrecken und Entsetzen in die Kirche des heiligen Märtyrers Magnus, rissen das Kruzifix vom Altar, trugen es dem Wüterich entgegen und flehten beim Bilde des Gekreuzigten um Schonung und Gnade. Graf Erpo aber wollte nichts davon wissen, er schlug mit seinem Schwerte auf das Bild unseres Erlösers, daß die Dornenkrone gleich in Stücken zersprang und auf die Erde fiel. Aber im selben Augenblicke durchzuckte ein jäher Schmerz des Grafen Hand, das Schwert entfiel ihr, und die Finger verkrümmten. Da erkannte der Graf die strafende Hand Gottes, ließ ab von der Ausübung seiner Rache, begabte die Kirche des h. Magnus, erbaute ein Kloster zu Fechtorp und brachte in

dasselbe die Gebeine des h. Landolin, die früher in Boke verwahrt waren, und welche Bischof Badurad im Jahre 836 aus Cambray erhalten und der Pfarrkirche des alten Dorfes Bukke geschenkt hatte. Graf Erpo starb ohne Erben und all sein Gut fiel dem Kloster Flechtorp zu.

Der Deesenberg.

Die Burg auf dem Deesenberge soll Karl der Große erbaut und auf derselben in den Kriegen gegen die Sachsen seinen Sitz gehabt haben. Andere berichten, daß schon vor Karl dem Großen auf dem Deesenberge eine Bergveste der alten Sachsen stand. Nachdem Karl der Große diese neben den anderen sächsischen Vesten, wie Eresburg, Syburg und Iburg, erobert hatte, befestigte er die Deesenburg noch mehr und setzte einen seiner Getreuen, mit Namen Konrad Spiegel, als Burgmann darauf. Als er diesem die Burg übergab, soll er gesagt haben: „Spiegele dich in diesem Berge!“ und daher der Name Spiegel zum Deesenberge kommen. In späteren Zeiten wurde die Burg den Bischöfen von Paderborn und den Aebten von Korvey ein Dorn im Auge, denn die Besitzer plagten die Umgegend, insbesondere Städte und Stifte, weidlich, und ward oft heftig um den Deesenberg gestritten, die Burg erobert, zerstört und wieder aufgebaut. Das Geschlecht der Spiegel blieb aber im Besitze und vermehrte sich zahlreich; aber die Vettern konnten sich nicht um Raum und Gelaß, Luft und Licht auf ihrer Veste vertragen. Zuletzt wurde ihnen das Leben auf der Burg unbehaglich und sie kehrten sämtlich ihrem hohen Stammhause den Rücken, um in der Nähe vier neue Stammsitze zu bauen. Seit der Zeit ist die Burg auf dem Deesenberge verfallen.

In dem Schoße des Deesenberges befindet sich Karl der Große mit seinem Hoflager. Er sitzt an einem Steintische, durch welchen sein langer Bart gewachsen ist. Aus dem Berge wird er einst, wenn seine Zeit gekommen ist, mit seinen Heerführern hervorgehen und sein großes zerfallenes Reich wieder herstellen. Hirten, welche vermittelst der Springwurzel in den Berg gelangt waren, haben den alten Kaiser vordem zu Zeiten sitzen

sehen und solche, welche ihm Lieder vorpfiffen, sind beschenkt worden. Man erzählt auch von einem Bäcker aus dem nahen Warburg, daß dieser, als er dem alten Kaiser Weißbrod brachte, reich begabt wieder entlassen sei.

Die Wevelsburg.

Hoch über dem Almethal in der Nähe Paderborns erheben sich auf einem steilen Felsenhügel die Trümmer der alten Wevelsburg, die in ihrem Grundrisse die auffallende Form eines Dreiecks bildete. Ein Ritter Wevelo von Büren soll ihr den Namen gegeben haben, da er ein Jagdhaus auf der Stätte einer viel älteren Burg sich erbaute, die wahrscheinlich gegen die großen Hunneneinfälle errichtet war. Man findet nämlich eine Stunde nördlich von der Wevelsburg eine alte Lagerumwallung, welche schon 1348 die Hunnenburg genannt wurde. Die verfallene Burg wurde von Graf Friedrich dem Streitbaren von Arnsberg in der Folgezeit wieder aufgebaut und vergrößert. Hier in einem tiefen Burgverließe hielt der gewaltthätige Graf den heiligen Norbert, der seinen Schwiegersohn, den Graf Gottfried von Cappenberg überredet hatte, seine Burg in ein Kloster umzuwandeln und seine Gemahlin Jutta, des Grafen Tochter, in ein Kloster zu schicken, aus Verdruß, daß die Kirche haben sollte, was dieser als Wittum ausgesetzt war, gefangen. Das Norbertsloch nebst Ketten und Banden wird noch bis heute auf der Wevelsburg gezeigt. Allen Vorstellungen, den frommen Mann frei zu geben, widerstand der Arensberger auf das hartnäckigste und er verschwur sich bei einem Mahle, welches auf der Burg gehalten wurde, hoch und teuer. Da geschah aber etwas sehr Unerwartetes und gar Schreckliches vor den Augen der Gäste, denn plötzlich schrie der Graf: „Helft, Helft! Ich platze!“ — und dieses ereignete sich denn auch wirklich, und die Gedärme fielen ihm aus dem Leibe heraus auf die Erde. Darauf wurde der heilige Norbert sogleich freigegeben.

Zuletzt, nachdem die Wevelsburg öfter den Besitzer gewechselt hatte, kam sie an das Hochstift Paderborn. Fürstbischof Dietrich erbaute ein neues, schönes Schloß auf den alten Mauern der Wevelsburg wieder in Dreieckform auf, welches ohne die Frohndienste und Fuhren 36,000 Thaler kostete, aber vierzig Jahre

nachher von den Schweden unter Krusemark auf die gräulichste Art verwüstet wurde. Zwar erfolgte eine Restauration durch Theodor von der Reck, Fürstbischof von Paderborn; aber am 11. Januar 1815 schlug der Blitz in den größten Turm, und das Feuer verzehrte das innere Holzwerk bis auf den Grund, sodaß nun dem völligen Verfalle eine breite Bresche geöffnet ist.

An die Wevelsburg knüpfen sich folgende Ereignisse an. Eines Tages war Kurt von Spiegel, Erbmarschall des Hochstifts Paderborn, mit seinem fürstlichen Herrn auf die Jagd geritten. Doch dieses Mal war dem tüchtigen und leidenschaftlichen Jäger keine Beute zu teil geworden. Mißmutig kehrte er mit den anderen nach der Wevelsburg zurück. Da bemerkte er einen armen „Leyendecker" an dem Turmdache der Wevelsburg hängen, der, da er den vornehmen Jagdzug herannahen sieht, demütig nach seinem Hütchen greift und heruntergrüßt. Kurt von Spiegel schießt, um doch etwas zu treffen, den armen Menschen in frevler Verwegenheit vom Dache. Entsetzen ergreift die Begleitung, und leichenblaß und vor Erregung zitternd befiehlt der Bischof, den Verbrecher zu ergreifen. Doch dieser wendet rasch sein Roß und entkommt. Nachdem Kurt von Spiegel mehrere Jahre das Land gemieden hatte, giebt ihm eine neue Bischofswahl, welche seinem nahen Verwandten die Inful verlieh, den Mut, nach der Wevelsburg, wo jener grade im Kreise seiner Vasallen und verwandten Frauen das Festmahl hielt, zurückzukehren. Keck tritt Kurt von Spiegel in den Saal. Entsetzt schaut die Gesellschaft auf den Verbrecher, der so unerwartet und zu ungelegener Zeit zurückkehrt. Eine Totenstille herrscht in dem eben noch so lauten Kreise. Tief aufseufzend erhebt sich der Bischof und mit hohler Stimme befiehlt er, den Kurt zu ergreifen. An den Mauern der Wevelsburg zeigt man noch die Spuren von den Kugeln, die bei Kurt's Hinrichtung diese getroffen haben.

Auch noch eine andere Erzählung bezieht sich auf die Wevelsburg. Ein reicher Lord in England besaß eine im Dreieck erbaute Burg, nnd diese Seltsamkeit dünkte dem Seltsamkeiten liebenden Sohn Albions ein unschätzbares Besitztum. Er meinte, sagte und glaubte, eine dreieckige Burg sei in der ganzen Welt nicht mehr zu finden, als einzig und allein in England, und auch da nur

einzig und allein in . . . . shire, und die sei die seine, des Lords. Da führte das Mißgeschick dem Lord einen Emigranten aus Frankreich zu, der hatte sich in der Welt umgesehen, war auch in Deutschland, in Westfalen und auf der Wevelsburg gewesen, und da der Lord so viel Rühmens machte von seiner dreieckigen Burg, so sagte der Emigrant, solcher Burgen gäbe es mehr, in Deutschland wisse er auch eine. Das wollte der Lord nimmermehr glauben; nein, dreieckige Burgen könne es nicht weiter geben; der Franzose solle mit auf die Reise und dem Lord die Burg zeigen, alle Kosten wolle er tragen und verlange er nichts weiter, als daß der Franzose beschämt eingestehen solle, nur der Lord besitze eine dreieckige Burg.

Da haben die beiden Herren sich mit einander auf die Reise gemacht und sind Tag und Nacht gereist, über den Kanal und nach Amsterdam, durch Holland und das schöne Land Ober-Yssel, nach Westfalen herein, nach Münster und Telgte, über Warendorf nach Rheda und Wiedenbrück, durch Rittberg über das Lauer Bruch, bis sie dahin gekommen sind, wo die Lippe und die Alme sich vereinigen, und endlich sind sie auf der Wevelsburg angelangt. Als der Lord sich die Burg genau angesehen, hat er zugestanden, daß er nicht allein der Besitzer einer dreieckigen Burg sei, ist sehr mißmutig nach Hause zurückgekehrt und hat seine dreieckige Burg abbrechen lassen.

IV. Klostersagen.

Kloster Corvey.

1. Die Lilie von Corvey.

Wenn in früheren Zeiten einer der Mönche zu Kloster Corvey sterben sollte, so kam ihm der Tod nicht unerwartet. Drei Tage vorher fand er in der Frühe, wenn er zur Matutin in die Kirche ging, als Todesbotin eine Lilie auf seinem Chorstuhle liegen. Diese hing sonst auf dem Chore an einem ehernen Kranze. Einst war es der junge Conventuale Marcwald von Spiegel, der sie auf seinem Sessel fand; er erschrak, daß er sein junges Leben lassen sollte, während so viele ältere Mönche da waren, die an der Grenze der Lebensjahre standen. Deshalb legte er heimlich und rasch die Lilie dem greisen Weribold in seinen Stuhl. Der alte Mann entsetzte sich, daß er in eine schwere Krankheit fiel; aber er genas, Marcwald von Spiegel jedoch starb nach drei Tagen. Seit der Zeit erschien die Wunderblume nicht mehr.

2. Die Engel in Corvey.

Wenn einer der Mönche krank und im Chore zu erscheinen verhindert war, dann hörte man den Gesang eines Engels von seinem Platze her. Auch konnte man, wenn die Knaben der Abteischule das Gloria patri sangen, aus der Ferne des oberen Chores her, wo des heil. Vitus Reliquien verwahrt wurden, die

Stimmen der Engel mit wunderbarer Lieblichkeit das Sicut erat in principio intonieren hören. In jenen glücklichen Tagen des Klosters sah man oft auch den Schatten des heil. Adelhard durch die Kirche schweben. Zwei Engel erschienen jährlich im Chore und leiteten die Gesänge, bis die dreiste Frage eines Präpositus, wer sie seien und woher sie kämen, sie auf immer verscheuchte.

3. Die Hirsche in Corvey.

Der Tag des heil. Vitus wurde von den Mönchen zu Corvey immer als ein hoher Fest- und Freudentag begangen, denn der heil. Vitus war der Schutzpatron der Abtei. Das edelste Wild, das der Sollinger Wald hegte, der feurigste Wein, der in den Klosterkellern lagerte, die schmackhaftesten Fische, die in den Teichen der Abtei gezüchtet wurden, das alles prangte alsdann auf der Tafel der Mönche. Das beste Stück aber war immer der weiße Hirsch, der sich, ungerufen und ungesucht, jedes Jahr durch das Thor, welches noch später die Hirschpforte hieß, selbst in die Küche von Corvey begab, sich schlachten und braten ließ. Und dieses Gericht ward, so kostbar es auch war, dennoch einem alten Brauche gemäß unter die Armen verteilt, die sich stets in großer Anzahl im Kloster einfanden. Weder der Abt, noch die Mönche bekamen jemals einen Bissen von dem weißen Hirsche. Nun war einmal ein Abt in Corvey, ein eigenwilliger, gebieterischer Herr, der befahl, das nächste Mal den weißen Hirsch für seine Tafel herzurichten; die Armen könnten ja mit geringeren Speisen vorlieb nehmen. Am nächsten Sankt Vitustage geschah denn auch nach seinem Gebote, und das köstliche Wildpret ward für ihn und die Mönche aufgetragen. Aber wie der Abt das Messer erhob, um für sich das saftigste Stück aus der Keule herauszuschneiden — ha! da zuckte es in der Schüssel und begann sich zu regen und zu heben; — der gebratene weiße Hirsch wurde vor den Augen der entsetzten Mönche wieder lebendig und sprang aus der Schüssel. Der Kopf war unten für die Dienerschaft geblieben, und so rannte der Hirsch ohne Kopf erst dreimal

um den Tisch und dann zum nächsten offenstehenden Fenster hinaus. Von dieser Zeit hat sich kein weißer Hirsch mehr in Corvey sehen lassen.

4. Die Räuber in Corvey.

Zu den Zeiten des zweiten Kreuzzuges hat sich folgendes Ereignis zu Corvey zugetragen. Eine Schar räuberischen Gesindels, das die Abwesenheit der edlen Ritterschaft zu seinen Gewaltthätigkeiten benutzte, machte einen Angriff auf Corvey. Die Räuber kamen plötzlich zu Schiffe die Weser herunter, drangen bei nächtlicher Weile in den Garten und erstiegen dann die Kapelle der heiligen Jungfrau Maria, erbrachen ein Fenster, das in die Kirche führte, wo man alle Kleinodien und Paramente unverschlossen aufbewahrte, und wollten sich schon in der Kirche niederlassen, als sie plötzlich eine Schar bewaffneter Reiter den Altar umgeben sahen. Die unten geblieben waren, glaubten es nicht und stiegen auch hinauf, aber alle sahen dieselbe drohende Erscheinung. Da suchten sie, noch voll Zweifels, den Haupteingang der Kirche, und sieh', auch dieser war mit Bewaffneten besetzt. Noch einmal machten sie den Versuch, von Osten her in das Chor und in die Sakristei zu dringen; sie erstiegen ein Fenster, sahen aber wieder jene bewaffnete Schar und hörten nun zugleich den Gesang der Brüder und das Läuten der Frühmette; das Morgenrot glänzte über den Bergen auf. Die Räuber mußten weichen und gestanden später selbst, daß Gespenster sie vertrieben hätten.

Kloster Dahlheim.

Dahlheim bei Paderborn ist jetzt eine königliche Domäne, aber früher war Dahlheim ein Kloster, ein reiches Kloster. Deshalb lebten auch die Mönche alle Tage in Freuden und waren guter Dinge. Und fiel je ein Fasttag ein, so wußten die geistlichen Herren Eier und Fische köstlicher zu bereiten, als das beste

Wildpret. Einmal am Aschermittwoch standen auf der Klostertafel viele Schüsseln mit den fettesten Austern. Wohlgefällig lächelnd ergriff der Prior das Messer, eine der kostbaren Muscheln zu öffnen. Aber in der Hand ward sie ihm in eine ekelhafte Kröte verwandelt. Entsetzt sprang er von seinem Stuhle auf, mit ihm die Mönche, denn nach und nach verwandelten sich alle die delikaten Austern in solch' scheußliches Getier. Das nahmen sich die lüsternen Mönchlein zu Herzen und haben nachher nie wieder Austern gegessen.

Kloster Marienmünster.

Der fromme Bischof Badurad von Paderborn hatte ein Gelübde gethan, der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Kloster zu bauen, nur konnte er über den Ort, wo es stehen sollte, nicht einig mit sich werden. Zu derselben Zeit hatte ein alter Hirt, welcher über Nacht bei seinen Schafen im Felde war, ein Gesicht von einer großen Schar Hirsche mit leuchtenden Geweihen, welche sich erst, als wenn sie etwas suchten, im Thale herumtrieben, sich dann aber auf einem Flecke zusammenfanden und lagerten, zuletzt spurlos verschwanden. Der Hirt erzählte die Sache einem Geistlichen, und als sich die Erscheinung allnächtlich wiederholte, seinen Bekannten. Das Gerücht davon trug sich hier und dorthin; endlich hörte auch Bischof Badurad davon. Im frommen Eifer, diesen höchst merkwürdigen Dingen auf die Spur zu kommen, reiste der heilige Mann selbst nach dem ihm beschriebenen Orte und fand gleich in der ersten Nacht die Sache völlig so, wie man ihm gesagt hatte. Wie er darüber ernstlich nachdachte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht der Ort, welchen sich die heilige Jungfrau zum Tempelplatze ausersehen hatte. Er flehte also in brünstigem Gebet zu der Hochbegnadigten, sie möge, wenn hier ihr Haus stehen solle, ihren Willen in der nächsten Nacht deutlicher kund thun. In der kommenden Nacht ging alles wie früher, einer der Hirsche aber erhob sich und trat in die Mitte der andern. Da sah der Bischof, daß dieser statt des Geweihes ein goldenes Kreuz auf

dem Haupte trug. Der Hirsch blieb einige Zeit stehen, dann beugte er sich und legte das goldene Kreuz auf den Boden. Darauf war die ganze Erscheinung verschwunden. Jetzt glaubte Badurad alles verstanden zu haben. Er ließ sogleich an dem Orte den Bau der Kirche und des Klosters beginnen. Der Altar kam genau auf die Stelle, wo der Hirsch das Kreuz niedergelegt hatte. Das goldene Kreuz selbst zeigt man in dem Kloster bis auf den heutigen Tag. Dieses ist der Anfang des Klosters Neumünster.

Kloster Abdinghof.

Vor vielen Jahren, als im Kloster Abdinghof zu Paderborn noch Benedictinermönche waren, brach einmal Feuer in den Zellen aus. Erst versuchte man zwar, den Flammen Einhalt zu thun, als die Brüder aber sahen, daß trotz aller Arbeit die Lohe immer größer ward, flohen sie eilig die Treppe hinab, um dem Feuertode zu entgehen. Keiner hatte der Gelübde gedacht, welche ihnen verboten, die Clausur, außer an bestimmten Tagen, eigenmächtig zu verlassen. Nur einer, der Bruder Hildegrim, blieb treu seinem Eide; unter brünstigen Gebeten saß er in seiner Zelle und achtete es nicht, wie die Glut jeden Augenblick näher kam, achtete nicht der unerträglichen Hitze, die ihn bald zu ersticken drohte. Unterdessen eilten die andern dem Klostergarten zu. Schon schlug ihnen frische, erquickende Luft entgegen; schon waren sie den schattigen Laubgängen nahe, da stürzte das steinerne Thürgesims, von der ungeheuren Hitze zersprengt, und begrub sie — zwanzig an der Zahl — unter seinen rauchenden Trümmern. Als aber die Leute nachher den Schutt wegräumten und sich anschickten, das Kloster wieder herzustellen, da fanden sie die Zelle des Bruders Hildegrim vom Feuer völlig unversehrt und ihn selbst noch immer knieen im Gebet. — Für die neu eintretenden Mönche ward Hildegrim der erste Abt und starb lange nachher im Rufe der Heiligkeit.

Kloster Brenkhausen.

Die Nonnen im Kloster zu Brenkhausen wollten einmal zur Zierde ihrer Kirche ein Bild der heiligen Jungfrau haben und ließen einen berühmten Maler aus weiter Ferne kommen, es zu verfertigen. Ein geräumiger Saal wurde dem Künstler zur Werkstatt angewiesen, und gleich einige Tage nach seiner Ankunft begann er seine Arbeit. Wie diese so weit vorgerückt war, daß man schon die Füße, Hände und den Mantel der heiligen Frau erkennen konnte, kam die Äbtissin alle Tage und sah nach dem Bilde, wie es wuchs und seiner Vollendung entgegenging. Aber die Besuche der Äbtissin in der Werkstatt des Malers, der gar viel und angenehm von seinen Reisen in Italien und seinem Aufenthalte in Rom zu plaudern verstand, wurden immer länger, und der Pinselstriche des Malers immer weniger. Endlich war das Bild fertig, und der nächste Feiertag ward zu seiner Aufstellung bestimmt. Als der Tag kam, war die Kirche gedrängt voll von Menschen, die alle das Bild sehen wollten, an welchem der bewährte Maler so lange gearbeitet hatte. Aber ein dumpfes Murmeln und ein Kopfschütteln ging durch die Menge, denn das Bild der Hochgebenedeiten glich im Antlitze ganz und gar der Äbtissin, und es war, als wenn diese, in bunte Gewänder gehüllt, auf das Volk herniederschaute. Jetzt traten die Priester herbei und erhoben segnend die Rauchfässer gegen das Bild und besprengten es mit geweihtem Wasser. Da fiel die frevelhafte Schilderei plötzlich mit großem Geräusche von ihrem Fußgestelle zu Boden. Als man sie aufheben wollte, war die Leinwand von oben bis unten zerrissen. Das Gesicht war ganz unkenntlich geworden. Der fremde Maler ist von der Zeit an verschwunden. Die Äbtissin aber hat ihre Würde niedergelegt und als eine niedrige Nonne in einem anderen Kloster für ihr schwaches Herz Sühne gesucht.

Kloster Bödeken.

Die Witwe eines sächsischen Adelings, dessen Burg Fürstenberg auf dem Sintfelde von Karl dem Großen zerstört war, mit Namen Wichtrud, genas auf der Flucht unter einer schat-

tigen Linde in der Nähe der Stelle, wo später die Wevelsburg gebaut wurde, eines Knäbleins, welches später unter dem Namen Meinolf der erste Heilige der Paderborner Diözese wurde. Jene Linde ist bis auf den heutigen Tag grün geblieben und unter dem Namen Meinolfslinde die älteste und berühmteste des Paderbornschen Landes. Kaum hatte die Mutter in einem ihrer Besitztümer ein Asyl gefunden, als sie, von einem gewaltthätigen Schwäher bedrängt, wiederum flüchten mußte und jetzt bei dem Frankenkönige Schutz und einen Taufpaten für ihren vierjährigen Sohn fand. Dieser ließ ihn ganz für die Kirche erziehen, so daß der erwachsene Meinolf sich entschloß, auf seinem väterlichen Erbgute ein Kloster zu stiften. Unschlüssig, auf welcher Stelle er dieses erbauen solle, da viele seiner Güter durch den Krieg zerstört waren, und an anderen Plätzen der Schutz vor der Bedrohung durch einbrechende Horden fehlte, hörte er von der wiederholten Erscheinung eines überirdischen Lichtes, welches ein Hirt in dem engen Thale, das sich gegen Süden bis zum Kirchberge erstreckt, an dessen Fuße die Meinolfslinde stand, zu wiederholten Malen erblickt hatte. Und als dann Meinolf selbst hinauswandert an den Ort, da wird ihm dieselbe Erscheinung zu teil, und noch mehr, einige Zeit darauf, als der Heilige das Thal besucht, da erblickt er vor sich einen ruhenden Hirsch, der sein vielendiges Geweih emporrichtet; und als der Hirsch sich ihm zuwendet, da wurde der Heilige eines Kreuzes gewahr, welches er zwischen seinen Hörnern trug, das war noch klarer als gereinigtes Gold. An dieser Stelle baute nun im Jahre 817 Meinolf ein Kloster und besetzte es mit einer Anzahl frommer Jungfrauen. So entstand das Kloster Bödeken.

Ein Glöcklein, dessen sich Meinolf als Altarschelle bediente, kündete später im Kloster Bödeken den Tod der Klosterfrauen an. Wenn eine derselben abberufen werden sollte aus dieser Zeitlichkeit, erklang es hell und laut, ohne daß eine menschliche Hand es berührt hatte, und nicht lange darauf verschied jedesmal eine der Klosterjungfrauen. Im Jahre 1803 wurde Kloster Bödeken säkularisiert und zur Domäne umgewandelt. Infolgedessen und dem Zerstörungstriebe der damaligen Zeit gemäß, wurde in wahrhaft vandalistischer Wut in Kloster Bödeken

alles ohne irgend ersichtlichen Zweck vernichtet und zerstört. Nur die Ruine des Chors steht noch, freilich mit durch Sprengschüsse zerschlagenen Gewölben. Als auch dieser Bauteil dem Verderben geweiht wurde, und schon der Maurermeister mit seinen Gesellen die Arbeit begonnen hatte, da fing, wie sich das Volk erzählt, am Altar Meinolf's Wunderglöckchen plötzlich heftig an zu läuten, so daß die Arbeiter erschreckt davonliefen, um nicht wiederzukehren.

Die ebenfalls zerstörte Kapelle unter Sankt Meinolf's Linde aber ist neu auf dem alten Fundamente aufgebaut, und in diese wurde auch St. Meinolf's Glöcklein gebracht.

Kloster Gehrden.

Das Kloster Iburg, welches auf dem das Thal von Driburg an seiner westlichen Seite abschneidenden, steilaufsteigenden Berge, an der Stelle, wo früher eine von Karl dem Großen zerstörte sächsische Burg gestanden hatte, aufgebaut war, gab den dort weilenden Nonnen wegen seiner rauhen Lage Veranlassung zu unablässiger Klage, so daß der Bischof von Paderborn das Kloster nach zwanzigjährigem Bestehen nach Gehrden verlegte. Im Jahre 1810 aufgehoben, wurde es als Domäne an den Grafen Bocholtz, von diesem an den Oberjägermeister Grafen Sierstorff verkauft. Das Kloster ist in einen freundlichen Landsitz umgeschaffen. Von den dort einst hausenden Nonnen scheint eine, deren Bild in den ehemaligen Klosterräumen gezeigt wird, sich immer noch nicht zur Ruhe geben zu können. Sie geht um, und es wandelt sie von Zeit zu Zeit die Lust an, den Lebenden Besuche zu machen. So saß einst der verstorbene Oberjägermeister in seinem Arbeitszimmer zu Gehrden am Schreibtische, als die Nonne geräuschlos bei ihm eintrat und sich still, wie um den alten Herrn nicht in der Arbeit zu stören, hinter ihm auf das Kanapee setzte. Der Graf faßte sich und nahm den Anschein an, als ob er ruhig weiter schreibe. Als er dann sich umsah, begegnete sie starr und zornig seinem Blicke, erhob sich jedoch wieder und verließ so geräuschlos, wie sie gekommen, das Gemach.

Sagen

aus der

Grafschaft Mark und dem Süderland.

I. Volkssagen.

1. Riesen, Hünen.

Die Hünenpforte bei Limburg.

Bei Limburg an der Lenne liegt zwischen der Berghöhe des weißen Steins und der zerfallenen Burg Raffenberg die Hünenpforte. Es ist dieses der Eingang zu einer Höhle im Kalkfelsen, oben an der Bergkuppe. Hinter der Pforte soll ehedem die Burg eines Hünen gestanden haben, der mit den Seinigen durch die Pforte mit der Außenwelt verkehrte. Diese Höhlenbewohner waren so stark, wie es jetzt keine Wesen mehr gibt, unter anderen klang es, wenn sie etwa nießen mußten, so gewaltig, daß man es bis Eilpe und Hagen, also meilenweit, hören konnte. Auf diese Sage bezieht sich noch heute in dieser Gegend eine scherzhafte Beteuerung unter den Landleuten: „So wahr als man den Hünen prusten (d. h. nießen) hört.“ Altertumsforscher haben an dieser Hünenpforte Spuren römischer Schriftzeichen entdecken wollen, scheinen aber durch Naturspiele irre geleitet zu sein. Indessen mag die Stätte wegen ihrer Seltsamkeit von den Ureinwohnern öfters Besuche erhalten und in Verehrung gestanden haben.

Der Riese Bremer.

Auf der Straße von Iserlohn nach Hemer liegt der Schledenhof. Diesem gegenüber, in einem weiten Wiesenthale, erhebt sich ein seltsamer Bergkegel, welcher ganz das Aussehen einer kleinen Basaltkuppe hat, in der That aber aus Kalk besteht,

wie er bei Iserlohn in großen Lagern vorkommt. Der Riese Bremer soll auf einer seiner Wanderungen, als er fremde Stoffe in seinem Schuh gespürt, hier eine Weile gerastet und sich diesen Schuh ausgeklopft haben. Von dem Gestein im Schuh sei der Berg entstanden und führe daher den Namen Bremersberg. Der Riese ist wohl derselbe, welcher in der Voluspa Brimir der Brandende genannt wird.

Nördlich stand an dem Nidafelsen
Ein Saal aus Gold, für Sindris Geschlecht (die Zwerge),
Ein anderer stand auf Okolnir,
Des Riesen Biersaal, Brimir genannt.

Auch zwischen den Dörfern Leichlingen und Witzfelden im bergischen Wupperthale liegt eine Heide, die Bremersheide genannt, von welcher noch allerlei Sagen im Volke gehen.

Die Hünen.

Auf dem Wixberge bei Altena und auf dem Gaxberge bei Sümmern wohnten vor Zeiten Hünen. Sie bucken in einem Backofen zusammen und gaben sich, wenn es Zeit war, das Brot einzuschießen, ein Zeichen durch Schrappen am Backtroge. Einst traf es sich, daß der Riese vom Gaxberge sich nachts am Schenkel kratzte. Der andere Hüne hörte dieses und glaubte, es sei das verabredete Zeichen. Er faßte also seine Brote und lief damit nach dem Gaxberge, fand aber dorten seine Spießgesellen noch tief im Schlafe.

In ganz alten Zeiten wohnte auch ein Riese in Oberhemer bei Iserlohn. Wenn derselbe aus dem Uhlenhofsbrunnen trank, setzte er den Fuß ins Bockeloch und den anderen auf den Parik (zwei benachbarte Schluchten).

Die Kirchspielskirche von Iserlohn stammt noch aus dem Heidentume. In früheren Tagen sind auch Hünen hineingegangen. Sie hatte dazu eine gewaltig große Pforte, aus welcher man später ein Fenster gemacht hat.

Richter's Koppe bei Fürstenberg.

Auf dieser, so erzählte ein 81jähriger Greis, eine stattliche Bauerngestalt, mit spitzem, breitkrämpigem Hute, stand

in alten Zeiten ein Schloß der Hünen, die das Land ringsum beunruhigten. Endlich fand der Schweinejunge von Füchten Mittel, ihnen das Wasser abzuleiten, wodurch die Hünen gezwungen wurden, Schloß und Berg zu verlassen. Da packte eine blaue Hand den Jungen vor die Brust und sagte: „Du sollst Fürst von diesem Berge sein!“ Daher kommt es, daß die Fürstenberger noch eine blaue Hand im Wappen führen.

2. Zwerge, Elbe, Erdmännchen, Bergmännchen, Hollen, Wichtelchen, Schmiede.

Schmied Weland.

In der Mark findet man hoch auf den Bergen, besonders in den Gegenden, welche von dem Lenneflusse bespült werden, große Haufen von Schlacken, wie sie aus den Hochöfen kommen, in welchen Eisen verhüttet wird. Was das seltsamste dabei ist: nirgends findet sich auch die mindeste Spur, daß in der Nähe ein Gebäude gewesen wäre, in welchem der Hochofen gestanden, oder wo die Schmiede gewohnt hätten. Deshalb halten die Landleute, welche auf die Schlackenhaufen stoßen, dieselben auch mit Recht für die Spuren von elfischen Schmieden, welche vor Zeiten auf den Höhen der märkischen Berge umherzogen und das Eisen aus den Kuppen hervorholten, bevor noch ein Mensch etwas von der Gewinnung des nützlichen Metalls verstand. Legt doch auch ein britischer Gelehrter, Gottfried von Monmouth, die Wohnung des zaubergewaltigen Schmieds Weland oder Wieland in diese Berggegend und zwar in die Umgegend von Siegen, wie dieses aus folgender Stelle hervorgeht:
Pocula, quae sculpsit Guilandius in urbe Sigeni. Becher, getrieben in Erz, Weland's Kunstwerke, in Siegen.

Der Zwerg mit der Ähre.

Ein Bauer aus der Gegend von Altena sah, als er auf seiner Tenne stand, einen Zwerg, der auf der Leiter hielt und

auf die Barmen hinaufsteigen wollte. Das kleine Wichtlein*) hatte eine Roggenähre auf der Schulter und keuchte, als ob es eine ungeheure Last zu schleppen hätte. Dem Bauer kam das höchst lustig vor. „Zum Geier," rief er, „unter einer einzigen Ähre also zu keuchen," plumps! ließ der Zwerg die Ähre fallen und machte sich aus dem Staube. Die Ähre lag aber bis zum andern Morgen auf der Tenne, dann ward sie mit gedroschen, und es wurden aus ihr allein fünf Scheffel Roggen gewonnen. Da sagte der Bauer aber auch: „Das danke dir der Teufel, daß das kleine Wichtchen also keuchte!"

Das Zwergenloch bei Iserlohn.

In der Gegend von Iserlohn, das in alten Urkunden nur Loen oder Lohn genannt wird, finden sich im Kalkgebirge mehrere Höhlen; eine davon heißt das Zwergenloch. Sie ist anfangs geräumig, verengt sich aber nach einigen Schritten dergestalt, daß man kriechen muß, um weiter zu gelangen. In dieser Höhle hauseten vor Zeiten kleine Kobolde, zu welchen die Landleute Rat suchen gingen, wenn sie etwas verloren hatten, oder wenn sie sonst in irgend einer Verlegenheit waren. Die kleinen Männlein wußten immer, wo verlorene Dinge wiederzufinden waren, fanden in den verwickeltesten Angelegenheiten stets guten Rat und haben manchem zu Ehren und Reichtum verholfen. Jetzt sind sie leider nicht mehr dorten zu finden.

Erdmännchen.

Die Erdmännchen (klaine äirtmännkes) können das Pfeifen in den Gruben nicht leiden und bringen den um, der's thut; der Bergmann, dem sie die edleren Erze nicht gönnen, darf sie nicht stören und muß sich hüten, ihnen zu nahe zu kommen.

Zuweilen erscheinen sie auch außer den Gruben. So unterstützte, wie man sich in Iserlohn erzählt, einmal ein Bergmännchen eine Spinnerin auf wundervolle Weise in ihrer Arbeit, wofür es sich die Hand der frischen Dirne bedang. Das

*) Wichtlein, Wichtelchen von Wicht oder Wigt plattd.: kleines Kind, Ding, Geschöpf (Bösewicht).

Mädchen willigte ein, seine Braut zu werden, sie meinte ja, das Heiraten könne ihm doch nicht „Bedacht" sein. Eines Abends ruft sie dem eintretenden Bräutigam entgegen: „Sech, hestu nitt Hoppetînken?" Da wird das Männlein rot vor Zorn und spricht: „Das hat Dir der Teufel offenbart!" Von Stund an verläßt es die Spinnerin und entzieht ihr seine Hülfe.

Ein anderes sehr zerlumpt aussehendes Erdmännlein siedelte sich in einem Schleifkotten an und schliff daselbst allnächtlich Messer oder was gerade vorlag. Der Eigner des Kottens hatte es einst um Mitternacht belauert und sein Treiben entdeckt; da ihn der lumpigen Kleidung jammert, so läßt er einen hübschen grauen Anzug machen, hängt denselben in den Kotten und legt sich abermals zum Lauern auf den Balken. Um die zwölfte Stunde kommt der Kleine, findet und bewundert den Anzug. Als er sich darauf hineingekleidet und das Zeug trefflich passend gefunden hat, tanzt er durch den Raum und ruft; „Hm, soll der Junker schleifen?" Bald nachher ist er abgezogen und hat sich nie wieder sehen lassen.

Das Hollenloch bei Velmede.

Bei dem Städtchen Velmede findet sich im Kalkfelsen eine Höhle, deren tiefe Kammern noch nicht vollständig untersucht sind. Die Umwohnenden nennen diese Höhle das Hollenloch und sagen, daß es ehedem von gespenstigen Weibern, Hollen, bewohnt gewesen sei. Gelehrte haben der Meinung Raum gegeben, daß hier die Wohnung Veleda's, jener altgermanischen Priesterin, gestanden habe, für welche Behauptung sich jedoch nur der Klang des Namens Velmede anführen läßt. Daß diese Höhle ehedem eine gottesdienstliche heidnische Bedeutung gehabt habe, scheint der Umstand darzuthun, daß noch bis auf den heutigen Tag christliche Wallfahrer sich in großen Scharen öfter hier einfinden, die vordere Wölbung anfüllen und durch Gesang und Gebet wiederhallen lassen.

Die Finkinger Lei.

Das Volmethal, welches bei Volmarstein mündet, ist reich an Sagen. Da ist die Finkinger Lei, eine Felswand mit einer

kleinen Höhle, worin einst die Zwerge hausten, treue Hirten und emsige Diener in Küche und Stall für den gegenüberliegenden Finkinghof; einem der Zwerge, der besonders treu sein Vieh gepflegt und gehütet, legte der Hofherr zum Danke einst einen neuen Anzug auf den Pfosten des Hofthores, als jener die Herde hindurchtrieb; da ward der Zwerg traurig, denn er glaubte, man wolle seiner los sein, nahm den Anzug und entfernte sich, und mit ihm verschwanden die Zwerge für immer.

Das Erdmännchen von Hardenstein.

Zur Zeit des Kaisers Wenzeslaus lebte auf seiner jetzt verfallenen Burg Hardenstein an der Ruhr der Ritter Neveling von Hardenberg; zu diesem gesellte sich einstens ein Erdmännchen, welches sich König Goldemar nannte, und lebte lange Zeit vertraulich mit ihm auf der Burg. Der Goldemar redete mit ihm und anderen Menschen, er spielte sehr lieblich auf der Harfe, im gleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein und schlief oft bei Neveling in einem Bette.

Als nun viele, sowohl Geistliche als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohl gefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oft schamrot machte. Neveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnte er oft vor seinen Feinden und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrte er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: „Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der heilige Geist.“

So pflegte er zu sagen: Die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. — Seine Hände, welche mager und, wie ein Frosch und Maus, kalt und weich beim Anfassen waren, ließ er zwar fühlen; keiner aber konnte ihn sehen.

Nachdem er nun drei Jahre bei Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne jemand zu beleidigen, weggezogen. Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen, wie viele argwohnten, sich dieses Erdmännchen bei ihm aufgehalten habe. —

Eine andere Sage erzählt die Wundergeschichte folgendermaßen:

Auf dem Hause Hardenstein hat sich vor Zeiten ein Erdmännchen aufgehalten, welches sich König Vollmar genannt und diejenige Kammer bewohnet hat, welche von jenen Zeiten an bis auf den heutigen Tag die Vollmars-Kammer heißt. Dieser Vollmar mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn jederzeit die Speisen, wie auch Hafer und Heu verzehret wurden, vom Menschen und Pferde aber sah man nichts als den Schatten.

Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig, diesen Vollmar, wenigstens seine Fußstapfen, zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche streute, um ihn solcher Gestalt fallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlt; denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Vollmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, steckte die Brust an einen Spieß und briet sie, das Haupt aber nebst den Beinen kochte er. Als der Koch bei seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und wollte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichte fertig, wurden solche auf Vollmar's Kammer getragen, da man dann hörte, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehrt wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Vollmar nicht mehr verspüret. Über seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich sein solle, als es bisher glücklich gewesen; auch daß die Güter versplittert und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis daß drei Hardenberge vom Hardenstein am Leben sein würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtnisse verwahrt, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hauseten, geraubt worden; der Topf aber, der auf der Küche eingemauert, ist noch vorhanden.

Die Bergmännchen.

In alten Zeiten hat man in den Gruben oft die Bergmännchen gehört; sie pflegten dann gewöhnlich durch ihr Klopfen anzugeben, wo reiche Erze standen. Das Pfeifen in den Gruben konnten sie jedoch nicht vertragen.

Ein Bergmann im Siegenschen hat einmal mit einem solchen Bergmännchen einen Pakt gemacht, daß es ihm eine Brücke über die Wasser im Stollen bauen solle. Das hat es auch gethan, und er ist so zu den besten Erzen gelangt und hat viel mehr verdient, als er gebraucht. Eines Tags aber hat er sich einfallen lassen zu pfeifen, und augenblicklich ist der ganze Bau zusammengestürzt, und er ist kaum mit dem Leben davongekommen.

Das Hollenloch bei Grevenbrück.

Bei Grevenbrück, nahe an der Straße von da nach Elspe liegt eine Höhle, welche das Hollenloch genannt wird. In der sollen vor alter Zeit die Hollen*), kleine wilde Menschen, gelebt haben, von denen man erzählt, daß sie weit umher in der Gegend geraubt und namentlich auch Kinder weggeschleppt haben. Aus ihrer Wohnung im Hollenloch soll ein unterirdischer Gang bis nach Melbeke unter den Pferdestall von Vehsten's Hof geführt haben, dahin sollen sie nachts gekommen sein und die Pferde gefüttert haben und zwar mit des Bauers eigenem Hafer, der am Morgen stets verschwunden war. Einige sagen auch, daß der Bauer ihnen dafür stets ein Butterbrot hingelegt habe.

Einem andern Bauer zu Börde an der Lenne sollen sie die Kühe gehütet haben, wofür er ihnen ein Brutterbrot hat hinlegen müssen, was denn am andern Morgen stets fort war.

Ein Postillon aus Schmallenberg erzählte auch, daß diese wilden, kleinen Leute sich nur von Wildpret und Fischen genährt hätten. Noch ein andrer sagte, daß man im Hollenloch auch alte Töpfe mit Asche gefunden, auch größere Aschlagen, die man zum Düngen benutzt habe, sowie einmal eine Silbermünze. An einer Stelle habe man auch einen Kreis von Steinen gefunden, der mit Asche gefüllt war, und auf welchem oben zwei menschliche Gerippe lagen.

Bei Ober-Hundem sind Löcher im Felsen, in welchen auch Hollen gewohnt haben.

*) Der Name bedeutet Höhlenbewohner.

3. Der wilde Jäger.

Es war einmal ein gar böser Graf, der fürchtete sich auch gar nicht vor dem lieben Gott, denn er ging fast jeden Sonntag auf die Jagd. So kam er denn auch gar nicht mehr in die Kirche, und bald ward die ganze Woche, Sonntag und Werktag, gejagt, und je mehr er jagte, je größere Lust hatte er daran. Da ritt er denn den Leuten durch Korn und Gerste und Hafer, und wenn sie dann kamen und sich beschwerten, daß er ihnen ihr Getreide zertreten, dann schlug er sie gar mit der Hundepeitsche, daß sie laut heulend davonliefen. Dann setzte er sich wieder auf sein Pferd, die Jäger und die Hunde hinter ihm her, durch Wald und Feld, durch Gerste und Korn, durch Hafer und Wiese, durch Berg und Thal, immer gejagt und immer gejagt. Die Hirsche, die Rehe, die er sah, die mußte er auch haben, eher hatte er keine Ruhe. Nun war's einmal am Sonntag, da waren die Leute alle in der Kirche. Der böse Graf aber war wieder auf der Jagd mit allen seinen Hunden und Jägern. Da sah er einen prächtigen Hirsch, und sogleich ging's mit Jägern und Hunden hinter ihm her; allein so sehr sie sich auch mühten, sie konnten nicht an ihn kommen, bis endlich der schöne Hirsch stehen blieb, und der Graf zwischen seinem Geweih ein schönes, goldenes Kreuz erblickte. Der Hirsch war nämlich Christus, welcher jetzt dem Grafen sagte: „Nun sollst du jagen bis an den jüngsten Tag!" So ist's denn auch geschehen, und jener Graf ist der wilde Jäger.

Auf dem Rothaar waren einmal Knaben nachts bei den Schweinen, und der eine, der ein munterer Junge war, stellte sich auf einen hohen Baumstumpf und rief: „Hoho!" daß es weithin durchs Gebirge schallte. Da wurde ihm von einem andern Berge herüber geantwortet; er wiederholte seinen Ruf und erhielt wieder Antwort, die bald näher und näher erscholl; zuletzt aber entstand über ihnen ein solches Getöse, Pfeifen, Lärmen und Hundegebell, daß sie erschreckt eine nahe Köhlerhütte aufsuchten.

Einst fuhr ein Kohlenfuhrmann mit seiner Karre um Mitternacht ins Hochgebirge, um daselbst Kohlen zu laden. Als er über Schüllar bis zum Sehlbach gelangte, kam vom Gebirge herüber der wilde Jäger, und der Fuhrmann beantwortete sein Rufen. Da warf er ihm ein altes Pferd auf seine Karre her-

unter und rief: „Du hast mir helfen jagen, so hilf mir nun auch nagen!“

Ein Mädchen von Schüllar trug einst ihrem Vater das Essen ins Waldgebirge, wo er ein Gefälle mit Hafer besäet hatte. Da begegnet ihr der wilde Jäger am hellen Tage; er trug einen zerlappten braunen Rock und ebensolche Hosen und Mütze; drei kleine braune Hunde aber liefen vor ihm her.

---

4. Teufel, Wehrwölfe, Spukgeister.

Der Teufel in der Kirche zu Unna.

Es begab sich im Jahre 1506 zu Unna an einem Sonntage, zur Stunde des Predigens, da sowohl Katholische wie Calvinisten in der Kirche waren, daß man ein gräßliches Gepolter oben in der Kirche an der Orgel hörte, worauf der Teufel aus derselben in Gestalt eines calvinischen Dieners mit großem Heulen und Geschrei auf die Kanzel geflogen, darauf gestanden und sowohl von Katholischen als Calvinischen gesehen worden. Er hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe und ließ ein Gemurmel hören zwischen den Zähnen. Als er aber eine Zeit lang gestanden und gemurmelt, ist er verschwunden.

Die Springwurzel.

In früheren Zeiten gab es Diebe in der Mark, vor welchen weder Schloß noch Riegel stand hielt. Sie bedienten sich dabei der Springwurzel, vor der jedes Schloß aufspringen mußte. Es waren ihrer, welche diese Wurzel am Finger trugen, wie der junge Baum das Pfropfreis trägt. Sie hatten sich den Finger gespalten und die Wurzel hineingepfropft. Es ist indessen schwierig, eine solche Wurzel zu bekommen. Bloß der Grünspecht weiß, wo solche zu erhalten ist. Da suchten dann die Diebe das Loch im Baume, worin solcher Vogel sein Nest gebaut hatte, und schlugen in denselben einen Keil ein. Der Specht, welcher zu Neste will, und nicht in dasselbe gelangen kann, fliegt aus, die Springwurzel zu suchen, um mit derselben das Loch wieder zu öffnen. Die

Diebe hatten aber unterdessen unter dem Baume einen feuerroten Mantel oder ein Tuch von dieser Farbe ausgebreitet. Der Specht kommt nun an sein Schlupfloch zurück. Vor der Wurzel springt mit einem Krach der Keil heraus; weil er aber die Wurzel niemandem gönnt, läßt er sie auf den Mantel oder das Tuch fallen, in der Meinung, daß es ein Feuer sei, in welchem sie verbrenne. Auf diese Weise erhält man die Springwurzel.

Das verwünschte Schloß.

Zwischen den Örtern Schwerte und Wandhofen, unweit der Ruhr, hat da, wo jetzt die Wandhofer Heide ist, vor Zeiten ein großes, prächtiges Schloß gestanden, von dessen früherer Geschichte aber nichts mehr bekannt ist. Nur das weiß man noch, daß dessen letzter Besitzer ein Pracht und Ueppigkeit sehr liebender Herr gewesen ist, der, um seinen Begierden und Wollüsten ganz fröhnen zu können, einen Pakt mit dem Bösen schloß. Nachdem dieser eine lange Zeit ihm gedient hatte, sind einstens beide uneins geworden, worauf der Teufel den Ritter hat holen wollen. Weil aber dessen Zeit noch nicht umgewesen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unsichtbar gemacht, um es samt seinen Bewohnern in die Hölle zu stoßen, seine Macht darüber verloren und es nicht bis in die Hölle bringen können. Vielmehr ist es auf seiner alten Stelle geblieben und nur nicht wieder sichtbar geworden. Alle hundert Jahr aber kommt es in der Vollmondsnacht zum Vorscheine. Zuletzt hat es ein angesehener Mann von Westhofen gesehen. Diesen führte vor mehreren Jahren, als er von Schwerte nach Westhofen zurückkehren wollte, sein Weg über die Wandhofer Heide, auf welcher er gegen 12 Uhr nachts ankam, als gerade der Mond voll wurde. Auf einmal verschwand der Weg, auf dem er ging, und er sah sich in eine fremde Gegend versetzt, die er noch nie geschauet hatte. Vor sich erblickte er ein großes, schönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die schönste Musik entgegenschallte. Er blieb verwundert eine Zeit lang stehen; als ihm aber die Geschichte des verwünschten Schlosses einfiel, eilte er erschrocken von dannen. Doch den Weg konnte er nicht wieder finden und wohl zwei Stunden lang lief er voll Angst in der

Irre umher, bis er zuletzt von Ferne dreschen hörte. Darauf ging er zu und erreichte glücklich das Dorf Wandhofen. Am andern Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück, aber sie fanden nichts. Nur an einer Stelle, die etwas hügelicht war, kam ihnen starker Schwefelgeruch entgegen.

Der Teufel als Oheim.

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst, vor ungefähr dreihundert Jahren, all sein Geld einem Wirte in Verwahr. Dieser nahm es weg, legte dem Boten an Zinnenzeug soviel in den Sack, als das Geld gewogen hatte, und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an seinem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurteilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an und versprach, ihn zu befreien, wenn er sich ihm verschreiben wolle. Aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben, als das thun. Da sprach der Teufel: „Ich sehe, daß du ein ehrlicher Gesell bist, und will dich befreien, auch ohne daß du dich mir zu eigen geben sollst; bekomme ich doch den anderen!“ Er sagte ihm, wie er ihm helfen wolle, und belehrte ihn, was er zu thun habe.

Am anderen Tage wurde der Bote zum Galgen geführt. Er stand schon mitten auf der Leiter, da drehte er sich um und sah von weitem einen Reiter in einem scharlachroten Mantel ankommen. „Mein Onkel kommt da!“ sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, „lasset mich ein paar Worte mit ihm sprechen!“ Dies wurde ihm erlaubt, und er sprach leise mit dem roten Reiter, welcher nicht sein Onkel, sondern der Teufel war. Auf einmal rief dieser laut: „Mein Vetter ist unschuldig und der Wirt hat meinen Vetter bestohlen!“ Der Wirt aber schrie: „Das sind Lügen, der Bote hat mich bestohlen!“ Da trat der Satan vor ihn, fragend: „Soll dich der Teufel holen, wenn du lügst?“ Und als er keck „ja!“ antwortete, nahm ihn der Rotmantel flugs beim Kragen und führte ihn mit sich davon durch die Lüfte. Da erkannten alle, daß der Bote unschuldig war, und er wurde freigesprochen; auch erhielt er sein Geld wieder, welches man noch im Hause des Wirtes fand.

Pater und Nonne bei Letmathe.

Am Lenneufer, unweit des Dorfes Letmathe, liegen an der nach Iserlohn führenden Landstraße ein paar senkrecht aus dem Thale aufstehende Kalkfelsen dicht nebeneinander, welche man im Volke den Heierstein oder auch wohl Pater und Nonne zu nennen pflegt. Beide Felsen werden an Höhe 150—160 Fuß über dem Flusse ragen. Da der Kalk von Farbe hell ist, heben sie sich um so bedeutsamer von dem Grün des Waldes ab, der die hinter ihr liegende Höhe bekleidet. Über dieser prächtigen, der Menschengestalt nahekommenden Felsgruppe liegt auf der Höhe des Burgberges eine alte, ringförmige Umwallung. Am Fuße des Berges finden sich mehrere Höhlen, in welchen eine Menge Knochen von Riesen und riesenhaften Tieren gefunden wurde.

Man erzählt sich, daß vor grauen Jahren ein Mönch in einem Kloster gelebt habe, der streitgewaltig gewesen sei und nichts habe wissen wollen von der strengen Ordnung, welcher sein Kloster unterworfen. Da sei er denn herausgebrochen aus dem Zwinger, habe die geistlichen Drohungen seiner Brüder verlacht und sich mit andern waidlichen Gesellen ein stattliches Ritterschloß auf dem Burgberge erbaut und darin herrlich aus dem Stegreife gelebt. Er habe dann auch in Liebe um eine Nonne geworben, welche von ihren Verwandten in einem Kloster eingesperrt gelebt, und sei ihm diese mit Freuden als sein ehelich Gemahl in die Burg gefolgt. Beide hätten der Sitte zum Trutze ihre klösterliche Tracht beibehalten, welche aus langen, weißen Gewändern bestanden. Lange Jahre hätten sie auf dem Burgberge in Freuden und in Ehren gehaust, da sei einmal ein heiliger Bischof durch den Sprengel gezogen. Sie hätten demselben höhnisch den Weg verlegt und ihn sogar, als er ihnen ihr heidnisches Gebahren vorwarf, in die Lenne werfen lassen. Sterbend weissagte der Bischof den Untergang der Frevler; und wirklich, während sie noch unten am Ufer standen und der Worte, welche der Sterbende sprach, lachten, zog das Wetter auf, unter dessen Schlägen das Schloß mit allem, was darinnen war, in den Boden versank. Die beiden Missethäter, Pater und Nonne, vom Blitze getroffen, wurden zum ewigen Andenken in Stein verwandelt und müssen stehen bis an den jüngsten Tag.

Der Teufel auf Volmarstein.

Auf dem Volmarsteine bei Wetter wohnte ein Ritter, der sehr gastfrei war. Nun hatte derselbe einstmals eine Zahl seiner Freunde zu einem Gastmahle geladen, aber alle ließen bei ihm absagen. Wie die letzte Entschuldigung anlangte, ward er dermaßen verdrießlich, daß er laut ausrief: „Wenn kein Mensch kommen will, mag der Teufel mit der ganzen Hölle bei mir speisen!" Damit ging der Ritter in den Wald, seinen Unmut an dem Gewilde auszulassen. Nicht lange dauerte es nun, da kam eine große Zahl schwarz gekleideter Ritter auf großen, schwarzen Rossen, die saßen ab, traten ein und sandten einen Diener, dem Herrn zu sagen, daß die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Nach langem Suchen findet der Diener seinen Herrn, beide kehren zurück, aber wie sie sich der Burg nähern, fehlt ihnen der Mut, hineinzugehen. Sie hören ein Lärmen, Fluchen und Singen, wie sie es nie gehört, sehen, wie die Gäste in der Gestalt von Bären, Wölfen, Hunden und Füchsen in den Fenstern stehen, die vollen Becher, die dampfenden Schüsseln in den Klauen halten und mit Zähnefletschen hinunter grinsen. Erst als die Gäste gegen Mitternacht sich entfernt hatten, wagte der Herr sich wieder in die Räume seines Schlosses, die für lange Zeit sich noch durch Schwefelgeruch auszeichneten.

Der Schatz bei Schwerte.

Auf dem Weidenhofe bei Schwerte liegt schon seit undenklichen Zeiten ein reicher Schatz vergraben, von dem man aber nichts anders weiß, als daß eine verwünschte Jungfrau ihn bewachen muß. Als im dreißigjährigen Kriege viele Soldaten in der Stadt lagen, gingen einst zwei von diesen des Abends nach einem Wirtshause, welches da stand, wo jetzt die Schwerter Mühle liegt. Gegen Mitternacht kehrten sie nach ihrem Quartiere zurück. Ihr Weg führte sie über den Weidenhof. Als sie auf diesem ankamen, sahen sie hier plötzlich eine weiße Jungfrau vor sich stehen, worüber sie sehr erschrocken waren und davon laufen wollten. Aber die Jungfrau rief einen von ihnen beim Namen, da faßte sich dieser ein Herz und fragte sie: „Was wandelst du hier?" Worauf sie antwortete: „Ich bewache hier einen Schatz," mit

dem Hinzufügen, daß der Soldat den Schatz haben solle, wenn er sie erlösen werde; er solle morgen Nacht in derselben Stunde wiederkommen, aber allein. Darauf verschwand sie. Aber der Soldat fürchtete sich und kam in der folgenden Nacht nicht wieder.

Nicht lange nachher wurde ein Schwerter Bürger auf gleiche Weise von der Jungfrau angeredet. Dieser versprach wiederzukommen. Er hielt sein Wort, und die Jungfrau war schon da. Sie sagte zu ihm: „Fang da an zu hacken!“ Er aber entgegnete ihr: „Hacke du selbst!“ — Sie that dies und hackte in der Erde ein glänzendes Schloß los, an dem eine Kellerthüre befindlich war, die sich von selbst öffnete. Der Bürger ging hinein und sah nichts als Gold und Silber. Er packte alle seine Taschen voll. Die Jungfrau aber rief ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“ — Er meinte, er solle bloß das Gold nehmen und das Silber liegen lassen, und er griff daher bloß nach dem Golde, und trat dann wieder heraus, und die Kellerthür schlug hinter ihm zu. Da sprach seufzend die Jungfrau: „Hättest du auch den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöset und du der reichste Mann auf Erden!“ — Mit diesen Worten verschwand sie. Schloß und Kellerthüre hat man nie wiedergesehen. Die Jungfrau aber geht noch oft um Mitternacht herum und seufzt und weint.

Der Mann mit dem Grenzsteine.

In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falschen Grenzstein gesetzt und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, den er aber gewonnen, weil er falsche Zeugen bestochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzstein auf seinen Schultern tragen und damit in der Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn schon so gesehen. Der Grenzstein glühte, und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von sich werfen konnte er ihn nicht, und weil das Feuer des Steins ihn brannte, sprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo soll ich mit dem Grenzsteine hin?“

Der Knüppelhund.

In vielen Orten an der Ruhr und auch in mehreren anderen Gegenden Westfalens läßt sich des nachts ein großer Hund sehen,

den man wegen eines großen Knüppels, den er am Hals trägt, den „Knüppelrüen“ (Knüppelhund) nennt. Der Hund thut jedoch niemand etwas zu leide, so lange man ihn in Ruhe läßt. Auch in der Stadt Schwerte ist ein solcher, der von des Abends zehn Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen läuft. Einst waren in der Mähestrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, als sie draußen vor der Thüre etwas rascheln hörten, als wenn der Knüppelhund langsam vorbei käme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunenthür verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: „Knüppelhund, wo willst du hin?“ — Aber da wurde das Tier wütig und sträubte seine Haare empor und machte sich größer und wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselbigen Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunenthüre legte. Und als nun alle voll Angst davonliefen und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da ward das Tier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schaute mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als es aber die Angst der Leute sah, that es niemand etwas, sondern ging nach einer Weile ruhig weiter.

Der alte Kortenbach in Hagen.

Bei Hagen liegt an der Volme das Rittergut Altenhagen, das mit der Kirchenspaltung in lutherische Hand überging, aber zuletzt, als dieser Zweig des Geschlechts ausstarb, an katholische Seitenverwandte fiel, welche es auch sofort bezogen. Der letzte evangelische Besitzer soll sich aber über diesen Wechsel so entrüstet haben, daß er der ewigen Ruhe entsagte, in sein altes Besitztum einbrach und die neuen Herren mit seiner Gegenwart stets neckte und erschreckte. Die Gutsherrn suchten Hülfe bei Geisterbannern, welche lange ihre Künste fruchtlos übten, bis es zuletzt einem kölnischen Domherrn gelang, den alten Ritter aus seinem Hinterhalte hervorzulocken. Er wich dem Bannspruche keineswegs einseitig, sondern bedang sich aus, daß er mit jedem Jahre einen Hahnenschritt näher kommen dürfe, und daß ihm und seinen Glaubensbrüdern das Gut wieder eingeräumt werden müsse, wenn er durch das Thor eindringe. Nach Genehmigung

dieser Bedingungen wich er nach der Stelle, wohin die Domherren ihn verbannten, nach dem Kortenbachssiepen, welcher am andern Volme- und Enneperufer, Altenhagen gegenüber, liegt. Wegen dieses Aufenthaltes nennt man die gemeinbekannte Spukgestalt gewöhnlich den Herrn von Kortenbach. Von dem Kortenbache aus pflegt der Geist bei nächtlicher Weile an den Ufern der Volme und Ennepe umherzustreifen. Er sitzt stets hoch zu Rosse, das Haupt mit gewaltigem Schlapphute bedeckt, den weißen Bart lang über den nachflatternden Mantel hängend. Den Augen des Rosses und den Nüstern entsprühen Funken. Auch zu Wagen will man den Geist fahren gesehen haben und zwar mit Feuer sprühenden Rädern. Als vor einem Jahrzehnt ein Herr von Pleß, welcher die Waldungen am Kortenbache angekauft hatte, dieselbe zu roden gebot, wollte anfänglich keiner der Holzhauer seine Axt an die durch den Geist gefeite Wohnung setzen. Zuletzt ergriff Herr von Pleß selber das Beil und führte die ersten Schläge, worauf denn auch die Holzhacker, ermutiget, die Arbeit fortsetzten und den Wald niederlegten. Als wenige Tage später dem Herrn von Pleß das Gewehr auf der Jagd zersprang und die rechte Hand mit wegriß, sah jeder darin die Strafe des Frevels, die Rache des gespenstigen Kortenbachers. Ganz in neuer Zeit ist der gerodete Wald wieder frisch mit Waldbäumen besäet worden, und die Burg Altenhagen wieder in Besitz eines evangelischen Gutsherrn gelangt, mithin sind die Bedingungen erfüllt, welche die Ruhe des Geistes sichern. Wahrscheinlich ist dieser Geist schon vor der Zeit der Kirchenspaltung an der Volme bekannt gewesen.

Der Wehrwolf.

Der Wehrwolf ist ein böser Zauberer, der sich in einen Wolf und allerlei grimmige Tiergestalten verwandeln und dann, ohne daß man ihm etwas anhaben kann, Menschen und Vieh Schaden thun kann. Er muß sich aber, wenn ein unschuldiges Kind ein Stück Stahl über ihn hinwirft und dies eher wieder aufgreift, als der Wehrwolf, in seiner wahren Menschengestalt zeigen; greift aber der Wehrwolf es zuerst, so ist das Kind verloren, denn jener wird wütend und zerreißt es. Es sind schon wohl dreihundert Jahre her, als ein solcher Wehrwolf in dem

Dorfe Ergeste lebte. Er hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht, konnte sich in allerlei Gestalten verwandeln und verübte allerlei boshafte und gefährliche Streiche. Besonders liebte er es, sich in einen Wolf zu verwandeln und in dieser Gestalt Schafe, Kühe und anderes Vieh aus Ställen und Weiden zu rauben. Jedermann fürchtete ihn, aber niemand konnte ihm etwas anhaben, denn die Macht des Satans beschützte ihn. Einstmals aber, als er in den Stall eines Bauern gedrungen war, um Schafe zu stehlen, warfen die beiden Knaben des Bauern, der eine eine Schere, der andere ein Messer kreuzweise über ihn und fingen es geschwind wieder auf, ehe der Wehrwolf dazu kommen konnte. Jetzt mußte er seine natürliche Gestalt annehmen und sich gefangen geben. Er wurde nach Limburg an das peinliche Halsgericht gebracht und hier, um zu sehen, ob er ein Zauberer sei oder nicht, unterm Ögersteine in die Lenne geworfen. Wenn er oben blieb, so war er ein Zauberer, wenn er aber zu Grunde gehen konnte, so war es gut. Lange schwamm er oben und es war ihm nicht möglich, unterzutauchen, und schon wollten Richter und Volk ihn als bösen Zauberer verurteilen. Da wandte der Wehrwolf in seiner Herzensangst sich an seinen Bundesgenossen, den Teufel, und flehte ihn um Hülfe an. Dieser verließ ihn auch nicht und verwandelte alsbald eine Nähnadel, die der Zauberer bei sich trug, in ein schweres Beil, also daß er zu Grunde ging. Er wurde jetzt für unschuldig erkannt, aus dem Wasser gezogen und freigegeben. — Er trieb darauf sein Wesen nach wie vor. Nachmals aber, als er in einen tiefen Schlaf gefallen war, überfielen ihn die Bauern plötzlich und legten Feuer an seinen Leib. Als er erwachte, wollte er sich zwar schnell verwandeln, allein es war zu spät, und er mußte elendiglich verbrennen. Seine Asche vergruben sie seitab vom Kirchhofe, wo er noch jede Nacht spuken geht und jammert und winselt wie jemand, der verbrannt wird.

Die weißen Jungfern am Hohenstein.

Unterhalb Volmarstein am Ufer der Ruhr liegt eine steile Felswand, der hoge stain genannt, da lassen sich oft zwei weiße Jungfern sehen, die wandeln gewöhnlich vor Mitternacht

schweigend am Ufer der Ruhr hinauf bis zum Wietkamp, gehen dann wieder hinab und verschwinden. So sah sie auch einmal ein Hirt, der am Wietkamp weidete, und wie sie so dahinwandelten, hörte er ein gewaltiges Rasseln, wie mit eisernen Ketten; da er nun aber ein übermütiger Gesell war, nahm er eine Kuhkette hervor, rasselte damit und rief: „Dat kan ik wol bêter!“ Das bekam ihm aber übel, denn augenblicklich stürzten die weißen Jungfern auf ihn los und drehten ihm das Genick um.

Die weiße Jungfrau.

Jede Nacht, so wie die Glocke elf Uhr geschlagen hat, sieht man in dem Dorfe Elsey in der Grafschaft Limburg eine schneeweiß gekleidete Jungfrau. Dieselbe kommt oben von der Rheerheide, da wo der Galgen steht, geht dann durch das Henkhäuser Feld bis an das Dorf Elsey, wo sie hinter der Kirche her auf den Stiftsplatz geht bis an den auf diesem befindlichen Brunnen. Ueber diesem Brunnen bückt sie sich lange und blickt hinein. Dann läßt sie auf einmal einen Eimer hinunter tief in den Brunnen und in das Wasser; wenn sie denselben aber nach oben gezogen hat, so sieht sie geschwind in denselben; bald aber gießt sie ihn aus und läßt ihn von neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieses wiederholt sie dreimal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchturme Mitternacht schlägt; dann geht sie seufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche her, durch das Henkhäuser Feld, bis sie auf der Rheerheide neben dem Galgen wieder verschwindet. Man erzählt sich, diese Jungfrau sei vor vielen Jahren ein vornehmes Stiftsfräulein in Elsey gewesen. Diese hatte ein Kind bekommen und dasselbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen; und weil sie so vornehm und reich gewesen, hatte niemand ihr etwas darum thun mögen. Als sie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt und denselben unter dem Galgen oben auf der Rheerheide verscharrt. Und ihre Seele kann nicht eher Erlösung finden, als bis sie den Leib ihres toten Kindes wieder hat. Darum muß sie alle Nächte aus ihrem Grabe aufstehen und zu dem Brunnen wandern und dort den Leichnam suchen.

Der Schatz auf dem Raffenberge.

Zwischen Hagen und Limburg (an der Lenne) liegt der Raffenberg. Auf diesem stand vor Zeiten eine Burg, die aber nun zerfallen ist. In den Trümmern zeigt man einen Brunnen, in welchem ein Schatz versunken liegt. Es haben sich auch einmal Leute dort eingefunden, diesen Schatz zu heben. Sie fanden wirklich auf dem Grunde des Brunnens einen Kessel, schwer voll Goldes. Sie gaben sich gleich daran, ihn herauf zu ziehen, aber wie er höher und höher stieg, ward er auch schwerer und schwerer. Da sagte einer der Schatzgräber zum andern: „Vater, wir wollen einmal rasten!“ Wie das erste Wort erklang, sprang eine Kröte in den Brunnen; der Kessel aber fiel wieder in die Tiefe und ist seit dieser Zeit nie mehr gesehen worden.

Die geizige Frau.

Eine reiche Frau im Sauerlande war so geizig, daß sie den Armen nichts gönnte von dem, was von ihrem Tische übrig blieb. Die Magd mußte alles in die Tranktonne für das Vieh oder auf den Spülstein gießen. Das Mädchen hatte aber ein Herz für die Armen, hatte diese belehrt, nach Tische an den Spülstein außen zu kommen und aufzufangen, was sie durchfließen lasse. Sie hatte dann vorher den Spülstein ganz rein gescheuert. Die reiche Frau starb nun, und man wurde bald gewahr, daß sie im Schweinekober unter den Säuen spukte. Als ihr Mann dieses erfuhr, ließ er einen kundigen Mönch kommen, welcher seiner Frau zur Ruhe helfen sollte. Der Mönch machte seine Beschwörung und fragte den Geist ab. Der erklärte, er könne wohl zur Ruhe gelangen, wenn die Magd ihr den dritten Teil ihres Gotteslohnes abgeben wolle. „Gerne den ganzen,“ sagte das gute Mädchen, „ich habe ja doch nur von dem eurigen genommen.“ „Reich mir zum Wahrzeichen dessen die Hand,“ sagte der Geist. Die fromme Magd wollte das auch sogleich thun, aber die andern hielten sie zurück und warnten sie. Sie reichte darauf der Frau den Zipfel ihrer Schürze dar, diesen griff der Geist und verschwand, aber der Zipfel war und blieb weggebrannt.

Witte juffern.

An der Liänne gengen det nachts twäi witte juffern. Ens kam iän bai in de maüte, diän spraeken se an, hä soll sick doch in der taukuemenden nacht an 'er stîe, dä se iäm naümeden, infinnen, üm se te erlöisen. Wann hai alläine fröchten hädde, könn hä mär ümmes metbrengen. Hä luaowede iän dat, hell aowwer sin waort nit. 'ne guede wîle dernao kam hä nachts maoll wîer an dai stîe. Mär nû waeren de witten juffern swatt waoren, will at de tît iärer erlöisunge verstrieken was, un se hänn nû niene huaopnunge maer. As dai mann nao bî se kam, fellen iäm baide üm den hals un küsseden iän. Hä kam krank nao hûs, lach sik un starf um väirden dage dernao.

Die weiße Jungfer beschert Gold.

In der Eichenallee längs der Weide zu Nieder-Hemer wandelt um Mitternacht seufzend eine weiße Jungfrau. Da, wo dieser Baumgang sonst einen Bogen bildete, lag ein Acker, das Klootland, geheißen. Ueber denselben führte der gewöhnliche Fußweg von Hemer nach Höcklingsen. Einst kamen in mitternächtlicher Stunde drei Männer herunter und als sie den Steg am Ende des Klootlandes überschritten, klingelte es unter ihren Füßen. „Wat es mi dat?“ sagte der erste. „Gelt, gelt!“ rief der andere, „dat hiät ues de witte juffer beschiärt.“ „Dann laott ues wacker taugreïpen!“ rief der dritte. „Näi, behaolt din gelt!“ sprach feierlich der erste, — und der Schatz war verschwunden.

Das Hillertsloch.

Im Ostersiepen bei Olpe sieht man eine Einsenkung, aus welcher ein Spring hervorbricht; man nennt sie das Hillertsluaok. Da hat vor Zeiten das Schloß Hillert's, eines Edelmannes, gestanden. Dieser gottlose Mensch befiehlt eines heiligen Christmorgens seinen Knechten, die Ställe zu misten; die aber weigern sich dessen und gehen nach Rhode zur Kirche. Als der Gottesdienst beendigt ist, kehren sie heim, finden aber das Schloß ihres Herrn nicht wieder. Es war mit Mann und Maus verschwunden, und jene Einsenkung mit dem Springe

bezeichnete die Stelle, wo es gestanden. Doch nicht alles hatte der Erdboden verschlungen. Die Kleidungsstücke und sonstigen Habseligkeiten des gottesfürchtigen Gesindes lagen zu Hauf am Springe, sodaß der Stücke auch nicht eines fehlte. Seit jenen Tagen nun muß der Hillert in dieser Gegend spuken gehen. Schmiede, die um Mitternacht gen Olpe zur Arbeit gingen, hörten den Junker, wie er hinter ihnen hergefahren kam, doch ihn selbst sahen sie nicht. Das Rasseln der Wagen und das Pferdegetrappel nahm erst dann ein Ende, als sie die St.-Rochi-Kapelle erreicht hatten. Andere, die sich in der Geisterstunde mit Holz aus dem Ostersiepen versehen wollten, sahen ein Tier auf sich zukommen, in welchem sie bei hellstem Mondscheine deutlich einen Hund zu erkennen glaubten. Sie meinten aber anfangs, das sei der Hund des Försters, und dieser selbst nicht weit. Was sie so für einen gewöhnlichen Hund ansahen, ward bald, wie es seitwärts näher kam, immer größer und größer, zuletzt allmählich so groß, daß man unter seinem Bauche hindurch ein gut Stück des Firmaments übersehen konnte.

In der Nähe des Hillertslochs liegt auch eine Stelle, das Faibelsluaok genannt, wo Faibel, auch ein gottloser Edelmann, samt seinem Schlosse in die Erde versunken sein und bei nächtlicher Weile spuken soll.

5. Hexen.

Der Nachtwächter in Schwerte.

Vor vielen Jahren machte ein Nachtwächter in Schwerte zweien Schwestern zugleich den Hof, ohne jedoch mit dem Heiraten Ernst zu machen. Jede von ihnen forderte ihn zwar mehrmalen dazu auf, aber es half nichts. Sie thaten sich deshalb zuletzt zusammen und schwuren ihm Rache. Die beiden Schwestern aber waren Hexen. Als der Nachtwächter nun eines Nachts in seinem Bette lag, klopfte es auf einmal an sein Fenster, und als er dies geschwind öffnete, faßten ihn zwei, hoben ihn auf und führten ihn hoch durch die Luft. Erst wollten sie ihn in die Ruhr werfen, nachher besannen sie sich aber und setzten ihn

nackend auf einen hohen Baum, wo ihn die Leute am andern Morgen halbtot fanden.

Hexentanzplätze.

Man zeigt bei Witten a. d. R. eine Stelle, wo vordem Hexen verbrannt sein sollen. Alles, was dahin gesäet wird, gedeiht nicht, bleibt klein und verkümmert (beniept). Ebenda findet man hin und wieder Kreise auf den Feldern, welche nach allem Pflügen immer wieder sichtbar werden, und an jedem solcher Kreise zeigt sich noch ein besonderer Fleck. Das sind die Hexentanzplätze, und der Fleck ist die Stelle, wo der Spielmann seinen Sitz hatte.

Petersen sagt: „Bei Witten a. d. R. ist der Hexenpot. Zu Witten haben seit Karl dem Großen viel Hexen gespukt; einer der bekanntesten Hexenmeister daselbst war Buttermann, der, mit sieben Katzen den Wagen bespannt, ein Stückfaß Wein den Steeler Berg hinaufziehen konnte. Er erlebte einmal einen warmen Tag, wie er ihn nannte, das war der Tag, an welchem er lebendig verbrannt wurde."

Auf dem Damberge bei Girkhausen ist ein Kreuzweg, da sammeln sich in der Walpurgisnacht die Hexen und halten einen Tanz.

Eine Fortsetzung des Berges Sassenhäuserhöh und Sassenkopf nach Norden zu ist der schöne Buchenwald Eisenstein; hier durchkreuzen sich auf der Höhe die Wege von Sassenhausen nach Raumland und von Dotzlar nach Hemschlar, daher nennt man die Stelle das Kreuz. In der Walpurgisnacht halten hier die Hexen ihren Tanz, sollen auch von hier nach dem Blocksberge zum Hauptfeste ziehen. Vor einigen Jahren kam einer gerade in der Mainacht des Wegs, der ist aber so zerkratzt worden, daß er noch heutiges Tags davon spricht. Stellt man sich jedoch unter eine Egge, deren Zinken nach oben gerichtet sind, so kann man ihrem Treiben ruhig zusehen.

Zauber und Gegenzauber.

War einmal ein reicher Bauer, der starb ohne Kinder und hatte sein ganzes Vermögen seiner Frau vermacht. Zu dieser

kommt eines Abends ein alter fremder, Mann ins Haus und bittet um die Herberge einer einzigen Nacht, wenn er auch auf dem Laubboden schlafen sollte. Die Frau will ihn erst nicht aufnehmen, läßt sich aber dazu bewegen, als der Alte sagt: „Frau, ich bin zwar ein armer, unscheinbarer Mann, aber ihr könnt doch nicht wissen, wie ich euch nützen mag, wenn ihr mich hier behaltet.“ In der Nacht, als alles im Hause schlief, lag der Alte noch wach auf der „Hille“; er hörte Tritte auf der Dehle, die ihm verdächtig vorkamen, kroch leise von seinem Laublager an die offene Thür des Raumes, wo er sich befand, und erblickte drei Kerle, „butt“-schwarz, welche mit sonderbaren Lichtern in den Händen sich nach der Wohnstube hinbewegten. Der Alte wußte gleich, was hier vorging. Die schwarzen Gesellen mußten einen Raub ausführen wollen. Die Lichter, welche sie trugen, waren Zehen von ungeborenen Kindern; wo die brennen, muß alles in tiefstem Schlafe verbleiben; ein Zauber, gegen welchen die Räuber selbst und unser Alter durch einen Gegenzauber geschützt waren. Als die Schwarzen damit beschäftigt sind, Kisten und Kasten auszuleeren, steigt der Alte leise die Leiter hinunter, sucht die Diebe auf und murmelt einen Spruch, der sie sämtlich festmacht. Dann löscht er ihnen die Lichter aus und weckt die Hausfrau und das Gesinde. Man kam mit Licht. „Frau,“ sagt der Alte, „laßt diese Kerle doch einmal gehörig waschen, damit man sehe, wie sie eigentlich im Gesichte gestaltet sind!“ Das geschah, und die Witwe traute ihren Augen nicht, wie sie allmählich aus der russigen Hülle ihre Herren Schwäger hervorgehen sah. „Guter Mann,“ sagte sie darauf zu dem Alten, „Ihr habt diese meine lieben Anverwandten festgemacht, Ihr werdet sie wieder lösen können. Thut das, ich bitte Euch! Sie werden's Euch danken und an diesem genug haben.“ Der Alte löste sie durch einen Spruch, und die Witwe hieß die Schwäger ihres Weges gehen. Tief beschämt schlichen sie von dannen.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Der eiserne Stuhl an der krausen Linde bei Hamm.

Unter den Landleuten bei Hamm geht die Sage, daß auf der Hohenburg, einer künstlichen Erdaufschüttung bei Herringen, vor uralten Zeiten ein Ritter gewohnt habe, welcher, als es ihm dort nicht mehr gefallen, nach der krausen Linde, einem alten großen Baume, gezogen sei, der an der Einmündung der Ahse in die Lippe noch heutigen Tages steht. Dort soll nun der Ritter fort und fort gehaust und sich besonders darin gefallen haben, daß er gerne auf einem hohen eisernen Stuhle in der Lippe gesessen. Altertumsforscher suchen an dieser Stelle, wo in der Nähe vor der Gründung Hamms das märkische Schloß Nienbrügge gelegen, die römische Festung Aliso, welche dort, von Wasser umgeben, sehr fest und dabei zweckmäßig angelegt war, weil die Lippe bis hierher schiffbar ist.

Die Velmeder Höhle.

Nahe bei Velmede liegt eine Höhle, welche von der Sage als die Wohnung der römischen Wahrsagerin Velleda bezeichnet wird.

Sie ist eine geräumige, aus einem Bogen geschlagene Halle, so weit und kirchenähnlich, daß sie früher jährlich eine Prozession umfaßte, und christliche Gebete in endlosem Gesumme und Gebrumme durch die Klüfte irrten, wo einst vielleicht unsere wodansgläubigen Väter, unter dem feuchten Gewölbe sich fester in ihre Bärenhaut wickelnd, nach dem Felsspalte starrten, aus dem die mächtige Drude hervortreten mußte. Im Hintergrunde des Ge-

wölbes senkt sich ein schwarzer Schlund fast senkrecht hinab, und hier mag Velleda, schaudernd vorgebeugt, den Stimmen ihrer Götter gelauscht haben. Drunten flüstert und zischt es; man hört den Stein, den man in den heiligen Schlund wirft, hier, dort, zehn-, zwanzigmal anfahren und dann in die Gewässer plätschern, die unten aus zahllosen Ritzen zusammenrieseln und ihre heimlichen Wege unter der Erde ziehen. Ein mutiger Fabrikherr hat es vor Jahren unternommen, trotz der drohenden Wassertiefe und der schreckenden Zacken des Schachtes hinabzufahren, und wir wissen nun, daß man unten durch eine Seitenkluft in eine Halle gelangt, weit größer und prächtiger als die obere, hochgewölbt, märchenhaft, mit Säulen, Candelabern und grotesken Gestalten aus feuchtglänzendem Tropfstein. Ob dem Frevler zürnend die Midgardsschlange und das Wolfungetüm Fenris erschienen, hat er nicht entdeckt, aber seine Beschreibung läßt unsere Phantasie ahnen, daß, wie in ihren Pyramiden die zu Holz gedorrten Pharaone, hier die alten Asgardgötter, inkrustiert und zu Stein erstarrt, den tiefen Fall ihrer Größe in den leise tropfenden Steinthränen beweinen. Die Bewohner des Ortes unten wissen noch manche Sage von dem Hollenloch und seinen weisen Frauen, den Hollen, die es einst bewohnt und bald Glück, bald Unheil über Menschen und Saaten gebracht haben sollen.

Der Birkenbaum bei Werl.

In der Nähe der Stadt Werl liegt ein Weiler, welcher am Birkenbaume heißt, wahrscheinlich wegen einer großen alten Birke, welche in der Erinnerung des Volkes eine Rolle gespielt haben mag, vielleicht ein heiliger Baum gewesen ist. Von dieser Stelle gehen noch Sagen im Volke, welche auf die Zukunft Bezug haben. Ein kleiner Fürst, welcher sich aufschwingt, soll hier seinen Feinden stehen und denselben eine mörderische Schlacht liefern. Das Blut soll dadurch von dieser Stätte bis nach Werl in die Stadt fließen. Der Feind wird aber zum Weichen gebracht, und das, was lebendig entflieht, am Rheine vollends mit Pflugknüppeln zu Tode geschlagen. Woher die Feinde kommen, verlautet nicht ganz klar; einige meinen die Franzosen, andere die Türken. Gewiß ist die Sage nicht während

der letzten Jahrhunderte entstanden. Ist der sich aufschwingende Held ein Sasse, sind unter den Feinden die christlichen Franken zu verstehen. Welche Lebenskraft die uralte Sage noch hat, deutet der Umstand an, daß vor Jahren ein Schäfer an bezüglicher Stelle sogar die Schlacht, als zweites Gesicht, mit eigenen Augen anschaute und davon berichtete und das Volk dermaßen in Bewegung setzte, daß die Regierung Untersuchung anstellen ließ, ob hier nicht eine Kimmung (fata morgana) im Spiele gewesen sei.

Soest.

Die Bürger von Soest verknüpfen ihre Stadt mit der großen deutschen Heldensage. Der alte Skalde, der im 13. oder 14. Jahrhundert aus deutschen und nordischen Sagen die Wilkina- und Niflungasaga zusammenwob, beruft sich als Quelle auf die Erzählungen von Männern aus Bremen, Münster und Soest; er nennt den Sitz Etzel's im Hunnenlande Susat, und daran lehnt sich früh die Behauptung, Soest sei der Schauplatz des Unterganges der Nibelungen. Man verlegte daselbst an die Burgmauer des Holmgartens die letzte Mordschlacht zwischen Hunnen und Nibelungen und wies den Schlangenturm, worin König Günther als Etzel's Gefangener endete, die Iringswand, das Hagenthor nach. Der Schlangenturm soll nördlich am Osthoferthore gelegen haben, auch soll ein Nibelungenfeld auf der Börde vorhanden gewesen sein.

Der Schatz von Soest.

Bei Soest liegt in einem verfallenen Gewölbe ein Schatz, wahrscheinlich von Wittekind herstammend, welcher von einem großen, schwarzen Hunde bewacht wird. Der Hund liegt auf der Eisentruhe, welche den Schatz birgt, und neben der Truhe sitzt eine Jungfrau, welche zugleich mit dem Schatze erlöst werden soll. Wenn ein Edelmann naht und mit feurigem Schlüssel die Truhe erschließt, ist das Erlösungswerk vollbracht. So viele Abenteurer sich aber auch bis heute ermannten und zu dem Versuche aufmachten, sie wurden alle von dem zottigen Ungeheuer verscheucht, das ihnen in vernehmbaren Tönen nachbrüllte. Nie-

mand kann den Schatz heben, der Weibermilch getrunken hat. Vor geraumer Zeit hütete ein Mädchen seine Ziegen vor den alten Trümmern, und da einige Tiere der Herde in das Gemäuer geklettert waren, versuchte das Mädchen ihnen nachzudringen. Es gelang ihr vollkommen. In dem Mauerumfange trat, zu ihrer Befremdung, ihr eine hohe und schöne Jungfrau entgegen und fragte, was sie hier zu suchen habe? Das Mädchen erwiderte, daß sie den Ziegen nachgeklettert sei und dieselben aus dem Gemäuer zurückholen wolle. Die Jungfrau erlaubte ihr, die Ziegen zurückzutreiben, und hielt ihr dann freundlich ein Körbchen mit Kirschen dar, forderte sie auf, einige davon zu nehmen. Das Mädchen machte von dieser Erlaubnis Gebrauch, griff in das Körbchen und nahm bescheiden eine Hand voll. Die Jungfrau gebot ihr darauf, sich zu entfernen, nie wieder zu kommen und auf dem Rückwege sich nicht umzuschauen. Das Mädchen verneigte sich tief und that, wie ihr geheißen. Sie kam ohne sonderliche Anstrengung, die verlorenen Ziegen vor sich treibend, auf der Weide bei ihrer Herde an. Dort wollte sie die geschenkten Kirschen genauer betrachten, bemerkte aber zu ihrer Verwunderung, daß sie statt des saftigen Obstes sieben glänzende Goldstücke in der Hand halte.

Der Spieler in Soest.

In der Stadt Soest lebte ein Ritter, namens Thiemo, der überaus dem Würfelspiele ergeben war, daß er Tag und Nacht durchspielen konnte. Wo er ging und stand, führte er einen wohlgespickten Säckel mit sich, daß er Geld zum Einsatz habe, wenn er Genossen fände, und verstand das Spiel so wohl, daß er alle die ausbeutete, welche mit ihm zu spielen wagten. Nachdem der Ritter viel Unheil angestiftet, viele Leute zum Spiel verleitet und zu Grunde gerichtet hatte, stellte sich eines abends ein fremder Spielgenosse bei ihm ein, welcher einen großen gefüllten Säckel mit sich trug. Thiemo setzte sich gleich mit dem Fremden zum Spiele nieder, schoß reiche Einsätze her und würfelte. Dieses mal blieb aber seine Geschicklichkeit fruchtlos, und er verlor einen Einsatz nach dem andern. Als der Morgen zu dämmern begann, hatte er ziemlich seine ganze Barschaft eingebüßt. Als er den letzten Einsatz verloren sah, fuhr er zornig auf und schrie den Gewinner an, ob er denn wirklich der Teufel sei?

„Freilich, mein Spielbruder," scholl die Antwort, „doch der Morgen ist vor der Thür, und es ist Zeit, daß wir beide gehen!" Damit faßte der Teufel den Spielgenossen und fuhr mit ihm davon. Niemand hat erfahren, wo Thiemo hingekommen, von dessen Eingeweide nur einzelne Teile auf dem Dache gefunden wurden, durch welches der Teufel mit ihm gefahren sein mußte.

Der große Gott von Soest.

Ein Bild des Heilandes, welches Karl der Große dem Sachsenherzoge Wittekind als Taufgeschenk verehrt haben soll, ist unter dem Namen des großen Gottes von Soest bekannt. Das Bild ist von großer Kraft und durch eine Menge von Wundern bewährt. Jedoch ist das Gemälde, welches gegenwärtig im Münster des heiligen Patroklus gezeigt wird, viel jüngeren Ursprungs, und die Sage von der Schenkung Karl's ohne weitere Begründung. Das Bild, welches Wittekind als den großen Gott von Soest verehrte, scheint demnach ein altheidnisches gewesen zu sein, welchem die Bekehrer später ein christliches Bild unterstellten. Schon der Name, „der große Gott von Soest" scheint auf Odin hinzudeuten.

Die Mutter Gottes in Soest.

In der guten Stadt Soest war einmal ein Bürgermeister, der hieß van Schüren. Er war ein sehr alter Mann und schon so schwach und gebrechlich, daß er kaum mehr gehen konnte. Diesem ist einmal im Schlafe eine Stimme vorgekommen, die also geredet hat: „Steh auf und nimm unserer lieben Frauen Bild von der Wiesen und trag es zu den Schwestern im Paradiese*), daß man mir dort Messen und feierliche Gesänge singe. Und darnach trag das Bild wieder nach Soest in unserer Lieben Frauen Münster von der Wiesen und stell es dort an seine gewöhnliche Stelle!" Bald nachher ist dem alten Bürgermeister dieselbe Stimme zum zweiten Male vorgekommen, worüber er sich sehr erschreckt hat. Er hat also seinen Beichtvater um Rat gefragt, wie er sich mit diesen Dingen verhalten sollte.

---

*) Ehemaliges Nonnenkloster in der Nähe von Soest.

Der sagte ihm, er sollte sich, ehe er zu Bett ginge, dreimal mit Weihwasser segnen, wäre es dann etwas Gutes, so würde es sich wohl weiter melden. Als er dies genau befolgt und sich darauf schlafen gelegt, kam es zum dritten Male und weckte ihn hastig aus dem Schlafe. Als er die Augen aufschlug, fand er's vor sich so hell wie Sonnenschein und sah das Bild unsrer Lieben Frau deutlich vor sich stehen. Es redete ihn folgendermaßen an: „Hatte ich dir nicht gesagt, du solltest mein Bild aus dem Münster von der Wiesen nehmen und es zu den frommen Schwestern im Paradiese tragen, damit mir dort eine Messe gesungen würde, und dann solltest du das Bild wieder zurücktragen nach Soest in die Kirche von der Wiesen auf seine alte Stelle?" Er antwortete: „Ich armer, gebrechlicher Mensch, wie soll ich das heilige Bild tragen, wie in finsterer Nacht den Weg finden?" „Du sollst," erwiderte die Stimme, „das Bild nehmen und aus Sankt Walburgis' Pforten mit ihm gehen. Da wirst du einen weißen Hund finden, der dir den Weg zeigen soll." — Als er nun mit dem Bilde vor das Thor an die Steinbrüche kam, fand er dort einen ihm ganz unbekannten, mit Dornen dicht verwachsenen Weg. Wohl grauete es ihm, die wilde Straße zu wandern, doch nahm er sich ein Herz und folgte dem weißen Hunde ganz den Weg zu Ende, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre. Als er vor das Paradies kam, verließ ihn der Hund, worüber er sehr traurig ward; denn er wußte nicht, wer ihn nun auf dem Heimwege vor Unfall schützen würde. Als nun die Messen und die Loblieder gesungen und beendigt waren, fand der Bürgermeister den Hund wieder vor dem Paradiese, an dem Orte, wo jetzt das Heiligenhäuschen steht. Das Tier leitete ihn sofort bis wieder an Sankt Walburgis' Pforten, wo er es gefunden hatte. Dort sprach die Stimme: „Eine solche Prozession soll alle Jahre einmal geschehen, den nächsten Sonntag nach unserer Lieben Frauen Geburt."

Als dieser Bürgermeister nun bald nachher starb, hatte man der Sache wenig acht, so daß die Prozession nach und nach ganz unterblieb. Da erhob sich aber in Soest eine große Pest, bis man wieder anfing, die Prozession auf eine würdige Art zu

begehen. Darauf hielt die Seuche sogleich inne. Und so ist es fortan geblieben, bis endlich das Bild, als die Lutherischen nach Soest kamen, nach Werl gebracht wurde, wo es noch heute zu sehen ist.

Der Springer in Soest.

In der Stadt Soest stellte sich ein Fremder den Stadtschöffen vor und erbot sich, von dem Turme der Julianskirche, der als einer der höchsten im Westfalenlande gerühmt wird, herunterzuspringen. Diesem entgegneten die Schöffen, daß sie ihm nichts für dieses halsbrechende Unterfangen geben wollten. Er antwortete darauf, daß er dennoch zur Ehre der Stadt springen würde. Zur festgesetzten Stunde waren Markt und Straßen voll Menschen gedrängt, war jedes Fenster gegen den Turm zu voller Zuschauer. Als der Fremde nun den Turm hinanstieg, rief ihm einer aus dem Volke zu: „Sage doch, in wessen Teufels Namen willst du diesen Sprung wagen?“ Und als der Aufsteigende einen Teufel genannt hatte, warnte er weiter und rief: „Hüte dich vor dem, denn er ist ein nichtswürdiger Teufel, wenn du dich dem Olf (Elfe) vertrautest, wäre es ein anderes, denn der ist freundlich und treu.“ „Der meine wird mich durchaus nicht betrügen, weil ich seine Treue in vielen Dingen erkannt habe.“ Also sprechend stieg der Fremdling bis zur Spitze des Turmes empor. Dann sprang er, konnte sich aber unten auf dem Boden nicht mehr erheben. Die Neugierigen unten nahmen den Mantel, welcher ihn bedeckte, in welchem sich der Wind fangen sollte, weg und fanden ihn tot, seine Eingeweide aus dem Leibe vorquellend.

Die Wundertropfen von Lünen.

Ein gewisser Ritter, mit Namen Lübbert von Schwansbell, von dem Orden des heiligen Gregorius in Livland, wurde im Kriege wider die Russen gefangen und sehr übel gehalten. Weil er in seinem Gefängnisse von keinem Menschen Trost hatte, wendete er sich zu Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleisch, darin eine Rippe war, gebracht wurde, nahm er dieselbe und kratzte damit auf einen

Klotz, der im Gefängnisse war, das Bild der Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme, so gut er konnte, und betete täglich vor demselben um Erlösung aus der Gefangenschaft. Einst als er auch vor diesem Bilde seine Andacht verrichtete, und der Kerkermeister unverhofft dazu kam, suchte er zwar das Bild mit seinem Mantel zu verbergen; weil aber der Kerkermeister meinte, er wolle etwas verstecken, womit er sich aus dem Gefängnisse erlösen könne, riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr und fragte ihn nach der Bedeutung. Wie ihm Lübbert solche gab, von der Kraft der Maria Vorstellung that und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: „Ich will erfahren, ob du die Wahrheit redest!" — Darauf zog er einen Dolch heraus und stieß dreimal in das Bild. Und wunderbarer Weise flossen bei jedem Stoße drei Tropfen Bluts aus dem Holze, neun im ganzen, so daß der Mensch bestürzt davon ging. Lübbert aber nahm seinen Mantel und fing das Blut damit auf. Nachmals wurde er aus seinem Gefängnisse befreiet, und wie er nun glücklich wieder nach Westfalen kam, hat er von diesen Wundertropfen drei nach Altenlünen, drei nach Derne und drei nach Waltrop an die Pfarrkirchen geschenkt, wo sie auch viele Wunder verrichtet haben.

Der Donnerbrunnen auf Hohensyburg.

Einer der ältesten sassischen Wohnsitze ist wohl Hohensyburg (Sigeberg) an der Ruhr. Die Spitze des Berges ist durch Ringwälle befestigt, die Kirche soll aus karolingischer Zeit gegründet sein, obschon der älteste Hauptbau wohl erst aus dem zwölften, die Chorabrundung aus dem dreizehnten Jahrhundert sein mag. Merkwürdig ist der Kirchhof an dieser Kirche, der statt der sonst allgemein üblichen Grabkreuze nur Tafeln mit rundem Aufsatze, oder bei Ehepaaren Doppeltafeln mit zwei Abrundungen zeigt. Auf der Tafel steht zwischen einem Säulenpaar, das einen Rundbogen trägt, die Grabschrift.

Nahe der Kirche liegt die überwölbte Petersquelle, welche ehedem der Donnerbrunnen genannt wurde. Sie hat vortreffliches Wasser, welches früherhin weit durch das Land als heilkräftig galt. Alte Leute wissen noch, daß ehedem Fremde aus allen Richtungen nach diesem Brunnen kamen, sich in demselben wuschen und dann

geheilt wieder in ihre Heimat wanderten. Die Heilung scheint, da das Wasser keine mineralischen Bestandteile zeigt, durch die Wunderkraft des heiligen Petrus, früher durch die Kraft Donnar's bewirkt worden zu sein.

Der Goldberg bei Hagen.

Weiter hinauf im Goldberge bei Hagen hat man in alten Zeiten Gold und Silber gegraben, was eine Lehnsurkunde zwischen Erzbischof Adolf von Köln und Arnold von Altena von 1200 erhärtet.

In jener Zeit kam eines Tages ein armes, unbekanntes Weib mit einem Säugling, einem wunderschönen Knaben, nach Hagen, und des Dorfes Vorsteher nahm sie freundlich auf, gewährte ihr eine Hütte und ließ sogar ihren Knaben, den er lieb gewann, mit seiner einzigen Tochter erziehen. Als der Sohn der fremden Frau nun groß und ein schmucker Bergmann geworden, und mit ihm seine Liebe zu des Vorstehers Kinde gewachsen war, da entschloß er sich endlich, um das Mädchen bei dem Vater zu werben; der aber versetzte, schnöde seine Armut höhnend, daß er seine Tochter nur durch einen kostbaren Schmuck aus Gold und Diamanten gewinnen könne. — Das war eine harte Antwort, denn woher sollte der Sohn der fremden, armen Frau einen Goldschmuck bekommen? Hoffnungslos ging er an seine Arbeit und befuhr den Schacht und führte das Fäustel — aber sein Arm wurde kraftlos, und sein junges Blut stockte in den düstern Felsenkammern vor Traurigkeit. Eines Morgens nun, als er aus seiner Hütte schritt und an einem hohlen Baum vorbeikam, sah er einen Glanz daraus hervorleuchten; er schaute näher hin und — war es ein Traum? da lag das kostbare Geschmeide, von Gold strotzend, von Diamanten blitzend, in dem hohlen Baume! — Er nimmt es und stürmt damit zum Vater seiner Geliebten — der wundert sich nicht minder, aber hält sein Wort und verlobt ihm seine Tochter. Nun war ein böser Mensch in Hagen, der Sohn eines reichen Försters; der war des Bräutigams Nebenbuhler gewesen, und als sich das Gerücht von dem Goldschmucke verbreitete, da beteuerte er, das Kleinod sei sein, und brachte zwei Zeugen, die schwuren, daß der Bergmann ihn darum beraubt habe. Das Wahre an der Sache war, daß der junge Förster heimtückisch den

Schmuck in den hohlen Baum am Wege gelegt hatte, um seinen Feind verderben zu können. Dieser wurde nun auch verurteilt. Er wird auf einen Scheiterhaufen gebunden, der Holzstoß angezündet, und bald hüllt ihn die Lohe und der Qualm ein, aus dem eine weiße Taube aufflattert und zum Himmel emporsteigt, bis sie den Augen entschwindet.

Darauf verhüllen schwarze Donnerwolken die Luft. Wutschäumend tritt die Mutter des Gemordeten aus ihrer Hütte hervor, einen Korb voll Mohnsamen auf ihrem Haupte, um das die wildaufgelösten Haare flattern. So schreitet sie durch den niedergießenden Regen eines furchtbaren Gewitters den Goldberg hinan, geht drei Mal im Kreise um den Hügel und spricht dabei zu dreien Malen einen schrecklichen Fluch aus: „Verfluchtes Gold, das meinen Sohn gemordet, sei verwünscht in den Abgrund, so viel tausend Jahre als Mohnkörner auf meinem Haupte sind!" Und bei den letzten Worten stürzt sie den Korb und dann sich selbst in den Schacht hinab; aus dem fahren rote und blaue Flammen empor, die Erde erbebt, und Schacht und Stollen stürzen donnernd zusammen. Seitdem ist jede Spur von Gold daraus verschwunden.

Dortmund. Der Leichnam des heiligen Reinold.

Die Dortmunder hatten von Köln einen heiligen Leichnam erbeten, um über ihm eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit war in Köln von neidischen Steinmetzen der heilige Reinold erschlagen und im Rhein versenkt worden. Der alte Kriegsheld war nämlich unerkannt Steinmetz geworden und hatte den Neid seiner Genossen in dem Grade geweckt, daß sie ihm das Leben nahmen. Zeichen und Wunder führten zur Entdeckung des heiligen Leichnams und des Standes, den er bei Lebzeiten eingenommen. Die Kölner beschlossen nun, den Dortmundern den Heiligen zu schenken. Die Dortmunder sandten demzufolge einen mit zwei Rossen bespannten Wagen gegen Köln, auf welchen die heilige Leiche alsbald geladen wurde. Auf den Ruf des Fuhrmanns zogen die Rosse frisch an, vermochten aber den Wagen nicht von der Stelle zu bewegen. Auf den Rat der Umstehenden spannte man noch zwei frische Gäule vor und trieb diese mit gewaltigem Peitschenknalle an, aber vergebens. Sechs Pferde vermochten ebensowenig den Wagen zu rühren Als man

nun sogar acht Rosse vorgespannt und angetrieben hatte, ohne daß ein Rad sich bewegen wollte, wurden die Dortmunder traurig und glaubten, daß ihnen der heilige Leichnam vom Himmel nicht beschieden sei, daß derselbe in Kölnischer Erde ruhen solle. Wie sie nun noch dastanden, die Köpfe hängen ließen und keinen Rat wußten, siehe, da kam eine alte Frau des Weges und sah das vergebliche Bemühen und riet den Leuten, den ganzen Troß der Pferde auszuschirren, dafür nur zwei Kühe einzuspannen. Man wollte kein Mittel unversucht lassen, holte in der Nähe von einem Bauernhofe zwei milchweiße Kühe. Diese spannte man vor den Wagen, und alsbald bewegte er sich fürder. Die Kühe zogen dann ohne sonderliche Mühe den Wagen durchs Gebirge bis nach Dortmund.

Brot zu Stein geworden.

Man hat an vielen Orten, namentlich in Westfalen, die Sagen, daß zur Zeit großer Teuerung eine hartherzige Schwester ihre arme Schwester, die für sich und ihre Kindlein um Brot gebeten, mit den Worten abgewiesen: „Und wenn ich Brot hätte, wollte ich, daß es zu Stein würde!“ — worauf sich ihr Brotvorrat alsbald in Stein verwandelte. Zu Leyden in Holland hebt man in der großen Peterskirche ein solches Steinbrot auf und zeigt es den Leuten zur Bewährung der Geschichte.

Im Jahre 1579 hatte ein Dortmunder Bäcker in der Hungersnot viel Korn angekauft und freute sich, damit recht zu wuchern. Als er aber mitten in diesem Geschäfte war, ist ihm sein Brot im ganzen Hause eines Tags zu Stein geworden, und wie er einen Laib ergriffen und mit dem Messer hat aufschneiden wollen, ist Blut daraus geflossen. Darüber hat er sich alsbald in seiner Kammer erhängt.

In der dem heiligen Kastulus geweihten Hauptkirche zu Landshut hängt mit silberner Einfassung ein runder Stein in Gestalt eines Brotes, in dessen Oberfläche sich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage. Kurz vor seinem Tode kam der heil. Kastulus als ein armer Mann zu einer Witwe in der Stadt und bat um ein Almosen. Die Frau hieß ihre Tochter, das einzige Brot das sie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke

abbrechen, aber in dem Augenblick verwandelte sich das dem Heiligen schon eigene Brot in Stein und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger deutlich!

Zur Zeit einer großen Teuerung ging ein armes Weib, ein Kind auf dem Arme, eins neben sich herlaufend und nach Brot schreiend, durch eine Straße der Stadt Arnsberg. Da begegnet ihr ein Mönch aus dem nahen Kloster, den sie flehentlich um ein bischen Brot für ihre Kinder bat. Der Mönch aber sagte: „Ich habe keins!" Die Frau sprach: „Ach, ich sehe, daß ihr in euerm Busen Brot stecken habt." „Ei, das ist nur ein Stein, die Hunde damit zu werfen," antwortete der Mönch und ging fort. Nach einer Weile wollte er sein Brot holen und essen, aber er fand, daß es sich wirklich in Stein verwandelt hatte. Er erschrak, bekannte seine Sünde und gab den Stein ab, der noch jetzt in der Klosterkirche dort hängt.

Altena an der Lenne.

Es gibt wohl kein Thal, das durch größere Anmut, höhere romantische Reize und mannigfaltigere Gestalten waldgekrönter Berge und kahler Felsen mehr ausgezeichnet ist, als das Lennethal bei Altena. Eine so schöne Landschaft war gewiß schon früher bewohnt, wie dies die dortigen alten Bergvesten andeuten, und Volkssagen bestätigen. So die vom Ursprunge des Namens.

Es sollen zwei Brüder sehr mächtige, reiche Männer gewesen sein, die das damals noch öde Landgebiet um Wupper und Lenne vom Kaiser Otto ankauften und auf dem steilen Felsberge eine Burg zu bauen begannen. Als die Arbeiter dort mit Holzfällen beschäftigt waren, um den Bauplatz abzustecken, siehe, da wurde ein Haselhuhn aufgeschreckt, und das flog, Schutz suchend, in den Schoß des einen der Bauherren, der es in seinem Mantel aufgefangen und dann zu den Arbeitern gesprochen hat: „Gottes Güte wird unserm Unternehmen ein gut Gedeihen geben; schon sandte er ein glückhaft Zeichen; drum wacker ans Werk!" Da ist aber der mächtige Graf von Arensberg gekommen, hat Einspruch gethan gegen den Bau und hat gesagt: „Dies Schloß, das ihr errichtet, ist allzunah!" Er glaubte sich nämlich durch eine Veste, die so hart an seinem Gebiete lag, benachteiligt. Die Bauherren aber haben sich in ihrem Werke nicht stören lassen und haben das herrliche Schloß

vollendet. Weil es aber noch keinen Namen gehabt, da haben sie das Schloß „Altena“ genannt nach dortiger Mundart, wie es der Graf von Arensberg bezeichnet hatte. Um den Burgberg baute sich dann allmählich die Stadt Altena an.

Iserlohn. Die glühende Kutsche.

Vom Bomberge aus fährt zu Zeiten um 12 Uhr mittags oder um 12 Uhr mitternachts eine glühende Kutsche, bespannt mit sechs glühenden Bären, nimmt die Richtung des alten Königswegs und verschwindet im Westen der Stadt. Einst befand sich eine Frau im Königswege und hörte die Kutsche heranbrausen; es war ihr unmöglich auszuweichen, aber das Fuhrwerk ging über sie hin, ohne ihr Schaden zu thun.

Der Königsweg hat seinen Namen von König Wittekind, welcher einst in Iserlohn eine Burg besaß und zu gewissen Zeiten noch immer mit feurigen Rossen von Hohensyburg kommend auf jenem Wege nach Soest eilt. Zuweilen aber begegnen sich zwei Geisterwagen im Norden der Stadt. Der von Soest kommende setzt seinen Weg fort, der Syburger verschwindet an der Säuler, einem Berge.

Andere erzählen, in dem Bremmensteine sitze eine verwünschte Prinzessin und harre ihrer Erlösung, ferner, daß in demselben ein Teich befindlich sei, der bemooste Fische von ungewöhnlicher Größe und mit Goldkronen auf den Köpfen hege. Noch andere aber wollen wissen, diese wunderbaren Fische hielten sich in einer südlich vom Hügel gelegenen Höhle auf, aus deren sehr enger Oeffnung zum großen Teil des Jahres hindurch ein kleiner Bach hervorbricht, der bis dahin einen etwa acht Minuten langen unterirdischen Lauf durch das Uebergangskalkgebirge hat.

Der Glockenguß zu Attendorn.

Zu Attendorn wohnte bei Menschengedenken eine Witwe, die ihren Sohn nach Holland schickte, dort die Handlung zu erlernen. Dieser stellte sich so wohl an, daß er alle Jahr seiner Mutter von dem Erwerbe schicken konnte. Einmal sandte er ihr eine Platte von purem Golde, aber schwarz angestrichen, neben anderen Waren. Die Mutter, von dem Werte des Geschenkes

unbenachrichtigt, stellte die Platte unter eine Bank in ihrem Boden, allwo sie stehen blieb, bis ein Glockengießer ins Land kam, bei welchem die Attendorner eine Glocke gießen und das Metall dazu von der Bürgerschaft erbetteln zu lassen beschlossen. Die, so das Erz sammelten, bekamen allerhand zerbrochene eherne Häfen, und als sie vor dieser Witwe Thür kamen, gab sie ihnen ihres Sohnes Gold, weil sie es nicht kannte und sonst kein zerbrochenes Geschirr hatte.

Der Glockengießer, der nach Arnsberg verreist war, um auch dort einige Glocken zu verfertigen, hatte einen Gesellen zu Attendorn zurückgelassen, mit dem Befehl, die Form zu fertigen und alle sonstigen Anstalten zu treffen, doch den Guß hinzuhalten bis zu seiner Ankunft. Als aber der Meister nicht kam, und der Geselle selbst gern eine Probe thun wollte, so fuhr er mit dem Gusse fort und verfertigte den Attendornern eine von Gestalt und Klang so angenehme Glocke, daß sie ihm solche bei seinem Abschiede (denn er wollte zu seinem Meister nach Arnsberg, ihm die Nachricht von der glücklichen Verrichtung zu bringen) so lange nachläuten wollten, als er sie hören könnte. Über das folgten ihm etliche nach, mit Kannen in den Händen, und sprachen ihm mit dem Trunke zu. Als er nun in solcher Ehr und Fröhlichkeit bis auf die steinerne Brücke (zwischen Attendorn und dem fürstenbergischen Schlosse Schnellenberg) gelanget, begegnet ihm sein Meister, welcher alsobald mit den Worten: „Was hast du gethan?“ ihm eine Kugel durch den Kopf jagte. Zu den Geleitsleuten aber sprach er: „Der Kerl hat die Glocke gegossen, wie ein anderer Schelm; er wäre erbietig, solche umzugießen und der Stadt ein ander Werk zu machen.“ Er ritt darauf hinein und wiederholte seine Reden, als ob er den Handel gar wohl ausgerichtet. Aber er wurde wegen der Mordthat ergriffen und gefragt, was ihn doch dazu bewogen, da sie mit der Arbeit des Gesellen doch vollkommen zufrieden gewesen? Endlich bekannte er, wie er an dem Klange vernommen, daß eine gute Masse Gold bei der Glocke wäre, die er nicht dazu kommen lassen, sondern weggezwackt haben wollte, dafern sein Gesell befohlenermaßen mit dem Gusse seine Ankunft abgewartet, weswegen er ihm den Tod gegeben.

Hierauf wurde dem Glockengießer der Kopf abgeschlagen, dem Gesell aber auf der Brücke, wo er sein End genommen, ein eisern

Kreuz zum ewigen Gedächtnis aufgerichtet. Unterdessen konnte niemand ersinnen, woher das Gold zu der Glocke gekommen, bis der Witwe Sohn, mit Freuden und großem Reichtum beladen, nach Haus kehrte und vergeblich betrauerte, daß sein Gold zwei um das Leben gebracht, einen unschuldig und einen schuldig; gleichwohl hat er dieses Gold nicht wieder verlangt, weil ihn Gott anderwärts reichlich gesegnet hatte.

Längst hernach hat das Wetter in den Kirchturm geschlagen und alles verzehrt, außer dem Gemäuer, auch die Glocke geschmelzt. In der Asche wurde Erz gefunden, welches an Gestalt den Goldgülden gleich war, woraus derselbige Turm wieder hergestellt und mit Blei gedeckt worden ist.

Der Ochsenberg.

In der alten Mark, nicht weit vom zertrümmerten Schlosse Alwensleben, liegt ein großes Dorf, mit Namen Ursleben. Einen Büchsenschuß hinter dem Dorfe steht ein großer See, genannt Brock (Bruch), an dessen Stätte war vor alten Zeiten ein schönes Schloß, das hernach unterging, und seitdem war das große Wasser aufgekommen. Es sollen nämlich alle Leute drinnen versunken sein, ausgenommen eine einzige Edeljungfer, die ein Traum kurz vorher warnte. Als nun das Vieh und die Hühner sonderlich traurige Zeichen eines bevorstehenden Unglücks laut werden ließen, setzte sich diese Jungfrau auf einen Ochsen und ritt davon. Mit genauer Not erreichte sie einen dabei gelegenen Hügel, hinter ihr drein sank das Schloß zusammen, und wie sie auf dem Ochsen sitzend sich vom Hügel umsah, war das Gewässer überall aufgestiegen. Davon heißt der Hügel noch Ossenberg bis auf den heutigen Tag.

Werden.

Der heilige Ludgerus ist aus Friesland nach Westfalen gekommen und hat hier zuerst das Christentum gepredigt. Auf seinen Zügen gelangte er mit seinen Begleitern auch in die Gegend, wo jetzt Werden liegt, und diese gefiel ihm so außerordentlich, daß er vorhersagte, hier werde noch einmal eine große Stadt erstehen. Als ihn einer seiner Begleiter fragte, wie das geschehen möge, da ja kaum ein Haus hier stehe, soll er geantwortet haben: „Was nicht

ist, kann noch werden!", und daher soll dieser Name für die hier später erstandene Stadt Werden gekommen sein. Der heilige Mann hat, ehe er gestorben ist, befohlen, man solle seinen Sarg von zwei Ochsen fortziehen lassen und ihn da begraben, wo sie stehen blieben. Die Ochsen sind darauf mit dem Leichnam aufgebrochen, und wie sie nach Werden kamen, da hat sich plötzlich eine Stimme vernehmen lassen: „Hier will ich ruhen!" Da hat man den Heiligen dort begraben. Seine Prophezeihung ist eingetroffen, Werden ist eine ansehnliche Stadt geworden.

Der Schloßberg bei Winterberg.

Unweit Winterberg liegt der Schloßberg, auf dem noch alte Mauern, Wälle und Keller sichtbar sein sollen; in dem darunter liegenden Thale, welches die Helle heißt, führt eine Thür in das Innere desselben. Hier ist einmal ein Mann aus Winterberg, der sich durch Unterbreiten eines roten Tuches unter ein Spechtsnest eine Springwurzel verschafft hatte, hineingegangen; da ist er in ein großes Gewölbe gekommen, in dem Gold und Silber in großen Haufen lagen, und in dem eine weiße Jungfer an einem Tische saß. Sie hat ihm gesagt, er solle nehmen, soviel er wolle, was er auch gern gethan hat; als er aber gemeint hat, daß es nun wohl genug sei, und hat wieder fortgehen wollen, da hat sie ihm zugerufen: „Vergiß das Beste nicht!" Da hat er geglaubt, sie meine, er solle noch mehr Gold nehmen, und hat in seine Taschen gesteckt, soviel noch hineingehen wollte; sie meinte aber die Springwurzel, die er beim Hereinkommen auf den Tisch gelegt hatte. Kaum ist er deshalb aus der Thür in die Helle herausgetreten, so ist diese plötzlich hinter ihm zugefallen und hat ihm die Ferse abgeklemmt.

Einmal ist ein Kind von acht Jahren in den Schloßberg gegangen, das ist erst als achtzehnjähriges Mädchen wieder herausgekommen.

Lüdenscheid. Der Mann im Monde.

Die Leute um Lüdenscheid erzählen, daß einstmals ein Mann stehlen wollte, aber nicht stehlen konnte, weil der Mond mit seinem hellen Lichte ihn hinderte. Da verfluchte der Mann den Mond, um ihn zu beseitigen. Unser Herrgott hörte aber den Fluch, mußte ihn bestrafen und stellte dem Manne die Wahl, ob er in der Sonne ver-

brennen oder in dem Monde erfrieren wolle. Da wählte der Mann letzteres und ließ sich in den Mond versetzen.

Versunkene Stadt bei Müsen.

Beim Dorfe Müsen liegt eine klüftige Stätte oben auf dem Berge, die nennt man Almerich (Altenberg); dort soll vor alters eine Stadt dieses Namens gelegen haben, die durch Gottlosigkeit untergegangen ist. Denn durch die großen Silbermassen, welche man dort aus den Gruben geschafft, waren die Leute so reich und zugleich so übermütig geworden, daß sie zuletzt so weit gingen, aus Weckenteich Pflugräder zu machen oder ihren Kindern aller Art Spielwerk daraus zu bereiten und dergleichen mehr. Da kam eines Tags ein Vögelchen geflogen, das hub an zu sprechen und sagte ihnen, die Stadt werde untergehen, und da sie es nicht glauben wollten, verkündete es ihnen, daß am andern Tage ein Wolf zusammen mit einer Schafherde friedlich durch die Stadt ziehen werde. Aber sie waren zu verstockt und ließen sich selbst durch den Eintritt dieses Wahrzeichens nicht stören; da versank am nächsten Morgen die Stadt mit Mann und Maus in die Tiefe.

III. Burgensagen.

Der Mann mit dem eisernen Halsbande.

Zwischen Hamm und Lippstadt, im Kirchspiel Üntrop, stand das Schloß Horne, wo im 15. Jahrhundert die Herren von Harmen hauseten. Goddert von Harmen war ein reicher, mächtiger Ritter und hatte viele Helfer, so daß er es sogar wagen durfte, den Bischof von Münster zu befehden. Den merkwürdigsten Krieg aber führte er gegen Lambert von Oer, Herrn zu Kaksbeck im Stifte Münster. Letzterer hatte mit Hermann von Aschenberg um den Ankauf eines Gutes verhandelt und den Prozeß gewonnen. Goddert von Harmen aber, der des Aschenbergs Tochter geheiratet, begann den Rechtshandel mit Lambert von Oer aufs neue. Er sandte dem Kaksbecker einen Fehdebrief und zog gegen ihn, führte ihm Viehherden und Leute davon und that großen Schaden mit Raub und Zerstörung. Herr Lambert von Oer und sein Bruder Bernhard vermochten dem Raufbolde Harmen nicht zu widerstehen, sie flüchteten zum Bischofe von Münster und baten ihn um Schutz. Doch Goddert von Harmen schlug auch des Bischofs Reisigen aus dem Felde. Da verband sich der Bischof mit dem Herzoge von Cleve, Goddert's Landesherrn, und dem Erzbischofe von Köln, dem Handel ein Ende zu machen. Weil nun Goddert gegen diese mächtige Herren nicht ankämpfen konnte, so wollte er doch dem Feinde noch eins versetzen.

Er hatte von einem kunstreichen Schmiede zu Nürnberg ein wundersames, eisernes Halsband fertigen lassen. Dies war achteckig, einen Zoll dick, eine Hand breit, von so hartem Stahle, daß die besten Feilen darüber hinwegglitten. Es war innen hohl, und dort waren mit Zacken versehene Stahlfedern so angebracht, daß das Band,

wenn es zusammengedrückt wurde, nicht mehr geöffnet zu werden vermochte. Diese Enden, worin die Federn steckten, und das Gelenke des Bandes waren alsowohl gefügt, daß man keine Ritze entdecken konnte, wenn es geschlossen war, und daß es alsdann ein gegossener Ring zu sein schien. Dazu war die Oberfläche der inneren Seite mit kurzen, eisernen Stacheln versehen, und der Reifen kaum so weit, daß er den Hals eines Mannes umfaßte.

Mit diesem Halsbande lauerte Herr Godbert von Harmen seinem Widersacher auf, als dieser nach Lüdinghausen in die Christnacht fahren wollte. Das Geleite wurde versprengt, Lambert von Oer aus dem Wagen gerissen. Unter Mißhandlungen und Spottreden legte ihm Godbert das Halsband an, mit dem Bemerken, daß er nun nach Pattberg reiten dürfe, um den Schlüssel zu dieser Fessel zu finden, die einem so knechtischen Mann gezieme. Den Namen Pattberg aber nannte er ihm zum Spott, weil er ihm dort in neulicher Fehde den Helmkragen zerschmettert hatte, und nur die Schnelligkeit des Rosses ihn vor Gefangenschaft gerettet hatte.

Als Godbert seinen Feind also eingeschnürt hatte, schor er ihm eine Glatze, setzte ihn dann wieder in den Wagen und ritt behend davon.

Dem von Oer aber war übel zu Mute. Die Stacheln des Halsbandes quälten ihn, und jemehr er die feindliche Bescherung untersuchte, desto lauter wurde sein Jammern. Statt zur Christnacht fuhr er zum Waffenschmied, aber der gab ihm schlechten Trost. Er ritt in der Gegend herum nach allen Werkstätten. Niemand vermochte ihn von dem Geschmeide zu befreien, und da mußte er es mitnehmen nach Kakesbeck. Als ihn dort seine Frau einreiten sah und bekümmert ihn fragte, wo er so lange geblieben, da rief er: „Der alte Wolf hat auch einmal ein Halseisen gefangen und bringt die Beute nach Hause.“

Der zackige Reifen trotzte der Kunst aller Schmiedemeister, die im Lande umher befragt wurden. Man bemerkte weder Schloß noch Fuge, und die Feilen glitten darüber hin wie ein Kienspan. Herr Lambert wurde von vielen Neugierigen begafft und je länger, desto unwilliger trug er den Halsschmuck. Der Spott seiner Feinde that ihm noch weher wie die Stacheln, die ihm bei jedem Atemzuge bemerkbar wurden. Fast drei Jahre war seine Kehle also einge-

schnürt, und der Tod war ihm lieber, als dies länger zu tragen. Da fand sich ein Schmied zu Münster, Thiele mit Namen, der hatte den bösen Reifen aufs beste untersucht und vermeinte, daß ein starker Schlag den überharten Stahl unfehlbar zersprengen würde, wenn Herr Lambert seinen Hals wagen wollte. Der Langgequälte unterzog sich dem Versuche. Nachdem er gleich einem Sterbenden sein zeitliches und ewiges Heil geordnet, legte er sein Haupt auf den Amboß, der Schmied that mit schwerem Hammer einen kräftigen Schlag, und Gott fügte es zum Heile. Das Halsband zersprang in zwei Stücke, und Lambert von Oer wurde von schmählicher Fessel befreit, ohne Schaden zu leiden.

Vor noch nicht vielen Jahren aber waren beide Stücke des Halsbandes auf dem Rittersitze Kaksberg zu sehen.

Doch Goddert von Harmen war ein viel hartnäckigerer Quäler, als das eherne Stachelband. Er fuhr fort, gegen die Brüder Lambert und Bernhard von Oer Partei zu nehmen, zu wegelagern, zu rauben und zu brennen. Dem Ritter Jobst von Mecheln zu Landfurt that er großen Schaden und lag mit seinem Schwager Caspar Walraben zum Grünberg in Fehde. Dieser hatte Goddert's Schwester Margarete im Jahre 1481 geehelicht und große Mitgift erhalten. Diese mißgönnte ihm Goddert, forderte sie aber vergeblich zurück. Darauf zog er mit großem Gewalthaufen vor Friedhof und brannte dies Schloß seines Schwagers in den Grund. Dann kam er vor Grünberg und begann ein gleiches zu thun. Dort aber schrieen Margareta von Grünberg, seine Schwester, und seine Mutter, eine geborene von Hochberg, die im Hause waren, ihn um Schonung an. Aus dem Fenster der Burg zeigte die Mutter ihm ihre Brüste und rief, er solle bedenken, daß er diese gesogen, und solle nicht also wüten gegen sie mit Feuer und Schwert! Doch Goddert forderte sie auf, aus der Burg herauszugehen, so würde ihr bei der Zerstörung nichts widerfahren, aber das Schloß müsse brennen ohne Gnade. — Also schaltete Goddert von Harmen lange Zeit im Lande, und alles rief um Acht und Bann über den Räuber und Friedbrecher, jedoch niemand war, der ihm sein Handwerk legte. Alle seine Feinde unterlagen und waren gezwungen, ihnen nachteilige Sühne mit ihm zu suchen. In ziemlich hohem Alter starb er im Jahre 1534 und wurde in der Kirche zu Hamm begraben.

Die Stunenburg und der Frauenstuhl.

Auf der Stunenburg wohnte vor alters ein Ritter, der sein Pferd mit verkehrten Hufeisen beschlagen ließ und nach dem Hellwege ausritt, um zu rauben. Seine Gemahlin that diesem Treiben allen möglichen Vorschub. Auf einer Höhe zwischen Iserlohn und der Grüne, dem Frauenstuhle, pflegte sie sich während solcher Unternehmungen aufzuhalten, um den Ritter durch ein Feuerzeichen zu benachrichtigen, wenn ihm oder der Burg Gefahr drohte. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln wurde der Räuber zuletzt ausgekundschaftet, seine Burg belagert und zerstört. Vor der Einnahme vergrub der Ritter eine Wiege von lauterm Golde, die er besaß, in den Tiefen des Berges.

Schloß Bollwerk.

Bei Dahl war einst ein Schloß, Bollwerk geheißen, der Dynastenfamilie von Dale gehörend, die hochnotpeinliches Gericht darin hegte mit spanischer Jungfrau und Verließen voll scharfer Messerklingen. Darin hat auch der Blaubart gehaust, ein gar gewaltiger Unhold gegen Nachbarn und Untersassen; noch sind die Ueberbleibsel von Turm und Mauern sichtbar.

Burg Hardenstein.

Der Ursprung der Burg Hardenstein soll in die Zeiten Karl's des Großen fallen; dieser hätte sie dem Herzoge Wittekind als Eigentum geschenkt, von dessen Familie sie dann später in den Besitz der Familie von Hardenberg überging. Jedenfalls sind die noch jetzt stehenden Ruinen die Ueberbleibsel einer Burg aus viel späterer Zeit. Die Sage geht noch weiter zurück; sie bringt den Hardenstein sogar mit den Nibelungen und Siegfried in Verbindung. Nach ihr lebte auf dem Schlosse Hardenberg oder Hardenstein Nibelung (Neveling heißt er heute beim Volke), der Neffe des alten Niblung, dessen Söhne Siegfried erschlug. Der Zwerg Goldemar (Volmar) entfloh nach dem Tode des alten Niblung vor Siegfried nach Sachsen und besuchte dort von Zeit zu Zeit den Neffen seines früheren Herrn. Er nannte ihn Schwager, schlief mit ihm in einem Bette, spielte mit ihm, war ihm überhaupt ganz ergeben und stand ihm in allen Fährlichkeiten mit Rat und That

zur Seite. Niemand sah ihn; nur zuweilen ließ er seine kalte, weiche Hand bei Tisch befühlen.

Die Besuche Goldemar's wurden aber noch häufiger, seitdem Gotelinde, die Braut Dietrich's, bei ihrem Oheim Niblung zum Besuch eingetroffen war.

Nach einer anderen Wendung der Sage spielte der Küchenjunge der Burg dem „König Volmar" einen Streich, indem er ihm auf den schmalen Stiegen der Wendeltreppe Erbsen streute, um ihn zu Falle zu bringen. Aber nachts ertönte plötzlich in der Burg ein schreckliches Gepolter und Geschrei, das dann ebenso plötzlich wieder verstummte. Als die Knechte des Morgens in die Küche traten, fanden sie den Jungen zur Hälfte gebraten am Spieße und zur Hälfte gesotten im Topfe. Volmar verließ von jetzt an das Schloß, und, wie er dem Herrn desselben durch Schriftzüge über seiner Thür verkündete, Reichtum und Güter schwanden, Unglück und Not drangen ein, und die Burg fiel in Trümmer. Wenn aber das Geschlecht neu emporsproßt, und drei Hardenberge vom Hardenstein im Leben sind, dann wird das Schicksal versöhnt sein, und die Burg in neuem Glanze erstehen.

Nibelung von Hardenberg und der Zwerg Goldemar.

Im Jülicher Lande saß ein Edler, des Namens Nibelung von Hardenberg, dem waren die Schlösser Hardenberg, Hardenstein und Rhauenthal, und bei ihm wohnte ein Zwergenkönig oder Elbe, der hieß Goldemar, der war dem Nibelung von Hardenberg und nicht minder dessen schöner Schwester gar sehr zugethan, gab Ratschläge und war hülfreich in allen Sachen. Und obschon der Elbe Goldemar sich nicht sehen ließ, vielmehr stets unsichtbar blieb, so ließ er sich doch deutlich wahrnehmen, er trank Wein mit dem Ritter, spielte mit ihm und seiner Schwester im Brett und selbst mit Würfeln und spielte auch die Harfe gar wundersam, daß kein Mensch auf Erden ihr solche Töne entlocken konnte. Wollte Nibelung sich überzeugen, ob wirklich der Elbe bei ihm sei, so fühlte er nach dessen Hand, und die war sehr klein, zart, weich und warm. Dieser Elbe trieb es also drei Jahre lang auf Hardenberg's Schlössern und beleidigte niemand. Da geschah es, daß er beleidigt wurde,

denn die Hausgenossen, denen seine Anwesenheit unverborgen war, wurden von Neugierde geplagt, ihn zu sehen und zu erfahren, wie der Elbe aussähe. Da streuten sie heimlich Asche auf den Fußboden und Erbsen, und Goldemar der Zwerg kam, sich nichts versehend, in den Saal und trat auf die Erbsen, glitt aus und fiel, und seine Gestalt drückte sich in die Asche ab. Die war aber gestaltet, wie eines sehr jungen Kindes Gestalt, und die Füße waren ungestaltet. Da kam der Elbe Goldemar nimmer wieder auf des Hardenberg's Schlösser. Er wandte sich anderswo hin und entführte eine Königstochter, die hieß Hertlin. Die Mutter dieser Königstochter starb vor Leid über der Tochter Verlust, letztere aber ward durch den sieghaften Helden Dietrich von Bern, den alte Lieder feiern, befreit und von ihm geehelicht. Manche sagen, daß dieses Bern, wovon der Held Dietrich den Namen geführt, nicht das Bern in der Schweiz, auch nicht das welsche Bern, Verona, gewesen, sondern das rechte Dietrichs-Bern sei Bonn gewesen, der älteste Teil dieser Stadt habe auch Verona oder Bern geheißen, und da in dieses rheinische Land und Gefilde so viele Thaten Dietrich's von Bern fallen, von denen in alten Heldenbüchern viel zu lesen, so dürfte wohl etwas Wahres an der Sache und Sage sein. Der Zwerg Goldemar aber habe, nachdem ihm Dietrich die Beute abgedrungen, die Riesen zu Hülfe gerufen und Berge und Wälder ringsum schrecklich verwüstet. Die Stadt Elberfeld soll ihren Namen von nichts anderm tragen, als von den Elben, auf deren Felde sie begründet ward.

Musik und Schatz auf Volmarstein.

In alter Zeit hat man oft von dem Schlosse Volmarstein herab eine herrliche Musik gehört, ohne daß irgend jemand die Musikanten gesehen hätte.

Man erzählt auch, in dem alten, fast verschütteten Brunnen liege eine goldene Tafel versenkt, und wer diesen Schatz heben wolle, müsse dazu eine ganz schwarze Katze haben; auch dürfe er kein Wort bei der Hebung desselben sprechen, sonst verschwinde er augenblicklich.

Der Schloßberg bei Grund.

Auf dem Schloßberge oberhalb Grund hat in alter Zeit ein Schloß gestanden, welches von den Hessen, die auf einem Berge oberhalb Hilchenbach gestanden haben, niedergeschossen ist, weshalb eine Stelle dort noch den Namen Hessenbruch führt. Auf der Stätte des jetzt verschwundenen Schlosses hat man ehemals oft drei weiße Jungfern gesehen.

Auf dem alten Schlosse bei Grund ist in alter Zeit Fehmgericht gehalten worden; auch ist es stark und fest gewesen, namentlich sagt man auch, daß man es mit großen Walzen verteidigt habe, die man den Berg hinunterrollen lassen und damit die Feinde zerschmettert hat.

Auf dem Schloßberge hat ein Raubritter gewohnt, der seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen ließ, damit die Leute dächten, er sei oben, wenn er unten war, und umgekehrt. So hat man ihm denn oft vergeblich nachgetrachtet, und namentlich auch ein Ritter aus der Gegend nahe bei Siegen, der ihn fast einmal in seine Gewalt bekommen hätte. Dieser kam nämlich mit vielen Knappen herbeigezogen, als der Raubritter gerade beim Schmiede in Hilchenbach war und sein Pferd beschlagen ließ. Als er die unerwarteten Gäste erblickte, zog er schnell ein Köhlerwams über und legte sich auf den vor der Thür stehenden Kohlenkarren. Kaum war das geschehen, so war auch der Siegensche Ritter da und fragte den Schmied, wo der Raubritter sei; da antwortete er ihm, der liege auf dem Rade, und der Ritter, meinend, daß er endlich seinen Lohn erhalten, zog wieder von dannen.

Burg Altena.

Die Sage erzählt über die Entstehung der Burg Altena wie folgt: „Zwei Brüder aus edlem und berühmtem Römerstamme, nämlich aus der Familie der Ursiner, waren Kaiser Otto dem Dritten besonders lieb und wert. Diese beiden Brüder kamen mit dem vorbenannten Kaiser in diese Lande, und da sie durch die Fürsorge ihrer Eltern Geld in Ueberfluß hatten, kauften sie, auf die Macht und Gunst des Kaisers bauend, ein Land und eine Herrlichkeit, und da sie sich einen sicheren und festen Ort zur Wohnung gründen wollten, begannen sie einen gewissen, von den Bewohnern jenes Landes Wolfseck genannten Berg in unbebauter, waldiger

und gebirgiger Gegend und in öder Wildnis zu befestigen. Sie fingen zunächst damit an, den Gipfel dieses Berges von Bäumen zu entblößen, und umwallten und befestigten den Berg selbst ringsum mit den rund umher gefällten Bäumen. Als man damit fertig war, flog ein Haselhuhn, künftigen Glückes Vorbedeutung bietend, durch den Lärm der Arbeiter und Holzfäller aufgescheucht, Schutz suchend einem der Herren in den Busen. Der Herr hüllte dasselbe in die Kapuze des Mantels, den die Edlen der damaligen Zeit zu tragen gewohnt waren, und sagte zu den Arbeitern: „Durch Gottes Gnade wird es hier am Gelingen nicht fehlen; haltet Euch unbesorgt an der Arbeit; unter Gottes Schutze wird der Bau glücklich von statten gehen!"

Als inzwischen der Graf von Arnsberg dies vernahm, dessen Grafschaft und Macht sich damals weit und breit erstreckte, da es keinen andern Grafen in diesem Lande gab, so glaubte er, es geschehe ihm Unrecht und gereiche ihm zum Nachteil, daß jener Berg befestigt und von Fremden in Besitz genommen werde. Er schickte daher Boten an sie und forderte sie auf, von dem Baue abzustehen, da sie ihm allzunahe (al te nae) kämen. Hiervon gaben sie ihrer Burg den Namen und nannten sie Altena. Als aber der Graf von Arnsberg sie verjagen wollte und den Berg, auf dem sie eine feste Burg zu errichten begonnen hatten, zu belagern Anstalt machte, fand er, daß der Platz fest und uneinnehmbar war, und zog unverrichteter Sache ab.

Das Schloß schaut heute noch mit seinen Wehrmauern ins wunderschöne Thal herab, und es ist ein kräftiges Fürstengeschlecht dort aufgewachsen, das sich von Altena nannte und später den Alten Berg an der Dhün und den Neuen Berg an der Wupper bauete und mächtig war in den deutschen Landen, so daß mehrere Erzbischöfe von Köln und mehrere herzogliche Häuser daraus hervorgegangen, die unser König zu seinen Ahnen zählt, und von denen viele nach wackerm Heldenleben im bergischen Dome zu Altenberg ihre Ruhestätte fanden.

Wittekind's Burg zu Iserlohn.

König Wittekind hatte eine Burg zu Iserlohn; auf derselben weissagte ein heidnisches Orakel, zu dem man aus weiter

Gegend sich um seine Sprüche wandte. Die Burg stand östlich von der Stadt an einem Platze, der noch heute die Königsburg genannt wird. Es führte von da nach Syburg ein besonderer Weg, der Königsweg, und noch immer sprengt zu gewissen Zeiten der alte Heidenherzog mit feurigen Rossen über jenen Weg nach Syburg und Soest. Zuweilen aber begegnen sich zwei Geisterwagen im Norden der Stadt; der von Soest kommende setzte dann seinen Weg fort, der von Hohensyburg verschwand in dem Berge, welcher „die Säuler" heißt.

Burg Klusenstein.

Als der Ritter Eberhard von Klusenstein in den Kreuzzügen in der Gefangenschaft der Sarazenen schmachtete, verbreitete sein Freund Bruno die Nachricht von seinem Tode und warb um sein Weib Mathilde. Als sie aber vor ihm entfloh, nahm er ihre Burg in Besitz, bis Eberhard heimkehrte, die Feste erstürmte, in heißem Kampfe auf dem Burghofe den Räuber überwältigte und über die Ringmauer in den Abgrund stürzte.

Der Kindelsberg.

Hinter dem Geisenberg in Westfalen ragt ein hoher Berg mit dreien Köpfen hervor, davon heißt der mittelste noch der Kindelsberg, da stand vor alter Zeit ein Schloß, das gleichen Namen führte, und in dem Schlosse wohnten Ritter, die waren gottlose Leute. Zur Rechten hatten sie ein sehr schönes Silberbergwerk, davon wurden sie stockreich und von dem Reichtum wurden sie so übermütig, daß sie sich silberne Kegel machten, und wenn sie spielten, so warfen sie diese Kegel mit silbernen Kugeln. Der Uebermut ging aber noch weiter, denn sie buken sich große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutschenräder, machten mitten Löcher darin und steckten sie an die Achsen. Das war eine himmelschreiende Sünde, denn so viele Menschen hatten kein Brot zu essen. Gott war es endlich auch müde. Eines Abends spät kam ein weißes Männchen ins Schloß und sagte an, daß sie alle binnen dreien Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das traf auch ein, aber niemand kehrte sich

daran, als der jüngste Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Diese beteten Tag und Nacht. Die andern starben an der Pest, aber diese beiden blieben am Leben. Nun aber war auf dem Geisenberge ein junger, kühner Ritter, der ritt beständig ein großes, schwarzes Pferd und hieß darum der Ritter mit dem schwarzen Pferde. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie zur Ehe haben, sie schlug es ihm aber beständig ab, weil sie einem jungen Grafen von der Mark verlobt war, der mit ihrem Bruder in den Krieg gezogen war, und dem sie treu bleiben wollte. Als aber der Graf immer nicht aus dem Kriege zurückkam, und der Ritter mit dem schwarzen Pferde sehr um sie warb, so sagte sie endlich: „Wenn die grüne Linde hier vor meinem Fenster wird dürr sein, so will ich dir gewogen werden!“ Der Ritter mit dem schwarzen Pferde suchte so lange in dem Lande, bis er eine dürre Linde fand, so groß wie jene grüne, und in einer Nacht bei Mondenschein grub er diese aus und setzte die dürre dafür hin. Als nun die schöne Jungfrau aufwachte, so war's so hell vor ihrem Fenster, da lief sie hin und sah erschrocken, daß eine dürre Linde dastand. Weinend setzte sie sich unter die Linde, und als der Ritter kam und ihr Herz verlangte, sprach sie in ihrer Not: „Ich kann dich nimmermehr lieben!“ Da ward der Ritter mit dem schwarzen Pferd zornig und stach sie tot. Der Bräutigam kam noch denselben Tag zurück, machte ihr ein Grab und setzte eine Linde dabei und einen großen Stein, der noch zu sehen ist.

Johann Hübner.

Auf dem Geisenberge in Westfalen stehen noch die Mauern von einer Burg, da vor alters Räuber gewohnt. Sie gingen nachts im Lande umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof, wo ein großer Stall war, und darnach verkauften sie's weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an und war stärker als alle anderen Männer im ganzen Lande. Er hatte nur ein Auge und einen großen, krausen Bart und krause Haare. Am Tage saß er mit seinen Knechten in einer Ecke, wo man noch das zer-

brochene Fenster sieht, da tranken sie zusammen. Johann Hübner sah mit dem einen Auge sehr weit durchs ganze Land umher; wenn er dann einen Reiter sah, da rief er: „Hallo! Da reitet ein Reiter ein schönes Roß! Hallo!“ Dann zogen sie hinaus, gaben acht, wann er kam, nahmen ihm das Roß und schlugen ihn tot. Nun war ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, ein sehr starker Mann, der hörte viel von den Räubereien des Johann Hübner, denn die Bauern kamen immer und klagten über ihn. Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick, den schickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. Der Fürst aber lag hinten im Giller und hielt sich da mit seinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot und Butter und Käse. Hans Flick aber kannte den Johann Hübner nicht, streifte im Land umher und fragte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden, da standen viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf dieselben hatte sich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eisernes Wams an. Hans Flick ging zu ihm und sagte: „Gott grüß dich, eiserner Wamsmann mit einem Auge! Heißest du nicht Johann Hübner vom Geisenberge?“ Der Mann antwortete: „Johann Hübner vom Geisenberge liegt auf dem Rade!“ Hans Flick verstand das Rad auf dem Gerichtsplatz und sagte: „War das kürzlich?“ „Ja,“ sprach der Mann: „Erst heut!“ Hans Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr, er solle ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens hinten käme. Der Schmied that es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufsaß, sagte er dem Hans Flick: „Gott grüß dich, braver Kerl, sage deinem Herrn, er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren laufen!“ Hans Flick blieb stehen und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, aber Johann Hübner ritt hin und her, in Kreuz und Quer, und Hans Flick wurde bald in den Fußstapfen des Pferdes irre, denn wo jener hingeritten war, da gingen die Fußstapfen zurück. Also verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte er ihn

doch, wie er nachts bei Mondenschein mit seinen Knechten auf der Heide im Walde lag und geraubtes Vieh hütete. Da eilte er und sagte es dem Fürsten Christian, der ritt in der Stille mit seinen Kerlen unten durch den Wald und sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden. So kamen sie nah herbei, sprangen auf ihn zu und kämpften miteinander. Der schwarze Christian und Johann Hübner schlugen sich auf die eisernen Hüte und Wämser, daß es klang, endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürst zog in das Schloß auf dem Geisenberge. Den Johann Hübner begruben sie in einer Ecke, der Fürst legte viel Holz um den großen Turm und sie untergruben ihn auch. Am Abend, als im Dorfe die Kühe gemolken wurden, fiel der Turm um, und das ganze Land zitterte von dem Fall. Man sieht noch die Steine den Berg hinunter liegen. Der Johann Hübner mit seinem einen Auge erscheint oft um Mitternacht, er sitzt auf einem schwarzen Pferde und reitet um den Wald herum.

IV. Kapellen-, Kirchen- und Kloster-Sagen.

Graf Eberhard von Altena.

Nachdem der Graf Eberhard von Altena in dem Kriege, welcher im Jahre 1162 zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und seinen Bundesgenossen an einer, und dem Herzoge Gottfried zu Brabant an der anderen Seite geführt wurde, dem ersteren also tapfer gedient, daß Heinrich den Sieg erfochten, da geschah es, daß Eberhard in seinem Gemüte wegen so vielen vergossenen Blutes sehr unruhig wurde. Wie er nun bei diesen Umständen einen Ekel an aller weltlichen Gesellschaft hatte und sich daher vornahm, heimlich davon zu gehen und im Elende seine Sünden zu büßen, so steckte er sich in schlechte Kleidung und wanderte, ohne jemandem etwas zu sagen, erstlich nach Rom, ferner nach St. Jakob zu Compostell. Endlich kam er nach Marimunda, einem Kloster in Frankreich, und wurde daselbst ein Laienbruder, da ihm dann auf einem, diesem Kloster zuständigen Meierhofe, der Witthof genannt, die Schweine zu hüten aufgegeben wurde.

Als er nun in dieser seiner Bedienung sehr fleißig, und in langer Zeit niemand erfahren können, wo Eberhard geblieben war, so geschah es ferner, daß zwei von seines Bruders, des Grafen Adolf von Altena, Bediente mit ihren Knechten, welchen allen Eberhard wohl bekannt war, nach Frankreich reisten. Da sie nun nicht weit von besagtem Kloster in die Irre gerieten, schickten sie einen von den Knechten nach dem Kloster, sich des rechten Weges zu erkundigen. Dieser, als er eines Sauhirten gewahr wurde und

von ihm den rechten Weg zu erlernen suchte, erkannte an einem Hiebe, welchen Eberhard in einer Schlacht empfangen hatte, daß er Adolf's, Grafen von Altena, Bruder sei. Kaum hatte er solches bei seiner Rückkehr seinen Herren entdeckt, so eilten diese mit großer Begierde nach dem Orte und fanden die Erzählung des Dieners wahr. Zwar wollte sich Eberhard anfänglich nicht zu erkennen geben; doch ließ er auf ihr inständiges Anhalten sich endlich bewegen, zu erzählen, wie er zu diesem Stande gekommen wäre. Darauf umarmten ihn die Edelleute mit vielen Thränen, gingen auch gleich zum Verwalter des Hofes und zeigten ihm an, was er für einen Sauhirten hätte. Als nun dieser die Sache gleich an den Abt berichtete, und selbiger über die große Demut des Eberhard sich nicht genug verwundern konnte, nahm er ihn ins Kloster und machte ihn zu einem Mönche.

Sobald diese Sache dem Grafen Adolf vorgebracht wurde, reisete selbiger zwar hin, seinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen, da er aber die einmal angefangene Lebensart nicht ändern wollte, hielt er bei dem Abte an, daß Eberhard erlaubt sein möchte, mit ihm zu reisen, um seine Freunde zu besuchen. Da ihm nun dieses bewilligt wurde, und Eberhard nach Deutschland kam, beredete er nicht nur seinen Bruder Adolf, das Schloß Aldenburg im Jahre 1133 zu einem Kloster zu machen, sondern er verlangte auch von seinem Vetter, dem Landgrafen in Thüringen, Zogonn, durch Vorsprache seiner Gemahlin, der Gesela, und seiner Söhne, Heinrich's und Günther's, den Berg des heiligen Gregorii mit seinem Zubehör; und als er auf diesem zur Ehre des heiligen Gregorii eine Abtei gestiftet hatte, so wurde er, durch Vorsprache seiner Freunde, vom Bischof von Mainz zum ersten Abte derselben eingeweiht.

Der heilige Einhart.

Oberhalb der Stadt Altena liegt auf dem Klusenberge Gemäuer, das von der Wohnung herrührt, in welcher vor Zeiten der heilige Einhart lebte. Dieser Einsiedler mußte sein Trinkwasser täglich in seinem Kruge unten von der Lenne holen. Da er nun alt und schwach wurde und nicht mehr so rüstig schreiten konnte, wie in früheren Tagen, glitt er einmal, als er die Kuppe seines Berges beinahe erreicht hatte, aus, fiel auf den Felsen und zerbrach

seinen Krug. In dem ersten Schmerz über den vergeblichen Gang schaute er zum Himmel und rief unserm Herrgott zu: „Kannst du denn nichts thun für mich alten hinfälligen Mann, damit ich nicht stets hinunter an den Fluß zu wandern habe?" Kaum hatte der Einsiedler die Klage verlauten lassen, so wurde er durch das Rauschen eines Brünnleins entzückt, welches dort hervorquoll, wo ihm der Krug zerbrochen, wo ihm das Wasser aus der Lenne auf den Felsen vergossen war. Der Heilige hatte von nun an einen kräftigen Trunk oben auf seiner Höhe und brauchte nicht mehr zur Lenne niedersteigen. Er blieb aber nicht der einzige Trinker, sondern die Bewohner der umliegenden Thäler und Höhen versuchten das Wasser und fanden, daß es unleugbar die Kraft habe, Mensch und Vieh, die davon tranken, fruchtbar zu machen. Nach dem Tode des Heiligen kamen denn auch zahlreiche Pilgerzüge, um am Quell des heiligen Einhart zu beten und zu trinken, für sich und ihre Wirtschaft die ersprießliche Fruchtbarkeit zu erflehen. Erst mit der Kirchenspaltung ist die Andacht außer Uebung gekommen, die nichtsdestoweniger sprichwörtlich blieb.

Uebereinstimmend mit dieser Sage lautet die Kunde der Edda: daß der Gott Donar unter dem Namen Einhart so Mensch als Vieh, wie auch die Getreidefelder, fruchtbar mache.

Kloster Fröndenberg.

Die Stiftung des Klosters fällt in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1214 stand auf dem Berge Haßlei, wo nachmals das Kloster erbaut wurde, ein großer Lindenbaum, unter welchem die Leute aus der Nachbarschaft zu gewissen Jahreszeiten sich versammelten und allerlei Üppigkeiten zu treiben pflegten.

Ein Mönch von Scheda, namens Bertoldus, erblickte, so oft er nachts die Straße gezogen kam, an diesem Orte einen himmlischen Glanz; er nahm sich deshalb vor, den Ort von dem alten Gräuel zu reinigen und daselbst zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria ein Kloster zu bauen. Als er nun dem Propste von Scheda sein Vorhaben entdeckte, war dieser anfangs dagegen, gab aber endlich die Erlaubnis dazu. Darauf reiste Bertoldus zu seiner Schwester, einer Klosterfrau zu Ahlen, und erbat sich von ihr das Marienbild, das ihr Vater vor Zeiten aus dem gelobten Lande mit sich gebracht hatte, und welches aus dem Holze des

Kreuzes Christi geschnitzt war. Anfänglich wollte sie in sein Begehren nicht willigen, gab aber endlich auf übernatürliche Mahnungen der Bitte des Bruders nach. Bertoldus zog weg und wohin er mit dem Bilde kam, da wurde es mit Andacht betrachtet, und er brachte viele Gaben an Korn für seine Stiftung zusammen. Als er aber im Herbste desselben Jahres auf einem schmalen Stege über die Ruhr nach Menden gehen wollte, entfiel ihm das Bild und wurde vom Strome fortgetrieben. Kaum hatte er sein Gebet zu der Jungfrau Maria gerichtet, so sah er es in freudiger Bestürzung gegen den Strom schwimmen, ergriff es mit frommem Danke und setzte seinen Weg nach Menden fort. Hier schlug er nun an der Landstraße ein Zelt auf und hoffte, daß die Vorübergehenden durch das liebliche Angesicht des Bildes würden bewogen werden, seinem Vorhaben reichlich beizusteuern. Und hierin täuschte er sich nicht. Da kam aber der Provisor der Kirche zu Menden vorüber. Dieser, besorgt, es möchten die Einkünfte der Kirche dadurch verringert werden, suchte die Sache zu stören. Er schimpfte nicht allein heftig auf den Bertoldus und beschuldigte ihn, daß er die gesammelten Almosen verbrächte, sondern unterwand sich auch, das Zelt nebst dem Marienbilde umzustoßen. Sofort traf ihn die Strafe des Frevels. Sein Fuß verdorrete, und er genas erst wieder, als Bartoldus zu der heiligen Jungfrau für ihn betete. Der Wiedergenesene leistete nun dem Bertoldus allen Beistand zur Ausführung seines Vorhabens. Aus den reichlichen Gaben baute er am Fuße des Berges Haßlei ein Hüttlein, darin er sein Marienbild setzte und verehrte.

Aber die andern Geistlichen zu Scheda verlachten ihn wegen dieser Handlung und ließen sogar mehrmals das Häuslein verwüsten. Als er dasselbe aber immer wieder aufrichtete, ließen sie ihm endlich Ruhe und Freiheit, zu überlegen, wie er sein Ziel erreichen möchte. Ehe er jedoch so weit kam, starb er. Bertoldus hatte einen Bruder Menricus, welcher Kanonikus zu Lübeck war. Sobald Bertold gestorben war, ließ Gott diesen im Traume die Stimme hören: „Menrice, begieb dich geschwind nach Westfalen, in dein Vaterland, allwo du durch meinen Beistand dasjenige, was dein Bruder Bertoldus angefangen hat, zustande bringen wirst.“ Anfangs hielt er dieses für einen Irrtum. Doch als die Stimme zu zwei malen

wiederholt wurde, begab er sich auf die Reise und kam dahin, wo sein Bruder das Häuslein erbaut hatte. Kaum aber hatte er dasselbe angeschaut, so gereuete ihn sein Entschluß und er war willens zurückzukehren. Da redete ihn aber das Bild also an: „Menrice, wie bist du so bestürzt? Sei nur gutes Mutes, ich will mit Dir sein und mit allen, so diesen Ort hochachten." Da trat er näher zum Bilde und wurde nach andächtiger Betrachtung desselben mit einer solchen Freude erfüllt, daß er viel lieber armselig in diesem Hüttlein bleiben, als zu seiner reichen Präbende nach Lübeck zurückkehren wollte. Er hegte von nun an eine solche Hochachtung gegen das Bild, daß er dasselbe allerorten mit sich führte, es leistete ihm auf immer Hülfe in seinen Angelegenheiten. Als er sich einst nach Soest begab, um etwas zu sammeln, verschaffte es ihm bei dem Bürgermeister und anderen vornehmen Leuten so viel Gunst, daß sie ihm nicht allein allen Beistand zur Ausführung seines Unternehmens versprachen, sondern auch Kinder zur Unterweisung mitgaben, die er denn auch mit aller Treue unterrichtete.

Nach einigen Jahren verlegte er sein Häuschen mit dem Bilde, welches bisher am Fuße des Berges gestanden hatte, auf die Höhe desselben und erbaute neben demselben an dem Orte, wo die große Linde gestanden, eine Kapelle zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel. Er ließ auch den Leichnam seines Bruders Bertold, welcher bisher zu Scheda gestanden, dorthin bringen, und hatte einen großen Zulauf von Menschen.

Die benachbarten Geistlichen, besonders die von Scheda, suchten nun die errichtete Kapelle zu vernichten und den Erzbischof von Köln, Heinrich von Molenark (1225—1234) dahin zu bringen, dem Menricus in seinem Vorhaben Einhalt zu thun. Als aber der Erzbischof in Begleitung der Grafen Gottfried's II. von Arnsberg, Otto's von Altena, der Herren von Ardei und anderer Ritter sich an den Berg Haßlei begab, verrichtete Menricus sein Gebet, und es ließ sich eine helle Wolke vom Himmel herunter, in deren Mitte ein schönes, goldenes Kreuz von allen Anwesenden erblickt wurde. Diese Wolke zeigte durch ihre Ausbreitung an, wie viel Platz für das zu erbauende Kloster nöthig sei. Sogleich schenkten nun die Herren, die an diesem Orte zu gebieten hatten, dem Menricus nicht nur den bezeichneten Platz, sondern leisteten ihm auch zur Vollführung des

Werkes allen Beistand. Graf Otto von Altena ließ auf seine Kosten die Kirche bauen, und Kaiser Friedrich, sobald er von der Sache hörte, schenkte dem Menricus einen Brief über die immerwährende Freiheit des Klosters. Der Erzbischof aber schickte aus dem Kloster Hofen eine Äbtissin und zwölf Klosterjungfrauen des Cisterzienserordens.

Diese Frauen fanden im Anfange nichts als Kummer und mußten sogar Hunger leiden. Da stellte die Äbtissin dem Menricus ihre Not mit Thränen vor, der sie freundlich tröstete und zum Gebete verwies. Gleich nach vollendetem Gebet kam auch ein ganzer Wagen voll Lebensmittel von Soest, und später hatten sie über keinen Mangel mehr zu klagen.

Um dieselbe Zeit kaufte Menricus von einem Ritter aus dem nächsten Dorfe Fröndenberg den Zehnten für das Kloster für vierzig Mark, wofür die Stadt Soest die Bürgschaft übernahm. Als aber die Zahlungszeit herannahete, hatte Menricus noch kein Geld. Er begab sich daher mit seinem Marienbilde auf den Weg nach Soest, wo sich bei seiner Ankunft die verschlossenen Stadtthore durch die wunderbare Kraft des Bildes öffneten. Als er hier bei dem Bürgermeister Gotmar einkehrte, sah dessen Tochter die ganze Nacht einen hellen Schein um das Bild und neben demselben zwei Engel mit brennenden Lichtern. Als er nun folgenden Morgens das Bild andächtig gegrüßet und das Salve, sancta parens! vor ihm gesprochen und von ihm den Gegengruß: Salve, beate Menrice! empfangen hatte, begab er sich mit demselben in die Kapelle des heiligen Stephanus, um zu Ehren Mariens eine Messe zu halten. Als er nach derselben Gott und die Jungfrau gebeten, ihm in seiner Not zu helfen, siehe, da kamen schon die Gläubiger und forderten das Geld von ihm. Kaum hatte er diese um einige Stunden Aufschub gebeten, als in der Kirche des heiligen Patroklus eine Frau zu ihm trat, die ihn fragte, ob er von dem neu angelegten Kloster Fröndenberg komme. Menricus antwortete ihr: „Von einem neuangelegten Kloster komme ich, und weil du es Fröndenberg genannt hast, soll es auch so heißen!" Da sprach die Frau weiter: „Und eben dahin ziehe ich, weil künftig die, so diesen Ort fleißig besuchen, aus Feinden zu Freunden Gottes werden sollen!" Da streckte sie ihre Hand aus und überreichte dem Menricus das Geld, welches er zur Bezahlung des angekauften Zehnten nötig hatte, mit den Worten: „Wenn ich dich künftig darum ansprechen werde, wirst du dich nicht

weigern, es mir wieder zu geben.“ Damit ging sie fort. Aber Menricus erkannte, daß die heilige Jungfrau selbst ihm zu Hülfe gekommen war. So begünstigte die Gottesmutter das Kloster bis zum Tode des Menricus und blieb auch fortan seine helfende Patronin. Das Kloster wurde mit der Zeit ein ausschließlich adeliges Damenstift. In der Reformationszeit wurde ein Teil der Fräulein lutherisch, bald wieder ein Teil reformiert; alle blieben jedoch in einem Capitel vereinigt und hielten ihren Gottesdienst, jede der drei Confessionen zu bestimmten Stunden in derselben Kirche. Auch die Abtissinwürde wurde abwechselnd verliehen. Bei der Aufhebung des Stiftes blieb die Kirche den Katholischen und Evangelischen gemeinsam, und so ist es noch jetzt.

In dem Saale des katholischen Pfarrhauses der früheren Abtei sieht man das interessante Bildnis der vorletzten Abtissin, Marianne von Fürstenberg, gestorben 1788. Die letzte war ein Fräulein von Boenen.

Stiftung des Klosters Herdecke.

Viele behaupten zwar, der Name Herdecke komme von der altdeutschen Göttin Hertha her und bedeute soviel als Herth-Eke, d. h. Herthas-Eiche, Eiche, wo der Hertha geopfert worden. Allein wenn auch jene Göttin in dieser Gegend vorzüglich verehrt sein mag, so ist die Entstehung des Namens Herdecke doch anders und von der Stiftung des Klosters unzertrennlich, wie folgende Erzählung zeigen wird:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Italien eine junge, schöne und reiche Prinzessin, namens Fredoruna, eine Nichte des großen Kaisers Karolus. Diese liebte einen vornehmen und tapferen Ritter und wurde von ihm wieder geliebt; allein der Ritter starb im Kampfe gegen die Sarazenen. Da wurde der unglücklichen Prinzessin ihr Vaterland und die Welt verhaßt, und sie beschloß, gen Norden zu ziehen und ein Kloster zu bauen, in dem sie ihr Leben still und abgeschieden beschließen könne. Zu dem Ende verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen, ladete das Geld auf Maultiere und zog nun fort aus ihrer Heimat, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte, und wie es so still und heimlich darunter sei, so entschied sie, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maultiere zuerst und von selbst

sich unter einer Eiche lagern würden. Lange zog sie umher, und die Tiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmutigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen, herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freuden: Hier de Eke! d. h., hier ist die Eiche! und sie bauete allda ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde, und in dem sie lange, als erste Abtissin, ein frommes, gottseliges Leben führte.

Kloster Werden.

Als Bischof ging Liudger an die Ausführung eines Lieblingsgedankens, den er schon längst gehegt hatte, an die Gründung eines Klosters und als Ort für dasselbe wählte er nach langem Schwanken einen „in einem Walde am Ruhrstrome gelegenen Ort". Es war dort eine Höhe, welche durch dunkle Bäume und dichtes Gebüsch nach allen Seiten umgrenzt war. Dort schlugen seine Begleiter ihre Zelte auf und beschlossen, am folgenden Morgen die Bäume zu fällen und den Platz für die neuen Gebäude zu reinigen, wenn dies irgend möglich wäre. Doch schien ihre Absicht völlig unausführbar zu sein. Deshalb bemühten sich die Arbeiter, den frommen Mann von seinem Vorhaben abzubringen, und erklärten, es sei ganz unwahrscheinlich, daß dieser Ort je bewohnbar gemacht werden könne, da durch die dichten Bäume mit ihren ineinander geschlungenen Zweigen selbst der Himmel verhüllt werde. Aber Liudger erwiderte, was den Menschen unmöglich sei, das sei Gott möglich. So brach die Nacht herein, und als sie zur Abhaltung der Vigilien rechtzeitig aufgestanden waren, legten sie sich wiederum schlafen. Als nun Liudger glaubte, alle schliefen, erhob er sich schweigend, ging aus dem Zelte heraus und entfernte sich ein wenig, um zu beten. Aber einer seiner Zeltgenossen, namens Thiadbald, der noch wachte, folgte ihm eilig nach. Dies bemerkte Liudger, kehrte in das Zelt zurück, wartete, bis jener wieder eingeschlafen sei, und ging dann wieder hinaus. Thiadbald folgte ihm zum zweiten Male heimlich. Da befahl er ihm, sich auf sein Lager zurück zu begeben und nicht vor Tagesanbruch aufzustehen. Als er dann nach einiger Zeit meinte, niemand wache mehr, erhob er sich zum dritten Male, ging hinaus, stellte sich unter einen Baum und gab sich dem Gebete hin. Der erwähnte Geistliche wagte nicht, gegen sein ausdrückliches Gebot

ihm zu folgen, wollte aber durchaus ausforschen, was er beginne, und hob deshalb neben seinem Bett das Zeltleinen auf und sah ihn im Gebet begriffen, denn es war die Nacht, weil der Mond und die Sterne leuchteten, sehr klar. Nachdem Liudger lange gebetet hatte und sich von Gott erhört glaubte, suchte er sein Zelt wieder auf. Alsobald verschwand die Heiterkeit des Himmels, der Mond verdunkelte sich, die Sterne wurden mit Wolken überzogen, und es erhob sich der Wind von verschiedenen Seiten und ein wilder Sturm. Die alten Bäume stürzten rings umher zu Boden, und die Elemente selbst kämpften für den Herrn. Als man sich in der Morgendämmerung erhob, war der Wald an mehreren Stellen ausgerodet, und ein hinlänglich geräumiger Platz für die Erbauung des Klosters geschaffen. Die zerstreut umher liegenden Baumstämme boten eine hinreichende Holzmasse zu dem Bau. Nur einiges Strauchwerk und einige kleinere Bäume waren stehen geblieben, welche leicht abgehauen und ausgerottet werden konnten. Liudger forderte nun seine Leute auf, sich an das Werk zu machen, und fragte sie, ob sie noch glaubten, daß sie von diesem Orte aus den Himmel nicht erblicken würden.

Die Kapelle zu Drüggelte.

Etwa auf dem halben Wege zwischen Arnsberg und Soest liegt ein kleiner, aus drei Höfen bestehender Weiler, namens Drüggelte. In diesem befindet sich eine kleine, achteckige Kapelle von ungemein zierlicher Bauart, wie man sie an diesem Orte am wenigsten zu treffen erwartet. Das in eine kleine Kuppel endende Gewölbe wird von zwölf Säulen getragen, die von verschiedener Stärke sind. Am umfangreichsten sind die vier die Kuppel tragenden Säulen, von denen die zwei nach Nord und Süd stehenden wieder die andern übertreffen, die jene vier umstehenden acht Säulen sind sehr dünn und zierlich. Nur an einigen Säulencapitälen finden sich Sculpturen, unter ihnen an einem drei Köpfe, an einem andern vier Rosetten. Nach der Sage ist diese Kapelle ehemals ein heidnischer Tempel gewesen. Die Leute in Drüggelte erzählen auch, daß die Sonne durch eine der äußerst schmalen Lichtöffnungen am Johannistage gerade beim Aufgange ihre ersten Strahlen werfe.

Sagen

aus dem

Münsterschen.

I. Volkssagen.

1. Hünen, Riesen.

Das hockende Weib.

Als die Grafschaft Tecklenburg noch von Hünen bewohnt wurde, brach die große cimbrische Flut herein. In der Gegend von Ibbenbüren lebte ein armes Weib, dessen einziger Reichtum zwei wohlgeratene Kinder waren. Wie sie nun eines Tages sitzt und spinnt, da kommt der älteste Bube in die Hütte gesprungen und schreit: „Das Wasser, das Wasser!“ Sie schaut erschrocken hinaus und sieht, wie die Flut sich heranwälzt, bis an die Schwelle schon rauschend; da nimmt sie ihre beiden Kinder auf den Rücken und keucht der nächsten Höhe zu — die Wogen brausen ihr nach, sie netzen ihren Fuß — schon den Saum ihres Kleides — da sinkt sie in die Kniee und, einen flehenden Blick zum Himmel werfend, bittet sie um ihrer Kinder Leben. Der Himmel erhört sie und verwandelt sie in den Felsen, auf dessen Rücken die Kinder sicher sind, bis die Flut verlaufen ist. Dieser Felsen, unter dem Namen „das hockende Weib“ bekannt, bildet den höchsten Felsen der Dörenther Klippen bei Ibbenbüren.

Die Hünengräber auf dem Halerfelde und Rodenberge.

Auf dem Halerfelde und dem Rodenberge liegen mächtige Hünengräber. Gewaltige Granitblöcke stehen doppelt gereiht neben einander, und auf ihnen lasten große Decksteine. Kreissteine umgeben sie. Das Volk nennt sie „Slopsteine“ und erzählt von ihnen, daß ein Heidenkönig in einem goldenen Haushalt (Sarg) darunter ruhe. Nachts erglühen sie und stehen, wie riesige

Geisterlampen, dem aufstehenden Könige sein nächtlich Schaffen auf der dunklen Heide zu beleuchten. Ein Zauber machte es früher unmöglich, sie zu zählen. Ähnliches wird uns erzählt von den Hünensteinen bei Borken. Als jemand den Bauern, welche behaupteten, daß die Steine sich nicht zählen ließen, sie einzeln vorzuzählen anfing, stürzte plötzlich ein so gewaltiger Platzregen vom Himmel, daß der Ungläubige fortlaufen mußte.

Die Hünen bei Haltern.

Vor Zeiten haben hier zu Lande die Hünen gewohnt, ungeheure Leute mit gewaltiger Kraft. Von denen ist einmal einer zu einer Bäuerin gekommen, die gerade beim Backen am Ofen gestanden, da hat er die großen, zwanzig bis dreißig Pfund schweren Brote, welche sie eben herausgezogen hat, genommen, in den Mund gesteckt und hinuntergeschluckt, als wären es Erbsen. Die Bäuerin hat gejammert und geklagt, aber der Hüne hat gesagt, was sie doch jammere, die kleinen Krümelchen wären doch soviel Klagens nicht wert.

Wenn die Hünen gedroschen haben, was sie ebenfalls verstanden, so ist der Stiel ihres Flegels so groß gewesen, wie jetzt der größte „Wiesebaum" (Heubaum), und als Flegel hat ein halber Eichbaum daran gesessen.

Ein Hüne hat sich einmal hinter „das Heck"*) gesetzt und sein „Behoves"**) gemacht. Nicht lange darauf ist der Knecht des Bauern gekommen und hat Mist auf den Acker bringen wollen, weil er aber zu kurz um die Ecke biegt, sieht er den ungeheuren Haufen nicht und fährt sich in demselben so fest, daß das halbe Dorf hat kommen müssen, um ihn wieder los zu machen.

Eine Hünentochter hat einmal einen Bauern samt Pflug und Ochsen in die „Schlippe" (Schürze) gethan und zu ihrem Vater gebracht. Der hat ihr aber gesagt, sie solle alles wieder hinsetzen, wo sie's hergeholt, „denn es sind Erdwürmchen, die uns vertreiben werden".

Von welcher Körpergröße die Hünen gewesen sind, kann man

---

*) Die Pforte vor der Einfahrtsthür.
**) Stuhlgang.

noch an den Hünenrippen, die zu Vehlen und in der Kirche zu Haus Ostendorf hangen, sehen.

Der Riese auf dem Tippelsberge.

Auf dem Tippelsberge soll ehemals ein Riese gewohnt haben, welcher mit dem auf dem Stimmelsberge bei Haltern in Gemeinschaft einen Backtrog hatte. Einmal hat der sich früh morgens gekratzt, da hat der andere gemeint, er schrappe am Backtroge und ist herbeigekommen.

---

2. Erdmännchen.

Der Grinken-Schmied*).

Drei Stunden von der Stadt Münster liegt der Detterberg, auf dem wohnte vor Zeiten ein wilder Mann, den hießen die Leute Grinken-Schmied. Er wohnte in einem tiefen Erdloche, das ganz mit Gras und Sträuchern überwachsen war, und wer es nicht kannte, es auch nicht auffinden konnte. In dem Loche hatte er seine Schmiede und arbeitete treffliche und seltene Sachen, die waren von ewiger Dauer, und seine Schlösser vermochte niemand ohne seinen eigenen Schlüssel zu öffnen. An der Kirchenthüre zu Nienberge soll auch ein Schloß von ihm sein, das hatte die Eigenschaft, daß es die Diebe, die es erbrechen wollten, gleich festhielt. Wenn in der Nachbarschaft eine Hochzeit war, so kamen die Bauern zum Grinken-Schmied und liehen von ihm einen Bratspieß, dafür mußten sie ihm dann einen Braten geben. Da kam einstmals auch ein Bauer vor das Loch und rief: „Grinken-Schmied! Giff mi 'n Spitt (Spieß)!" Der Grinken-Schmied rief dagegen, weil er dem Bauer nicht trauen mochte: „Kriegst kinen Spitt, giff mi erst 'nen Braden." — „Kriegst kinen Braden, beholt dinen Spitt!" rief der Bauer wieder hinunter. Darüber wurde der Schmied gar zornig in seinem Loche und schrie dem Bauer nach: „Wahr di, dat ick mi kinen Braden nieeme." Der

---

*) Grinken ist vielleicht abzuleiten vom plattd. grinen, das Gesicht verziehen beim Lachen oder Weinen, grinsen.

Bauer ging ganz ruhig nach Hause, als er aber in die Nähe desselben kam, scholl ihm großes Wehklagen entgegen; sein bestes Pferd lag tot im Stalle, und eins seiner Hinterbeine war samt dem Schenkel ausgelöst, als hätte es ein Schlachter kunstgerecht gemacht, und war verschwunden. Das war Grinken-Schmieds Braten.

Eine andere Lesart ist folgende: Als die Hochzeit vorüber ist, schickt der Bauer seinen Knecht mit Spieß und Braten zurück zum Grinken-Schmied. Der Knecht aber frißt den Braten unterwegs auf, und als nun Grinken-Schmied sagt: „Dat is min Spitt, awer wo is min Braden?", antwortet der Knecht frisch weg: „Da wett ick nix van." Da ist der Grinken-Schmied zornig geworden und hat gerufen: „Wahr di, ick sall minen Braden woll kriegen." Dann erfolgt wie oben die Schlußerzählung von dem Braten, den Grinken-Schmied sich holt. An einer dritten Stelle ist es der Bauer selbst, der sich an dem Braten, dem Lohne Grinken-Schmieds, vergreift. Das Übrige wird, wie oben angegeben, erzählt.

Als Grinken-Schmied gestorben war, hat er in den Himmel gewollt, Sanct Petrus aber hat ihn nicht hereinlassen wollen. Da hat er ihn gebeten, er möchte doch die Thür ein klein wenig öffnen, daß er nur eben hindurchsehen könne. Das hat Sanct Petrus gethan. Aber Grinken-Schmied hat sogleich sein Schurzfell durch die Spalte in den Himmel geworfen und hat dann gebeten, daß er es sich wiederholen dürfe. Kaum in den Himmel gelangt, hat er sich rasch auf sein Schurzfell gesetzt und gesagt: „Nu sitt ick uppet mine," und da hat ihn Sanct Petrus darin lassen müssen.

Grinken-Schmieds Knecht.

Schulte Dale in Nienberge*) ist schon in alter Zeit einer der reichsten Bauern der ganzen Gegend gewesen. Diesem sind viele umliegende Höfe pflichtig gewesen, während der Ernte einen Knecht zum Mähen zu schicken. Schulte Dale hat aber nun zu einer Zeit einen gewaltig starken Baumeister (Großknecht) gehabt, dem, sobald es ans Mähen gegangen ist, die übrigen nicht haben folgen können, weshalb sie ihm stets, bevor die Mahd begann, einen „Sachtschilling"

*) Der Hof des Schulten zu Dale ist der Mittelpunkt der Grinken-Schmieds-Sagen.

gaben, damit er langsamer voranginge. Nun hat zu derselben Zeit Grinken-Schmied, der auch dem Schulte Dale dienstpflichtig war, gerade einen Knecht gehabt, der gleichfalls sehr kräftig war. Als dieser zur Mahd gehen sollte, bittet er Grinken-Schmied um die Erlaubnis, sich dazu eine neue Sense machen zu dürfen. Als er die Erlaubnis erhalten, fertigte er eine solche und ging damit zur Mahd. Nun kam auch zu ihm der Baumeister, um seinen Schilling zu holen. Aber der Knecht äußerte, er habe das nicht nötig, er wolle schon gleichen Strich halten. Nun ging's an die Arbeit; Schulte Dale's Baumeister vorauf, dahinter Grinken-Schmieds Knecht. Wie gewaltig auch jener vorgeht, dieser ist immer dicht hinter ihm, und wenn sich der Baumeister hinstellt, seinen Har (Wetzstein) hervorholt, um die Sense zu schärfen, sieht sich Grinken-Schmied's Knecht lustig um, als habe er das nicht vonnöten, und flötet sich ein Stückchen. So geht's fort bis zur „Imbtît" (Frühstück). Nachdem sie vorüber ist, beginnt der Kampf von neuem und währt bis zum Mittag, der Knecht folgt dem Baumeister immer auf dem Fuße und haut ihm mit seiner Sense fast in die Beine. Endlich, als sie Mittag machen, geht der Baumeister seitab in einen Busch, um, wie alle meinen, ein wenig auszuschlafen, doch dauert's lange Zeit, und er kommt nicht wieder. Endlich gehen sie ihm nach und finden ihn tot unter dem Busche liegen.

Erdmännchen zu Havixbeck.

Auf Iſker's Erbe in der Bauerschaft Havixbeck haben sich in alter Zeit Erdmännchen aufgehalten, sich abends an den Herd gesetzt und sich gewärmt, in der Nacht aber haben sie alle Arbeit, die zum folgenden Tage vorbereitet war, fertig gemacht. Zuletzt jedoch hat der Bauer sie nicht mehr haben mögen, allein er hat nicht gewußt, wie er es anfangen solle, sie los zu werden. Da hat ihm endlich einer gesagt, er solle eine Anzahl Eichendöppe (Eichennäpfe) an den Herd setzen und darin brauen. Das hat er gethan. Als nun die Erdmännchen gekommen sind und das gesehen haben, hat eins von ihnen gerufen: „Ich bin doch nun so alt, daß ich dreimal hab den Duesberger Wald abhauen, dreimal abbrennen sehen, aber solches Brauen hab ich noch nie geschaut." Seitdem sind die Erdmännchen von Iſker's Hofe verschwunden.

Erdmännchen zu Heiden.

Die Erdmännchen haben sich vor Zeiten auch hier aufgehalten und zwar sind sie so klein gewesen, daß in einem Backofen von acht Scheffeln ihrer sieben haben dreschen können, ohne sich die Hirnschädel einzuschlagen.

Eine Frau, bei der sie lange gewohnt haben, hat sie zuletzt gern los sein wollen, darum ist sie hingegangen und hat ihnen Essen in einem Eichennapfe auf das Feuer gesetzt. Darauf sind die Erdmännchen verschwunden und nicht wiedergekehrt.

---

3. Hochjäger, Wilder Jäger, Hoden-(Woden-)Jäger.

Der Hochjäger.

In alten Zeiten stand mitten im Walde in der Dawert*) eine mächtige Burg, die Veste Davensberg, von welcher man gegenwärtig noch die Trümmer sieht. Auf dieser Burg lebte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, welcher weit umher im Lande gefürchtet wurde, weil er ein rauher, grausamer Mann war, der es mit seinen Unterthanen gar arg trieb. Überdies sagte man von ihm, er stehe mit dem Teufel im Bunde, und keiner könne ihm was anhaben. Die Jagd war seine Hauptbeschäftigung. Tagelang trieb er sich mit seinem Jäger in den wilden Wäldern umher und seine Bauern, welche ihm helfen mußten, das Wild aufzutreiben, behandelte er, als ob sie seine Hunde wären.

Einstmals fiel es ihm an einem Ostersonntage ein, mit seinem Genossen auf die Jagd zu gehen und das Wild zu hetzen, und als man ihn warnte, den hohen Festtag nicht zu entheiligen, antwortete er: „Ich will nie in das Himmelreich kommen, wenn ich nicht heute einen Hirsch erlege!“ Allein sein Frevel blieb nicht unbestraft. Er konnte seinen Schwur nicht lösen, und wurde seit dem Tage mit seinem Gesellen in die Dawert gebannt. Sobald der Tag sich neigt, beginnt sein wildes Treiben und Jagen: Hundegebell und ein furcht-

*) Die Dawert ist ein großer Wald- und Heidedistrikt nahe bei Münster. Siehe später.

bares Halloh-Rufen verkündet sein Jagen hoch durch die Lüfte, und wie das Volk sagt, wird er nicht eher Ruhe finden, bis er den Hirsch erjagt hat, worauf er seine Seligkeit verwettete.

In der Umgegend nennt ihn das Volk allgemein den Hochjäger. Einige behaupten auch, daß er zuweilen mit dem Teufel in einer Kutsche spazieren fahre und Karten spiele.

Der wilde Jäger und der Schneider.

Ein Münsterscher Schneider saß einmal auf seinem Tische am Fenster und arbeitete, da fuhr der wilde Jäger mit seinen Hunden über das Haus hin, und es war ein Lärmen und ein Bellen, als wenn die Welt verginge. Man sagt sonst den Schneidern nach, sie seien furchtsam, aber dieser war es nicht, denn er spottete des wilden Jägers und schrie: „Huhu, huhu, klifklaff, klifklaff!" und hetzte die Hunde noch mehr an; da kam aber ein Pferdefuß durchs Fenster hineingefahren und schlug den Schneider vom Tische herab, daß er wie tot niederfiel. Als er wieder zur Besinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

„Wust du met mi jagen,
Dann sast du auk met gnagen!"*)

Der Schneider wird gewiß nie wieder den wilden Jäger geneckt haben.

Der Hodenjäger.

In der Gegend von Tilbeck bei Münster erzählt man, der Hodenjäger (Wode) habe einmal am heiligen Ostertage gejagt und sei darum verdammt worden, ewig zu jagen. So jagt er denn nun nachts durch die Luft, und in der Daruper Feldmark liegt noch ein großer Kieserling, in welchen die Spuren eines Menschenfußes, eine Hundeklaue und ein Flintenkolben deutlich eingedrückt sind. Von diesem Steine aus soll er in die Luft gefahren sein.

Jäger Goï.

Der Jäger Goï ist ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, daß er selbst an hohen Festtagen nicht gerastet hat, und als er einmal am stillen Freitag auf der Jagd gewesen und nichts hat erjagen können, da soll er ausgerufen haben, er müsse heute noch ein Wild-

*) Nagen, abnagen.

pret erlegen und sollte es ein Hirsch mit einem Kruzifixe sein. Da ist ihm sein verwegener Wunsch sogleich erfüllt, und ein schöner Hirsch mit mächtigem Geweihe, und zwischen demselben ein Crucifix, hat vor ihm gestanden. Aber auch das hat ihn nicht wankend gemacht, er hat losgedrückt, und das Tier ist zusammengesunken. Als er aber das Blut aus der Wunde ausströmen sieht, da ist die Reue über ihn gekommen, und er hat es mit der Hand zurückhalten wollen. Aber nun ist es zu spät gewesen, und somit ist er verdammt, ewig zu jagen.

Zum Andenken an diese ruchlose That hat man ihn, wie er das Blut mit der Hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet, und dies Bild vor der Stadt Recklinghausen aufgestellt.

Der Jäger de Jon.

Südlich von Heiden liegt das Haus Engelrading, und unweit davon eine Stelle, welche man „de ole Borg" heißt. Hier hat vor Zeiten ein Schloß gestanden, von welchem man noch den Graben und in der Mitte einen kleinen Boll (Erdwall) sehen kann. Hier hat in alter Zeit der Jäger de Jon gewohnt, der die Jagd so leidenschaftlich liebte, daß er meist sogar am heiligen Ostertage auf die Jagd ging. Alsbald erschien auch ein Hase, welchen er schoß, aber nicht lange darauf kam ein zweiter, den er nicht mehr schießen konnte, weil er nicht mehr Ladung genug hatte. Da ging er nach Hause und holte frische, allein als er wiederkam, war der Hase fort. Da sagte er, er müsse ihn noch haben und sollte er ewig jagen müssen. Kaum hatte er dieses gesprochen, da fuhr er mit seinen Hunden in die Luft und seitdem jagt er ewig.

Der fremde Jäger.

Es trug sich zu, daß in einem großen Walde der Förster, welcher die Aufsicht darüber führte, erschossen wurde. Der Edelmann, dem der Wald gehörte, gab einem andern den Dienst, aber dem widerfuhr ein Gleiches und noch einigen, die aufeinander folgten, bis sich niemand mehr fand, der den gefährlichen Wald übernehmen wollte, und dieser einige Jahre ganz ohne Aufsicht blieb. Mit diesen rätselhaften Ermordungen trug es sich so zu. Sobald nämlich der neue Förster in den Wald trat, hörte man in weiter Ferne

einen Schuß fallen, und gleich darauf streckte eine mitten auf die Stirn treffende Kugel ihn nieder; es war aber keine Spur ausfindig zu machen, woher und von wem die Kugel kam. Gleichwohl meldete sich zuletzt ein fremder Jäger wieder um den Dienst. Der Edelmann verbarg ihm nicht, was geschehen war, und setzte ausdrücklich hinzu, so lieb es ihm wäre, den Wald wieder unter Aufsicht zu wissen, könne er ihm dennoch nicht zu dem gefährlichen Amte raten. Der Weidmann antwortete aber zuversichtlich, er wolle es darauf wagen, er fürchte sich nicht vor dem unsichtbaren Scharfschützen, er verstehe sich auch auf Jägerstücklein und habe für denjenigen, der ihm ans Leben wolle, auch eine Kugel im Rohre stecken, und übernahm also die Stelle und den Wald. Am andern Morgen versammelte der Edelmann mehrere Jagdgenossen, die mit ihm den neuen Jäger in den Wald begleiten sollten. Aber kaum hatten sie den Wald betreten, so knallte in der Ferne ein Schuß. Aber in diesem Augenblicke warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, und, wie dieser niederfiel und aufgehoben ward, sahe man, daß er von einer Kugel gerade da durchbohrt war, wo er auf der Stirne des Jägers aufsaß. — „Jetzt komme ich, spricht der Hanswurst!“ sagte der Jäger, nahm seine Büchse von der Achsel und rief: „Dem Gruß ein Gegengruß!“ und schoß. Alle verwunderten sich auf das höchste und folgten dann auf dessen Einladung dem Jäger in den Wald. Nach langem Suchen zeigte sich am Ende desselben eine Mühle, aus welcher Klagegeschrei erscholl. Als sie näher hinzutraten, fanden sie darin den Müller tot — eine Büchsenkugel war ihm mitten durch die Stirne gegangen; er war der jagdzauberkundige Schütze gewesen, der jeden Förster aus der Ferne mit Freikugeln traf, um allein im Walde des Wildstandes Herr zu sein.

Der fremde Jäger blieb noch einige Zeit im Dienste des Edelmanns. Doch weil er das Wild festbannen konnte, daß es stehen bleiben mußte, Feldhühner nach seiner Tasche fliegen ließ, so viel er deren bedurfte, und in unglaublichen Entfernungen stets und sicher traf, so bekam sein Herr eine Art Grauen vor ihm und entließ ihn bei einem schicklichen Vorwande aus seinen Diensten.

---

4. Teufel, Spukgeister.

Das Hufeisen auf dem Überwasserskirchhofe.

Als die Liebfrauenkirche in Münster gebaut wurde, sah der Teufel mit großem Verdrusse diesem herrlichen Bau zu und sann auf allerlei Mittel, das gottgefällige Werk zu hintertreiben. Endlich beschloß er, durch List die Sinne des Baumeisters zu bethören, schminkte sich, flocht sein Haar in Zöpfe und kam mit schönen Frauenkleidern angethan, mit seidenen Handschuhen und köstlichen Edelsteinen ausgeziert auf den Bauplatz. Allein der Baumeister ließ sich nicht irre machen; auf seinen Maßstab gestützt, hörte er unbewegt die Reden der schönen Frau an und wies selbst Geld und Edelsteine, welche sie ihm bot, mit Verachtung zurück. Da ergrimmte der Teufel, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und verschwand. Sein Pferdefuß aber hatte sich in den Stein, auf welchen er trat, abgedrückt, so daß die Spur des Hufeisens noch heutigen Tages auf dem Überwasserskirchhofe sichtbar ist.

Der Teufel in der Dawert.

Daß außer den vielen Gespenstern und Koboldеn auch der Teufel in der Dawert sein Wesen treibt, kann uns weiter nicht auffallen. Er läßt sich in allerhand Gestalten sehen und erscheint besonders in der Abenddämmerung als ein starker, stämmiger Kerl, welcher mit großen Schritten und mit in einander geschlagenen Armen unter den alten Eichbäumen umhergeht. Zuweilen findet man ihn auch, wie er ganz ruhig auf einem Schlagbaume sitzt. Er thut indessen niemandem etwas zu Leide und soll sogar schon mit mehreren Bauern geplaudert haben. Wer ihm aber zu Leibe geht, kommt schlecht weg. Es ist schon mehrmals begegnet, daß Bauern, die mit Knüppeln auf ihn losgehen wollten, stundenweit durch die Luft fortgeschleudert wurden und Arme und Beine zerbrachen, so daß sie ihr Lebelang Krüppel blieben.

Die Steine in der Dawert.

In der Gegend der Dawert und ebenso auf dem Wege von Münster nach dem Sauerlande findet man einzelne große

Steine. Über die Art und Weise, wie diese ungeheuren Felsstücke in die hiesige Gegend gekommen sind, geht folgende Sage:

Als der Teufel mit einem großen Sack voll Steine des Weges durch die Dawert kam, schrammte er mit dem Sack an einem auf der Erde liegenden Felsen vorbei, so daß der Sack ein Loch bekam. Ohne daß es der Teufel bemerkte, verlor er nun nach und nach einige Steine, die sich durch das entstandene Loch durchdrängten und noch an derselben Stelle liegen, wo sie ihm entfielen. Als er nun an die Grenze des Sauerlandes kam, wurde das Loch immer größer, bis endlich in der Nähe des Klusensteins der ganze Sack geborsten, und so das sogenannte Felsenmeer entstanden ist.

Der vergrabene Schatz.

Vor vielen Jahren kam einmal spät abends zu einem Bauer in der Nähe von Drensteinfurt im Münsterlande ein Handwerksbursch und bat um ein Nachtlager. Der Bauer verweigerte es ihm, der Bursche schlich sich aber heimlich in einen Strohschuppen und legte sich auf die „Hille“ *). Gegen Mitternacht hörte er ein Geräusch und bemerkte zugleich den Bauer, der sich beim Schein einer Laterne in die Nähe des Kuhstalls begab und dort zu graben begann. Als er das Loch mehrere Fuß tief gemacht hatte, senkte er einen Kasten hinein, über welchen er den Bann sprach, daß er nur, wenn zwölf Söhne einer Mutter an dem Platze versammelt wären, solle gehoben werden können. Nun wußte der Bursche recht gut, daß der Schatz nur auf diese Weise gehoben werden könne, denn bei jedem Versuche würde er nur viele Klafter tiefer in die Erde versinken. Er entfernte sich daher stillschweigend und ungesehen. Erst nach zwölf Jahren kam er zurück in dieselbe Gegend, und die Neugierde trieb ihn, wieder in dem Hause des Bauern einzukehren. Hier fand er den Bauer verstorben, die Familie verarmt, die Tochter aber mit einem jungen Manne verheiratet. Sie erzählten dem Handwerksburschen, wie sie nach dem Tode des Alten nichts als Unglück gehabt hätten; das Vieh sei ihnen gefallen, und hätten sie anderes angeschafft, so sei diesem in wenigen Tagen der Hals umgedreht gewesen. So seien sie immer mehr zurückgekommen und zuletzt ganz verarmt.

---

*) Hille ist in den westfälischen Bauernhäusern der Raum über den Kuhställen.

Der Handwerksbursch wußte nun recht wohl den eigentlichen Grund des Mißgeschicks; denn wer Geld vergräbt, kann nicht zur Gnade gelangen, sondern muß als Poltergeist bei dem Schatze spuken, so lange bis er gehoben ist. Er sagte aber davon nichts, sondern erbot sich nur, ihnen wieder aufzuhelfen; nur müßten sie thun, was er verlange. Er gab nun der Frau etwas Geld, daß sie dafür eine Glucke mit vielen Küchlein kaufe. Sie that es, und es waren sechs Hähne darunter. Nun wurde die Henne gut gefüttert; sie brütete zum zweitenmale, und man erhielt wieder sechs Hähne. Diese zwölf Hähnchen that der Handwerksbursche in einen Korb und ging nun mit demselben in Begleitung des Ehepaars nachts zwischen elf und zwölf Uhr zu der Stelle, wo der Schatz begraben war. Hier wurden die Hähne niedergesetzt, und kaum war es geschehen, so wurden sie sämtlich entsetzlich zerzaust und in Stücke zerrissen, so daß die Federn in der Luft umherflogen. Darauf gab der Handwerksbursche den Befehl, einen großen Stein wegzuheben. Unter diesem befand sich ein Brett, und als dieses entfernt wurde, sah der Handwerksbursche das Geld in einem Kessel blinken; die andern erblickten aber nichts. Darauf steckte er einen Hebebaum durch die Henkel des Kessels, die beiden Eheleute mußten heben und sahen zu ihrem Erstaunen, daß sie einen Kessel heraufbrachten. Der Handwerksbursche erklärte ihnen nun den ganzen Zusammenhang und sagte, jetzt sei der Verstorbene zur Gnade gelangt, da der Teufel seinen Mut an den zwölf Hähnen gekühlt habe. Das Ehepaar bedachte den Burschen mit einer reichlichen Gabe, und dieser ging wohlgemut von dannen.

Vergrabener Schatz.

Einer der früheren Besitzer des Hauses Ostendorf bei Haltern an der Lippe hat in dem Graben, welcher um das Schloß gezogen ist, einen Schatz versenkt, der bis jetzt noch nicht gehoben ist. Man kann noch die verfallene Kellerthür sehen, die in das Gewölbe hinabführt, und es wird erzählt, unten sitze der Teufel und bewache den Schatz. Ein Schmied von der beim Schlosse gelegenen Freiheit ist einmal hinabgestiegen, aber als er bereits durch zwei eiserne Thüren hindurch gewesen, hat er sich bedacht und ist umgekehrt. Als er nun durch die letzte zurückgeht, da wird sie plötzlich dicht hinter

ihm zugeworfen. Davon hat der Schmied einen solchen Schrecken bekommen, daß er bereits nach wenigen Tagen gestorben ist.

Grenzstein=Verrückung.

Bei Orte hört man oft in der Dämmerung einen rufen: „Wo shall ick en laten, wo shall ick en laten?“ Das ist der Geist eines Bauern, der bei seinem Leben die Grenzsteine herausgerückt hat. Er muß so lange umgehen, bis einer ihm antwortet: „Wo du'n kregen häst!“

Timphot.

In alten Zeiten, als die Nonnen noch in dem Tilgen= oder St. Aegidien=Kloster waren, da wohnte auf der Aegidien=Straße ein fürstlicher Amtmann, der war ein großer, hoffärtiger Mann, er fuhr mit Kutschen und Pferden herum, dabei hatte er einen grünseidenen Rock an, eine lange, weiße Perrücke auf dem Kopfe und einen solchen großen „Timpenhut“ (Dreimaster) auf, daß ihn die Leute immer den Amtmann Timphot nannten. Auf Scholastika's Tag, der auf den 10. Februar fällt, war immer ein großes Fest im Sanct Aegidien=Kloster, und die Glockenläuter läuteten den Tag vorher und den ganzen Festtag hindurch, daß ein jeder Christ seine Freude daran hatte. Dem Amtmann aber war dieses nicht nach seinem Sinne und er ließ den Nonnen zum öfteren sagen, sie sollten das unvernünftige Läuten einstellen, er könne seine Arbeit nicht dabei verrichten. Die Nonnen kehrten sich aber begreiflicherweise nicht daran, sondern läuteten lustig weiter. Es war nun grade wieder auf Schlolastika's Tag, als der Amtmann in seiner prächtigen Kutsche, den grünseidenen Rock an, die weiße Perrücke und den Timpenhut auf dem Kopfe, über die Aegidien=Straße grade an der Kirche vorbeifuhr, als die Glocken so recht im Gange waren. Da sah er nach dem Turme herauf und rief:

Scholastika, Scholastika,
Ick wull, dat di de Düwel hal!“

Er hatte das kaum gesagt, da kamen sogleich zwei feurige Teufel durch die Luft gesaust, und Wagen und Pferde mitsamt dem Amtmann Timphot sanken in die Erde. Da hat er nun seitdem

immer herumgewühlt und öfters getobt, daß man es nicht bloß auf der Aegidien-Straße, sondern über die ganze Rotenburg hören konnte. Endlich hat er es mit seinem Wühlen so weit gebracht, daß im Jahre 1821 die Aegidien-Kirche mit dem Turme eingestürzt ist. Seitdem ist er aus der Erde befreit und spukt nun auf den Straßen herum. Er geht über die Aegidien-Straße, über die „lütke Stiege", die Königsstraße herunter; über die Rotenburg darf er aber nicht weiter kommen, als bis an die kleinen Bogen, wenigstens kehrt er, wenn er so weit gekommen ist, immer wieder um. Verschiedene Personen haben ihn gesehen, wie er mit seinem Timpenhute und seiner weißen Perrücke vorbeistrich. Er setzt aber nicht die Füße auf die Erde wie ein anderer Mensch, nein, er geht vielmehr stets ungefähr eine Elle über der Erde durch die Luft. Die Leute wollen behaupten, dieses komme daher, daß die Teufel, weil er immer in der Kutsche gefahren und nicht habe zu Fuße gehen wollen, es nun auch nicht zugeben, daß er die Erde betrete.

Der Rentmeister Schenkewald.

In früheren Zeiten lebte auf dem Schlosse Nordkirchen, welches um 1700 von dem Fürstbischofe Friedrich Christian von Plettenberg auf das prachtvollste erbaut wurde, ein Rentmeister, mit Namen Schenkewald, welcher die armen, ihm untergebenen Bauern sehr unbarmherzig behandelte. Wenn ihm einer das Pachtgeld oder die schuldigen Zinse nicht auf den Tag bezahlte, so fiel er ihn mit harten Worten an, ließ sich aber heimlich für seine Nachsicht Geld und Hühner bringen. Es kam aber auch wohl vor, daß er die armen Säumigen durch das Gericht auspfänden, ja von Haus und Hof jagen ließ. Schon eine Menge Bauern war durch sein Habsucht und Unbarmherzigkeit arm geworden, als er endlich an einer plötzlichen Krankheit starb. Das war ein Jubel unter den Bauern, als Schenkewald tot war; nur die vornehmen Leute gingen mit seiner Leiche, aber tausend Flüche der Armen folgten ihm in sein Grab. Allein kaum war er begraben worden, als man im Schlosse zu Nordkirchen bemerkte, daß Schenkewald spuken gehe. Nachts hörte man ihn die Treppen auf- und ablaufen und schrecklich heulen; andere sahen ihn an einem Tische sitzend Geld zählen, und, wenn sie näher kamen, war er plötzlich verschwunden. Die Einwohner des Schlosses

Nordkirchen waren dieser Spukereien zuletzt so müde, daß sie mehrere Messen lesen ließen und Gott baten, den Geist aus dem Schlosse zu verbannen. Als dieses geschehen war, hörte man in einer finsteren, stürmischen Nacht den Schenkewald ärger, als jemals, umherpoltern. Plötzlich wurde die Hausklingel gewaltig gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus, und siehe, es hielt eine Kutsche mit vier kohlschwarzen Pferden vor der Thüre. Darin saßen zwei Kapuziner, welche ausstiegen, mit ruhigen Schritten stillschweigend in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald, welchen sie in ihrer Mitte führten, wieder herauskamen. Alle drei stiegen in den Wagen, Schenkewald saß zwischen den Kapuzinern, eine Peitsche knallte, und mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen von dannen und verfolgte den Weg nach der Dawert. Seit Schenkewald in dieser Art abgeholt war, wurde auf dem Schlosse Nordkirchen alles still; in der Dawert aber fährt er bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen Tag und Nacht umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren sehen und beschreiben bis auf den kleinsten Umstand, wie er aussieht. Auch ist es schon mehreren begegnet, daß sie den Wagen für eine herrschaftliche Kutsche hielten und sich hinten aufsetzen wollten. Kaum hatten sie ihn aber berührt, so flog der Wagen mit den Pferden hoch durch die Lüfte davon.

Jungfer Eli.

Vor hundert und mehr Jahren lebte in dem Stifte Freckenhorst eine Abtissin, eine sehr fromme Frau, bei dieser diente eine Haushälterin, Jungfer Eli genannt, die war böse, geizig und gottlos. Arme jagte sie mit der Geißel aus der Pforte des Stiftes; die Klingel an der Thür band sie fest, daß kein Bettler läuten konnte; Knechte und Mägde schalt und plagte sie, ließ es auch bei letzteren nicht an Püffen und Ohrfeigen fehlen. Jungfer Eli trug ein grünes Hütchen mit weißen Federn darauf, so sah man sie häufig im Garten gehen oder sitzen. Eines Tages kam eine Klostermagd eilend zum Pfarrer, er möge gleich ins Kloster kommen, Jungfer Eli wolle sterben. Der Pfarrer eilte, sein Weg führte ihn durch den Garten, und da saß Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf einem Apfelbaum. Wie aber der Pfarrer dennoch in das Haus trat, führte ihn die hochwürdigste Frau Abtissin an das Bett der

Kranken, und da lag die Jungfer Eli doch wieder darin und schalt und belferte: „Die Thörin hat gesagt, ich wolle sterben, es ist nicht wahr, ich will nicht sterben, ich sterbe nicht, ich halt's nicht aus! Geht zum Kuckuck!" und damit drehte sie sich um nach der Wand, ohne sich weiter um den Pfarrer zu kümmern. Endlich aber mußte Jungfer Eli doch sterben, sie mochte wollen oder nicht. Wie sie starb, zersprang eine Glocke der Abtei, und bald fing sie an durch Treppen und Gänge derselben, durch Küche und Stall zu spuken. Mit Saus und Braus fuhr sie oft wie ein Wirbelwind im ganzen Abteigebäude herum, ja selbst im Stiftswalde haben die Holzknechte sie von einem Aste zum andern fliegen sehen. Bisweilen trug sie, wie sie sonst gethan, eine schöne Torte nach dem Zimmer der Abtissin, zeigte sie den Mägden und bot sie ihnen an und sagte: „Tort, Tort?!" Wenn nun jene die Torte nicht annahmen, weil sie sich entsetzten, schlug Jungfer Eli ein Gelächter auf, daß die Kannen klirrten, und warf ihnen die Torte vor die Füße, und da war sie insgemein ein runder Kuhfladen. Auch fuhr sie zwischen den Mägden, wenn diese in der Küche saßen und Vietsbohnen schnitten, mit Gebraus umher, grade wie sie sonst bei Lebzeiten zu thun pflegte, und schrie sie an: „Schniet ju nich in de Finger, schniet ju nich in de Finger!" und gingen die Mägde zur Milch, so saß Jungfer Eli auf dem Stege und wollte sie nicht vorbeilassen. Wenn sie aber riefen: „In Gottes Namen gah wi daher," mußte sie weichen. Selbst die Abtissin blieb nicht ungeplagt; auf einer Fahrt nach Warendorf wollte Jungfer Eli zu ihr in den Wagen, und jene entging ihr nur mit List, indem sie einen Handschuh fallen und, während sich Jungfer Eli darnach bückte, den Kutscher eilend davon jagen ließ. Endlich berief die Abtissin die Geistlichkeit der ganzen Gegend, den Spukgeist zu bannen. Die geistlichen Herren fanden sich ein, mit allem Rüstzeug zum Bannen und Teufelaustreiben versehen, und begannen im Herren-Chore der Stiftskirche ihre Citationen. Da rief eine Stimme: „He kickt, he kickt!" Und es fand sich, daß sich ein Knabe in die Kirche geschlichen hatte und lauschte. Der Knabe wurde hinausgejagt und schlug draußen ein Höllengelächter auf; es war Jungfer Eli gewesen und durch die Herren Geistlichen selbst vom Banne befreit. Doch half es ihr nicht, denn es wurde gleich ein stärkerer Bann angewendet und Jungfer Eli in die Dawert gebannt. Alle Jahre ein-

mal fährt der Sage nach Jungfer Eli mit Gebraus und Getümmel, wie die wilde Jägerin, über die Freckenhorster Abtei, wirft einige Schornsteine ab, zertrümmert Fensterscheiben und alle vier hohen Feste (Hochzeiten) kommt sie der Abtei wieder einen Hahnenschritt näher.

---

5. Hexen.

Die Hexe im Dorwind.

Im Dorwind (Wirbelwind) sitzt eine Hexe. Das hat ein Mann in der Gegend von Steinfurt einmal erfahren. Er war nämlich auf dem Felde mit dem Mähen seines Roggens beschäftigt, da sieht er einen Dorwind gerade auf sich zu kommen. Schnell tritt er einige Schritte zurück und denkt, so würde er wohl nicht über ihn kommen. Der Dorwind braust auch bei ihm vorbei. Aber wie er vorüber ist, will er sich wieder ans Mähen machen und seine Sense schärfen, da ist sein Har (Wetzstein), welches vorher dicht bei ihm gelegen hatte, fort und nirgends zu finden. Im nächsten Jahre geht er nach Holland, um Gras zu mähen, und wie er da auf die Wiese kommt, deren Mahd ihm verdungen war, findet er ein Har, und wie er es genauer besieht, erkennt er es als das seine, denn sein Name stand noch darauf. Das hatte die Hexe im Dorwind mit nach Holland genommen.

---

6. Heiden.

Das Königsgrab und die Urnen in der hohen Warte.

In der hohen Warte, einer sehr großen Heide zwischen Hiltrup, Albersloh und Münster, findet sich in der Nähe des Zollhauses ein Platz, welcher von mehreren kleinen Hügeln umgeben ist. Mitten unter diesen Hügeln liegt, wie die Sage geht, ein alter heidnischer König in einem goldenen Sarge, welcher von einem eisernen eingeschlossen ist, tief in der Erde begraben. Am Charfreitage hat man an dieser Stelle mehrmals ein klägliches Jammern gehört,

welches viele Stunden währte und tief aus der Erde hervor zu dringen schien. Auch ist in finsteren und stürmischen Nächten zu verschiedenen malen in der Mitte dieser Heide ein Geschrei und Gehämmer vernommen worden, welches viele von den benachbarten Bauern in Schrecken gesetzt hat.

Rund um die kleinen Hügel, unter denen der heidnische König begraben sein soll, findet man eine Menge alter Urnen, worin verbrannte Menschenknochen liegen. In jeder Urne, die man ausgräbt, findet sich eine Spalte, welche, wie das Volk in der Umgegend behauptet, von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrühren soll.

Der Heidemann.

In den Heiden des Münsterlandes geht an stürmischen Abenden ein Mann umher, welcher gewaltig groß ist, einen weiten Mantel um hat und eiserne Schnallen auf den Schuhen trägt. Das Volk nennt ihn den Heidemann und erzählt viele wunderbare Dinge von ihm. Wenn er nach Sonnenuntergang bei stürmischem Wetter ein Mädchen über die Heide kommen sieht, so geht er mit gewaltigen Schritten auf sie los, nimmt sie unter seinen Mantel und, indem er sich immer fester an sie schmiegt, bringt er sie, ohne ein Wort zu sagen, über die Heide. Ehe er sie aber gehen läßt, drückt er ganz sanft und innig einen Kuß auf ihren Mund; das arme Mädchen geht sodann erschrocken nach Hause und ist am andern Morgen tot.

Die letzten Heiden.

Die letzte Stätte, welche die Heiden in dieser Gegend gehabt haben, ist das Dorf Heiden gewesen, und davon hat es seinen Namen bekommen. Diese Heiden haben allerhand Zauber verstanden, wie man denn oft gesehen hat, daß sie mitten auf der Diele ein Feuer angezündet haben, ohne dabei das Haus anzuzünden. Sie haben auch einen König gehabt, welcher zu Haus Engelrading wohnte; und als nun der Befehl gekommen ist, daß alle Heiden ausgerottet werden sollten, und auch an das Borkensche Gericht gelangte, da hat sich der Heidenkönig erboten, er wolle eine

metallene Mauer um Borken ziehen. Allein es hat ihm nichts geholfen, sondern er ist geköpft worden.

Die alten Heiden.

In alter Zeit haben um Steinfurt herum viele Heiden gewohnt, von denen hat man immer noch erzählt, daß sie die Alten, welche über sechszig Jahre zählten, getötet und, in viele kleine Stücke gehackt, in große Töpfe gethan und ein thönernes Lämpchen hineingesetzt haben. Diese sind dann in die Erde gegraben, wo man solche noch heutzutage häufig ausgräbt. Andere glauben, daß sie Behausungen des kleinen Volkes der Zwerge seien, und nennen sie Ulkenpötte (Ulken bedeutet Zwerge).

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Die Erbauung der Stadt Münster.

Um das Jahr 568 war der Longobarden-König Alboin mit einer gewaltigen Heeresmacht in Italien eingefallen, um hier ein eigenes Königreich zu gründen. Auf seinen Zügen hatten sich zwanzigtausend Sachsen an ihn angeschlossen, welche ihr Glück in den von Alboin zu erobernden Ländern versuchen wollten. Den rauhen Longobarden, deren Vaterland das kalte, scandinavische Eiland war, gefiel es in dem warmen, fruchtbaren Italien so wohl, daß keiner von ihnen zurückzukehren begehrte. Den Sachsen aber war es unheimlich in dem heißen Lande, denn Alboin drang ihnen neue Gesetze auf und wollte sie nicht nach den uralten Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes leben lassen. Da beschlossen sie, das schöne Italien zu verlassen und in ihre alten Wälder zurückzukehren, wo sie ihre Götter, ihre Freiheit und ihre Verwandten zurückgelassen hatten. Mit Bewilligung der fränkischen Könige zogen sie durch Gallien in ihr Vaterland zurück. Allein ein anderes Volk, die Schwaben, hatten ihre Wohnsitze eingenommen und wollten den zurückkehrenden das Land nicht einräumen. Da sich aber die Sachsen rüsteten, um mit gewaffneter Hand die Schwaben zu vertreiben, boten diese die Hand zum Frieden. Vergebens erboten sie sich, das Land mit den Sachsen redlich zu teilen. Das unbändige Volk verschmähte den Frieden und verlangte, daß das eingewanderte Schwabenvolk das eingenom-

mene Land gänzlich verlassen oder seiner Vertilgung durch das Schwert entgegen sehen solle. Alsbald standen die beiden Völker gerüstet gegen einander, um für ihre Freiheit, für ihre Götter und für ihr Vaterland einen Kampf zu wagen. Die Schlacht war fürchterlich. Vierzehntausend Sachsen wurden erschlagen, und nur sechstausend blieben übrig, welche einen Schwur thaten, daß sie ihr Haupt- und Barthaar nicht eher ordnen wollten, als bis sie Rache genommen hätten. Der kleine Haufen griff zum zweitenmale die Schwaben an, aber alsbald wurde er überwältigt und mußte nun sein Heil auf der Flucht suchen. Die Sachsen zogen fort über die Weser nach Westen hin und kamen in einer großen Ebene an den Fluß Aa, wo sie sich lagerten und zu bleiben beschlossen. Mit Schmerzen erinnerten sie sich hier in der Einöde an das schöne, fruchtbare Land, dessen Wohnsitze sie verschmäht hatten, und zum Andenken an das herrliche Mailand, in dessen Nähe sie früher gewohnt hatten, erbauten sie eine Stadt, welche sie gleichfalls Mailand nannten, und welche nach allerhand Umgestaltungen des Namens gegenwärtig Münster heißt.

Der heilige Liudger.

Als Liudger einst zur Verkündigung des Evangeliums nach Leer in Friesland gekommen war, bat er die dortigen Fischer, ihm einen Stör, dessen Fleisch er liebte, zu fangen. Diese erwiderten, die Zeit des Störfangs sei längst vorüber. Der Winter war nämlich schon nahe. Er aber sagte mit heiterer Miene: „Geht, Kinder, und thut, was ich euch gesagt habe, Gott ist mächtig zu jeder Zeit, die Wünsche seiner Diener zu erfüllen!“ Die Fischer warfen ihre Netze aus, da plötzlich senkt sich vor ihren Augen ein Vogel, ähnlich einem Stör, in das Wasser, und sie fingen ihn. Es war ein Stör von außergewöhnlicher Größe. Der Mann Gottes empfängt sie mit den Worten: „Lasset uns dem Allmächtigen Dank sagen, der seine Speise gibt allem Fleische!“ So hatte Büren dem Abte zu Werden jährlich einen Stör zu liefern, der zwischen Kopf und Schwanz neun Fuß messen mußte.

Bischof Wolfhelm.

Im alten Dome befand sich seit Bischof Wolfhelm's Zeit (875—900) eine Clemenskapelle. Sie stand dort, wo jetzt an der nordöstlichen Ecke des Domumganges die Muttergotteskapelle steht, die um 1390 nach Abbruch des alten Doms an die Stelle jener getreten ist und deshalb noch neben der Muttergottes den heiligen Clemens zum Compatron hat. Wie Bischof Wolfhelm dazu gekommen, die Kapelle dem heiligen Clemens P. M. zu weihen, darüber erzählt die Chronik folgendes: Wolfhelm sei erst Pfarrer von Katzenhausen gewesen. Da habe sich einst der Kaiser auf einer Hirschjagd in dortiger Gegend verirrt und von seiner Begleitung entfernt; und da es spät geworden, sei er beim Pfarrer eingekehrt, der ihn aber nicht erkannt, jedoch freundlich aufgenommen habe. Der Kaiser habe nun wahrgenommen, daß der Pfarrer ein sehr frommes Leben führe, und ihn deshalb anderen morgens, nachdem er sich zu erkennen gegeben, gefragt, ob ihm nichts zu wünschen bleibe. Wolfhelm antwortete, wenn der Kaiser einmal einen Hirsch erlege, so möge er ihm einen Riemen aus der Haut desselben schenken. Darauf sei der bischöfliche Stuhl zu Mimigernaford frei geworden, und nun habe der Kaiser Wolfhelm zu sich beschieden und ihm diesen Sitz angetragen. Als aber Wolfhelm ablehnte, beschwor ihn der Kaiser mit dem heiligen Clemens, und so nahm er an. Dessen erinnerte sich der Bischof und baute dem Heiligen eine Kapelle, in welcher er und mehrere seiner Nachfolger begraben sind.

Die Kölner Chronik erzählt ähnliches von dem Kölner Bischofe Hildebrand. Dieser, ein geringer Priester, forderte von dem ihm unbekannten Kaiser Karl d. Gr., welcher auf einer Reise von Aachen nach Köln zufällig der von ihm in einer Kapelle vor Köln celebrierten Messe beigewohnt hatte, die Haut eines Rehes, um damit sein Brevier einzubinden. Diese Bescheidenheit gefiel dem Kaiser und er schlug den geringen Priester den streitigen Parteien als Bischof vor, welche ihn auch annahmen.

Bischof Otto III.

Otto III. der drei und dreißigste Bischof zu Münster ist ein geborener Graf von Rittberg gewesen und früher Dompropst zu

Paderborn. Er regierte das Stift fünf Jahre ehrlich und gut und bezwang und unterwarf sich alle die, welche der Kirche zuwider waren. Er legte vieles an, zu Werne und an anderen Orten, gegen den Grafen von Mark, der damals ein gewaltiger Herr war und vieles ausrichten konnte. Diesem Bischof Otto aber konnte er nichts anhaben, sondern mußte von demselben demütig Lehne und Manngut empfangen.

Damals war eine Präbende erledigt, welche die Kapitelherren dem Geistlichen nicht geben wollten, welchen der Bischof vorschlug, sondern sie gaben dieselbe eines Bürgermeisters Sohne, der Reiche genannt. Das verdroß den Bischof gar sehr. Er widersetzte sich ihnen, verfuhr gerichtlich gegen dieselben und gab an, sie seien zu den Präbenden untüchtig und hätten gegen die Ordnung auch mehr als eine Präbende. Das Kapitel, hierüber aufgebracht, gab nun ebenfalls an, er sei unwürdig, ihr Bischof zu sein, indem er im Banne sich befinde und viele Laster und Untugenden an sich habe, die sich für einen solchen Prälaten nicht schickten; er sei also dieser Würde gar nicht wert. Sie entsetzten ihn daher, so viel in ihrer Macht war, und erwählten statt seiner Graf Konrad von Berg, Dompropst zu Köln, und obgleich Otto nicht überwiesen war, bestätigte Heinrich von Vienenburg, Erzbischof zu Köln, die neue Wahl.

Hiergegen appellierte Erzbischof Otto nach Rom an den Papst, und obwohl ihm seine guten Freunde geraten hatten, er möge nicht aus dem Lande ziehen, sondern sich im Besitz der Schlösser halten und mit dem Schwerte sich wehren, so achtete er darauf nicht und wollte mit dem Rechte fortfahren. Dieses that er auch, zog nach Rom und verließ das Stift wie die Schlösser. Da vertrieben die Herren vom Kapitel alle die, so ihm bisher beigestanden, und präsentierten den Städten und Ständen jenen Konrad von Berg zum Bischofe von Münster, führten ihn ein und übergaben ihm alle Schlösser. Dieser Konrad und das Kapitel gaben und besiegelten den Städten und Gemeinen große Vorrechte und Freiheiten, so viel sie dessen mächtig waren, unangesehen, daß es gegen ihre eigene Ehre und Gewissen, sowie gegen die Freiheit der Kirche war, ja selbst gegen päpstliche und kaiserliche Rechte, woraus nachmals viel Jammer und Elend entstand für alle Nachkommen.

Der neue Bischof Konrad und das Kapitel vertrieben auch alle Drosten und Amtleute, welche es mit Bischof Otto gehalten hatten, entsetzten sie ihres Amtes, welches sie anderen übergaben. Auch ließen sie in allen Kirchen Schande und Unehre über diesen Bischof predigen und machten ihm auch das gemeine Volk aufsätzig und zuwider. Alle Laster und Schande, welche sie ihm also andichteten, kamen auch vor den Papst und die Kardinäle. Da sie aber recht an den Tag kamen, wurden sie alle falsch befunden und konnten ihm nicht dargethan werden. Nun wurden das Kapital zu Münster und alle Widersacher und Feinde Otto's vom Papste deshalb in einen schweren, unerhörten Bann gethan, der bis in das dritte Glied währen sollte.

Da schickte Bischof Otto Briefe von Rom nach Paderborn an einen Bischof zu Vechta, Lenoldus geheißen, und da dieser Lenoldus mit den Briefen nach Münster kam, und die Widersacher noch nicht wußten, daß Otto die Sache zu Rom gewonnen, und Lenoldus die Briefe allbereits bei sich hatte, schrieben seine Widersacher und Feinde ihm zum Spotte allenthalben in den Kirchen an die Wände folgenden Vers:

„De Roma retulit Lenold, quod vacca pepedit."

Das heißt:

„Lenold hat als neue Zeitung von Rom mitgebracht, was eine Kuh hat von sich gehen lassen."

Diejenigen aber, welche die Sache besser wußten und unterrichtet waren, daß Otto zu Rom gewonnen hatte und daß er bereits wieder auf der Rückreise war, rieten, man möge ihm etliche entgegen senden, welche schon unterwegs die Sache mit ihm beilegen könnten. Als er aber nach Bologna kam, entschlief er im Herrn, da er vier Jahre ausgewesen war, auf St. Gallustag und ist auch dort bei den Predigermönchen begraben worden.

Man sagt, er wäre von seinem Koche, Sander mit Namen, vergiftet worden, von welchem das Gerücht ging, daß er den Erzbischof Wicbold zu Köln, bei welchem er ebenfalls Koch war, zu Soest vergiftet hatte. Auch war er Koch bei der Abtissin zu Essen, welche Wicbold's Schwester gewesen. Nach Absterben Bischof Otto's ward diesem Koche Sander eine Präbende in der Kirche zu Münster

gegeben, und daraus entstand ein großer Argwohn, und er durfte sein Lebelang sich nicht aus der Stadt Münster wagen.

Nach Otto's Tode schrieben seine guten Freunde folgenden Vers:

„Juris erat cultor, privatur, sit Deus ultor."

Auf Deutsch:

„Pfleger des Rechts war er, Gott räche den unrecht Beraubten."

Aber seine Neider und Feinde löschten diesen Vers aus und schrieben an die Stelle:

„Jura, fidem fregi, privor, jus exsulis egi."

Auf Deutsch:

„Rechte und Treue ich brach, drum traf mich Entsetzten Verbannung."

Seine Neider und Verfolger verkamen und vergingen in den Grund an Ehre, Gut und Leib. Ihrer etliche starben in großer Armut, ungebeichtet und unversehen, und hinterließen einen schlechten Namen.

Das künstliche Halsband.

Um das Jahr 1547 war Lambert von Oer zu Kakesbeck, gewesener Kommandant zu Münster, wegen mehrerer Schimpfworte mit Gotthard von Haren in Feindschaft geraten. Als nun einstens der von Oer an einem Sonntage nach Lüdinghausen zur Kirche reiten wollte, lag der von Haren in einem Hinterhalte auf der Landstraße, fiel ihn an und warf ihm ein eisernes Band um den Hals, welches in Nürnberg auf das künstlichste so gemacht war, daß man auswendig weder ein Schloß noch eine Fuge daran bemerken konnte. Der von Oer achtete anfangs wenig darauf und als er nach Hause kam, sagte er scherzend zu seiner Frau: „Siehe, hier kommt der alte Reckel mit einem Halsbande!" Da man nun aber kein Schloß daran fand und es auf keine Art öffnen konnte, kam ihm die Sache ernstlicher vor, und als er nun sogar bemerkte, daß das Halsband inwendig voll kleiner Stacheln war, welche sich bei der geringsten Bewegung in das Fleisch drückten, so war er in der größten Verlegenheit und wußte Tag und Nacht vor Angst und Schmerzen nicht, wohin er sich wenden sollte. Zuletzt ging er nach Münster, um sich bei einem Schmied Hülfe zu verschaffen, aber

keiner von allen wollte es wagen, das Halsband gewaltsam zu zersprengen, bis endlich der Schmiedemeister Thiel Schwoll auf der Hörster Straße sich entschloß, das Werk zu unternehmen. Mutig legte der von Oer seinen Hals auf den Ambos, der Meister Schwoll nahm einen gewaltigen, schweren Hammer und schlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Bei dem letzten Schlage sprang es auf, und der von Oer war gerettet.

Bis auf den heutigen Tag wird dieses künstliche Halsband auf dem Rathause zu Münster aufbewahrt und den Fremden als eine große Merkwürdigkeit gezeigt.

Die münstersche Judith.

Als die Wiedertäufer zu Münster einen König über das neue Jerusalem erwählt hatten, der von David's Thron aus die ganze Welt regieren sollte, und dieser zwölf Herzoge nach den zwölf Stämmen der Kinder Israel ernannte, fand sich auch bald eine Judith, welche die Stadt Bethulien, d. i. Münster, von dem sie belagernden assyrischen Hauptmanne Holofernes, d. i. von dem Fürstbischof Franz von Waldeck, zu befreien versprach. Es war ein schönes, niederländisches Weib, welches diese gefährliche Rolle übernahm und, gleich ihrem Vorbilde, mit einer köstlichen Haube auf ihren Haarflechten und schönen Gewändern angethan und mit Perlen und Geschmeide geschmückt, unter den Segenswünschen der Ältesten die Stadt verließ und sich ins feindliche Lager begab. Ihr Vorsatz war, gleich der Judith, zu dem Fürsten zu kommen, unter dem Vorwande, ihm die Heimlichkeiten der Belagerten zu offenbaren und Mittel und Wege anzugeben, wie er sich leicht und ohne große Verluste in den Besitz der Stadt setzen könne. Zugleich führte sie ein feines leinenes Hemd, welches mit Goldfäden reich durchwirkt war, bei sich, um es dem Bischofe als Geschenk anzubieten. An der Innenseite des Kragens hatte sie ein tötliches Gift verborgen, welches den Bischof, wenn er, wie sie hoffte, das Hemd tragen sollte, unfehlbar verderben würde. Aber dieser böse Anschlag wurde durch die Vorsicht der Wächter, die alles, was von Münster kam, mit argwöhnischen Augen ansahen, vereitelt. Anstatt das Weib zum

Bischof, wie es gehofft hatte, zu führen, brachten sie es gefänglich nach Bevergern, wo es anfangs leugnete, dann aber, peinlich gefragt, zum Geständnis gebracht wurde. Nachdem der Bischof das Todesurteil bestätigt hatte, wurde sie bald darauf auf dem Galgenberge enthauptet, zum warnenden Exempel allen denjenigen, die ähnliches planen sollten.

So fand diese kleine Posse, wie bald darauf die größte des sechszehnten Jahrhunderts, das neue Jerusalem, ein Ende mit Schrecken.

Bernhard's von Galen Einzug in Münster.

Im Jahre 1660 hatte der Bischof Bernhard von Galen Münster belagert und den Bürgern manches Leid gethan, so daß sie zuletzt den Frieden nehmen und ihm die Stadt übergeben mußten. Da zog er mit großem Gefolge von Domherren, Rittern und Soldaten in die Stadt ein. Am Thore der Citadelle übergab ihm der Magistrat den Schlüssel und leistete einen neuen Huldigungseid. Dann zog der Bischof in vollem bischöflichen Ornate in das Liebfrauenthor ein, sein Generalvikar und Offizial ihm zur Seite, und vor ihm die Schulkinder, Mönche, Vikarien, Domherren und Kanonici, alle mit Chorkappen bekleidet von der Farbe ihres Stiftes. Hinter ihm her zog der Adel, die Herren vom Gericht, die Hofleute, und zuletzt der Magistrat und die Bürger. Als sie in dieser Ordnung am alten Münsterschen Rathause vorbeikamen, juchheite zwar das Volk, das noch vor kurzem folgendes Schelmlied auf den Bischof gesungen hatte:

„Berndken von Galen
Kann puchen, kann prahlen,
Kann stinken, kann leigen,
Kann Lüde bedreigen."

Allein die ganze Sache schien niemandem weniger zu gefallen, als dem heiligen Liborius, dessen Bildsäule gleichfalls im bischöflichen Anzuge an der Ecke des Rathauses steht. Schon hatten einige Mönche bemerkt, daß derselbe den Kopf etwas schüttele; wie aber der Bischof grade vor dem Rathause war, schüttelte er ihn so stark, daß er ihm ab und zur Erde fiel. Hierüber erstaunte das

Volk, aber niemand wagte es, dem heiligen Manne seinen Kopf wieder aufzusetzen. Erst in neuerer Zeit hat man ihm einen neuen Kopf wieder aufgesetzt, mit welchem er ängstlich nach der Rotenburg hinsieht, so daß man jeden Augenblick glaubt, er wolle abermals anfangen, ihn zu schütteln.

Bernhard von Galen und die Bürger von Lünen.

Im Jahre 1672 kam der mächtige münstersche Bischof Bernhard von Galen zu dem Städtchen Lünen, um dasselbe einzunehmen und wider alles Recht unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Allein die Bürger widersetzten sich tapfer und wagten es sogar im Vertrauen auf die Festigkeit ihrer Mauern, den Bischof zu verspotten. Da verdoppelte dieser seine Mannschaft, brach mit Sturm in die Stadt ein und gab seinen Soldaten den Befehl, die Mauern zu schleifen, die Häuser anzuzünden und die ganze Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Vergeblich flehten Scharen von Bürgern die Gnade des siegreichen Bischofs an, vergebens demütigten sich die Vornehmen der Stadt vor ihm, und ohne Erfolg bot man ihm alle Reichtümer und gelobte ewigen Gehorsam: das harte Herz des Bischofs wurde durch nichts bewegt, und er beharrte in seinem grimmigen Vorsatze, die Stadt gänzlich zu vertilgen. Da versammelten sich die Frauen der Stadt und suchten zwölf von ihren jungen Töchtern aus, welche die schönsten und lieblichsten waren. Diese kleideten sie in schneeweiße Gewänder, flochten ihnen Kränze in das Haar und sandten sie so zum Bischofe. Hier fielen sie zu seinen Füßen und sprachen mit Thränen in den Augen: „Herr, du hast den Untergang unserer armen Stadt beschlossen und willst uns vertreiben aus den Wohnungen unserer Väter; blicke gnädig auf uns arme Waisen und verschließe nicht dein Herz unseren Thränen!“ Kaum hatten die Jungfrauen diese Worte ausgeredet, so wandelte sich der Zorn des Bischofes in Mitleid; mit sanfter Stimme hieß der rauhe Krieger die Jungfrauen von dannen gehen und verließ noch in derselben Stunde mit aller Mannschaft die Stadt.

Der Heiligenkamp bei Laer.

Zu einer Zeit, als das deutsche Volk noch tief in der Finsternis des Heidentums begraben lag, kamen fromme Männer aus England, welche ausgerüstet mit Entschlossenheit und Mut die deutschen Länder durchwanderten, um die Lehre Christi zu verkünden. Unter diesen waren zwei Brüder, von denen der eine der weiße, der andere der schwarze Ewald genannt wurde. Beide wanderten in brüderlicher Eintracht mit einander und beschlossen gemeinsam für das Wort Gottes in den Tod zu gehen. So kamen sie zu einer heißen Sommerszeit in einen Flecken, genannt Laer, gelegen im Stifte zu Münster nicht weit von Burgsteinfurt, verrichteten hier ihre Gebete und segneten und belehrten das Volk. Als nun die Sonnenhitze sehr groß, und die Gegend wasserleer war, die durstigen Heiden aber vergebens ihre Götter um Wasser anflehten, da traten die frommen Brüder mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes in der Hand auf einen Felsen, beteten und segneten selbigen, und siehe, da sprang aus dem harten Steine eine frische, klare Wasserquelle unter ihren Fußstapfen hervor und labte das ganze Volk. Erstaunend erkannte nun der Drost des Landes die Kraft und Heiligkeit der Fremdlinge; willig räumte er ihnen einen Acker ein, und alle Heiden der Umgegend ließen sich taufen in dem Wasser der wunderbar entstandenen Quelle. Als nun aber das Wort des Herrn in dem Herzen des Volkes Wurzel gefaßt hatte, schenkten die heiligen Brüder ihren Acker den Armen und zogen weiter ins Land, um auch den benachbarten Völkern das Evangelium zu predigen. In Laer heißt noch gegenwärtig der Acker, welchen sie besaßen, der Heiligenkamp, auch Heiligenwiese, und ist dort zur Ehre ihres Namens eine Kapelle erbaut worden, welche die älteste in Westfalen sein soll. Häufig sollen solche, welche diese Wiese gegen die Anordnung der Heiligen und zum Nachteile der armen Gemeinde umzupflügen versuchten, von Gott heimgesucht sein. Einer, der hier den Pflug zu führen kaum begonnen hatte, wäre bald vom Blitz erschlagen worden und floh, als seine Pferde getroffen hinfielen. Ein anderer, der dasselbe beabsichtigte, sah die drei Furchen, die er gezogen, mit Blut gefüllt. Als noch ein anderer zu pflügen anfing, brach das Eisen, welches die Scholle aufreißt, entzwei, und murrend zog er von dannen. Deshalb erhält sich hier auch jetzt noch die Verehrung der

Heiligen, und allgemein nennt man sie unsere Herren von der Wiese. Die heiligen Brüder aber ereilte der Märtyrertod auf dem heute noch sogenannten Mordhofe zu Aplerbeck zwischen Unna und Dortmund. Ihre Leichname sollen im Dome zu Münster beigesetzt sein, wo man viele Jahrhunderte hindurch ihr Andenken festlich feierte.

Herzfeld.

Als Kaiser Karl der Große mit der Verbreitung des Christentums auch das alte Sachsenland unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, ernannte er den Grafen Egbert, einen Neffen Wittekind's, zum Herzoge über Sachsen zwischen dem Rheine und der Weser. Nach dem Tode seiner Gattin, mit welcher er in kinderloser Ehe gelebt hatte, wohnte Egbert trostlos und allein auf seiner Burg in der Nähe des Klosters Liesborn. Es war ihm daher willkommen, als der Kaiser ihn, um seinen Kummer zu zerstreuen, in das benachbarte Frankenland einlud. Kaum aber war er mit dem Kaiser dort angelangt, als er von einer schweren Krankheit befallen wurde. Das Haus eines edlen fränkischen Grafen ward durch die Fürsorge des Kaisers seine Herberge, und hier erwartete er, ergeben in den Willen Gottes, das Ende seiner Tage. Da erschien die Tochter des Gastfreundes, mit Namen Ida, an seinem Lager, sprach tröstende Worte zu ihm und pflegte den Fremdling mit Sanftmut und Liebe, gleich ihren eigenen Bruder. Egbert erholte sich, und mit dem Aufleben seiner Kräfte erwachte in seiner dankbaren Seele eine Neigung zu seiner Pflegerin, welche mit jedem Tage zunahm und von der sanften Ida erwidert wurde. Der Kaiser willigte freudig in die Verbindung, welche Franken und Sachsen um so inniger vereinigte, als Ida seine nahe Verwandte, und Egbert einer der mächtigsten Sachsenedelinge war. Nach vollzogener Vermählung folgte Ida ihrem Gemahl nach Sachsen. Auf dem Wege nach Egbert's Burg kamen sie über Herzfeld an der Lippe, und da es grade Abend wurde, und es Ida zwischen den schönen Wiesen und Waldungen wohl gefiel, so schlugen sie hier ihr Lager auf, um der Ruhe zu pflegen. Als alles im tiefen Schlafe lag, und die Stille der Nacht durch keinen Laut unterbrochen wurde, sah Ida einen Engel, von himmlischer Klarheit umflossen, vor sich stehen, welcher folgende

Worte zu ihr sprach: „Auf dieser Stelle hier sollst du, Ida, einen Tempel bauen, in welchem du dem Herrn dienen und mit deinem Gemahl ausruhen wirst, bis du auferstehest von den Toten!“ Als es Tag geworden war, erzählte Ida ihrem Gemahl von der Erscheinung, und sie beschlossen, den Willen des Herrn auszuführen und ihm hier eine Kirche zu erbauen. Der finstere Wald wurde gelichtet, und das Werk nahm einen raschen Fortgang. Wie die Sage erzählt, hatte Ida einen zahmen Hirsch, auf welchem sie die Steine zum Kirchbau aus dem Herzogtume Westfalen herbeigeholt haben soll. Das treue Tier folgte ihr selbst durch die Lippe, ohne einen Stein zu verlieren, und noch heutigen Tages sieht man bei Speckmann's Hofe tief in dem Bette der Lippe den grünen Weg, welchen die heilige Ida mit ihrem Hirsche wandelte. Von diesem Hirsche soll auch Herzfeld den Namen haben, wie solches durch ein Bild in der dortigen alten Kapelle angedeutet zu werden scheint, worauf Ida abgebildet ist, wie sie unter einem Baume ruht, und der Hirsch, sie fromm anschauend, mit dem Kopfe auf ihrem Schoße neben ihr liegt. Als Ida den heiligen Bau vollendet hatte, zog sie mit ihrem Gemahl nach Eckelborn (Egbertsburg) an der Lippe, führte mit ihm eine glückliche Ehe und wurde Mutter von fünf Kindern und durch diese Stammmutter der mächtigsten deutschen Fürstenhäuser, auch der preußischen Dynastie. Nach dem Tode des Gatten zog sie sich von der Welt zurück. Noch bei ihren Lebzeiten ließ sie sich einen steinernen Sarg machen, welchen sie täglich mit Brot und Almosen ausfüllte und diese unter die Armen verteilte. Endlich durch den Tod mit ihrem Gemahl wieder vereinigt, wurde ihr Leib in jenem steinernen Sarge beigesetzt und ruht noch in der Kapelle, welche von ihr in dem stillen Dörflein erbaut worden ist. Ihres frommen Lebenswandels und der vielen Wunder wegen, welche sich an ihrem Grabe ereignet haben, wurde sie heilig gesprochen.

Das Grab der heiligen Ida.

Nachdem die heilige Ida ihren Gemahl, den tapferen Herzog Egbertus durch den Tod verloren hatte, ließ sie neben der Kirche zu Herzfeld an der Lippe ein Einsiedler-Häuslein bauen, aus welchem sie durch ein Fensterlein auf den Altar der Kirche sehen

konnte. Hier ließ sie ihren Eheherrn begraben und nahm ihre Wohnung darin und trauerte um ihn. Zugleich ließ sie ihren eigenen Totensarg aus Marmorstein hauen und stellte ihn in dies Häuslein und füllte ihn alle Tage zweimal mit Almosen, welche sie vor- und nachmittags den Armen freudig austeilte. Als sie nun viele Jahre lang also in Gebet und frommen Werken zugebracht, erkrankte sie gar heftig und starb seliglich am 4. September um das Jahr 800 und ward in ihrem marmorsteinernen Sarge begraben. — Hernachmals geschahen viele Wunder an ihrem Grabe. Denn als im Jahre 915 die Ungarn in Westfalen einfielen und auch nach Herzfeld kamen und daselbst die Kirche, die unterdes über dem Grabe der heiligen Ida erbaut war, zerstören und niederbrennen wollten, gelang ihnen dieses auf keine Weise, indem das Feuer, das sie anlegten, alles Anschürens zum Trotze, jedesmal wieder ausging und nichts verzehrte. Und wie sie nun darauf auf das Dach der Kirche stiegen, um dieses einzureißen und die schönen Glocken, die allda hingen, wegzunehmen, da kam eine gewaltige Furcht über sie, so daß sie weder einen Balken anrühren, noch eine Glocke von der Stelle bringen konnten. Daher blieb die Kirche zu Herzfeld in gutem Stande, obgleich rings umher alle Kirchen und Kapellen von den heidnischen Ungarn zerstört waren. — Nachgehends wohnte zu Herzfeld ein vornehmer Graf, namens Ludolf, der aber schlechten Gottesdienst hielt. Als diesem ein Kindlein gestorben war, ließ er es in das Grab der heiligen Ida begraben. Aber am folgenden Tage fand man das Kind draußen vor der Thüre desselben. Sie begruben es wiederum in Ida's Grab, es ward aber am anderen Tage, wie auch am dritten, wiederum vor der Thüre gefunden. Da erkannten der Graf und die Seinigen die Heiligkeit der Ida und sie fingen an, dieselbe zu verehren und gottesfürchtiger zu werden.

Der heilige Ludgerus zu Poppenbeck.

Der heilige Ludgerus ist zu Poppenbeck zu einer Bäuerin gekommen, welche ihm geklagt hat, daß sie gar großen Mangel an Wasser leide. Da hat der fromme Mann seinen Stab in die Erde gestoßen, und sogleich ist ein schöner Brunnen hervorgesprun-

gen. Die dankbare Bäuerin wollte dem Heiligen gern ihre Erkenntlichkeit beweisen, und dieser nahm zuletzt nach langem Weigern drei Enten, welche sie ihm anbot, als Geschenk an. Er setzte sie auf das Wasser des Brunnens, da sind sie untergetaucht und auf dem Brunnen zu Billerbeck wieder zum Vorschein gekommen.

Der heilige Liudger zu Billerbeck.

Der heilige Liudger befand sich einst zu Billerbeck, als es eben schlechte Witterung war. Hagel, Schnee, Regen wechselten mit einander ab. Ein Landmann war darüber so erbost, daß er sprach: „Dieses Wetter hast du, Teufel, gemacht; verflucht sei es mit dir!“ Liudger hörte dies und befahl, den Mann einzusperren, bis er zur Erkenntnis gebracht sei, daß man solche Sprache nicht führen dürfe und Reue zeige. Die Einschließung erfolgte, und Liudger nahm den Schlüssel des Gefängnisses zu sich. Da ereignete es sich an demselben Tage noch, daß Liudger plötzlich abreisen mußte. Er kommt nach Haltern und läßt beim Überfahren über die Lippe jenen Schlüssel in den Fluß fallen, ob mit oder ohne Absicht, aus Zufall, weiß man nicht. Nach vollbrachter That kehrt er auf demselben Wege nach Billerbeck zurück, wo ihm sogleich erzählt wird, daß der Koch in einem Fische den Schlüssel gefunden hätte. Liudger läßt sich den Schlüssel zeigen, sieht, daß es eben der Schlüssel zu jenem Gefängnis ist und erkennt in dem Wiederfinden ein Zeichen, daß Gott sein Gebet um Bekehrung jenes Sünders erhört habe. Dieser wird alsbald mit der Ermahnung, fortan nie mehr zu fluchen, sondern bei jeder Witterung Gott zu loben, in Freiheit gesetzt. Der Mann hat die Ermahnung stets treu befolgt.

Der Ludgerus-Brunnen zu Billerbeck.

Als Ludgerus sich einstmals in Billerbeck aufhielt und eines Abends auf die benachbarten Berge hinaufging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg. Er fand hier mitten im Walde ein kleines erbärmliches Häuschen, und als er näher kam, sah er eine Frau in der Thür stehen, welche sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er ging hinein und fragte die Frau nach dem Grunde ihrer

Unreinlichkeit, worauf diese ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den du hier siehst, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer, und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll!“ Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, welche eben neben ihm standen, warf diese in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Tiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau acht, wo sie wiederum zum Vorschein kommen, und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, welcher euch Wasser geben wird in Fülle, und der, so lange die Welt steht, nicht versiegen soll!“ Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am anderen Morgen, zum Erstaunen der Leute, in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle aber, wo sie ans Licht kamen, entstand eine herrliche, klare Quelle, welche gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerus-Brunnen genannt wird. Das Bildnis des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der anderen auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist. Auf dem Billerbecker Berge selbst steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen war, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriffe steht, die Gänse in den Brunnen zu werfen.

Die Glocken zu Lüdinghausen.

In alten Zeiten, als die Städte und Dörfer noch keine Namen hatten, da begab es sich, daß sie den heiligen Leichnam des Bischofs Ludgerus von Münster nach Werden brachten. Als sie durch ein unbedeutendes Dorf, sechs Stunden von Münster gelegen, kamen, da fingen auf einmal alle Turmglocken zu Ehren des heiligen Ludgerus von selbst an zu läuten. Vom Augenblicke an hieß das Dorf Lüdinghausen, und es wurde ein niedliches Städtchen daraus, welches noch heutigen Tages Lüdinghausen genannt wird.

Die unterirdische Glocke.

Nicht weit von der Stadt Lüdinghausen liegt mitten im Walde ein runder Teich, von dem sich das Volk wunderbare Dinge erzählt. Vormals stand, wie man sagt, an dem Orte, wo jetzt

der Teich ist, eine Kapelle, und ein heiliger Mann hatte schon lange Jahre hindurch an ihrem Altare gedient. Als nun an einem Morgen fromme Bauersleute dahin wallfahrten wollten, war der Priester und die Kapelle verschwunden, und an ihrem Platze war ein Teich zu sehen, in welchem sich der blaue Himmel abspiegelte.

Wunderbar schimmern noch jetzt in seinem klaren Wasser die grünen Blätter alter Eichen und Buchen, deren Zweige über ihn herabhängen, und wie das Volk sagt, wird der glatte Spiegel seiner Flut weder durch Stürme noch durch Regen in Bewegung gesetzt. Wenn man aber in der Kirche zu Lüdinghausen die Glocken mächtig läutet, dann kreiset und spielt der Teich in kleinen Wellen, und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin das versunkene Kapellenglöckchen.

Das versteinerte Brot.

Vor langen Jahren lebten zu Hellinghausen, einem freundlichen Dörfchen in der Nähe von Liesborn, zwei Schwestern. Die eine war sehr reich und lebte mit ihrem Manne und ihren Kindern in Überfluß. Die andere aber war so arm, daß sie mit ihren sechs Kindern Hunger und Kälte ertragen mußte, denn sie war eine hülflose Witwe, welche nur von Almosen lebte. Viele Jahre lang hatte die reiche Schwester mit unbarmherzigen Augen den Jammer und die Armut ihrer unglücklichen Verwandten angesehen, und noch immer wurde ihr hartes Herz nicht erweicht; denn Schimpfworte und eine schmähliche Zurückweisung war jedesmal das Los der armen Schwester, wenn sie kam, um für ihre hungrigen Kinder um eine kleine Gabe zu bitten. Mit Geduld ertrug indessen die arme Frau ihre Not und nahm sich fest vor, ihre unbarmherzige Schwester niemals wieder um etwas zu bitten. Eines Tages aber konnte sie das Jammergeschrei ihrer hungrigen Kinder nicht mehr ertragen; überwältigt von Mutterliebe, entschloß sie sich, noch einmal zu ihrer Schwester zu gehen und dieselbe um ein Stückchen Brot anzuflehen. „Ich habe kein Brot," war die Antwort, und als nun die arme Schwester mit Thränen in den Augen noch inniger in sie drang, antwortete sie mit kreischender Stimme: „Das Brot, welches ich im Hause habe, mag zu Stein werden!" und trostlos kehrte die unglückliche Mutter zu ihren hungrigen Kindern zurück. Als nun

am andern Morgen die böse Schwester den Schrank öffnete, um das Brot herauszunehmen, siehe, da war es zu Stein geworden, und vor Schrecken stürzte sie zu Boden und war tot.

Das versteinerte Brot wurde zum Andenken an diese Begebenheit und zum warnenden Beispiel an einer eisernen Kette hinter dem Hochaltare zu Hellinghausen aufgehangen, wo es noch gegenwärtig zu sehen ist.

Wechter und Beckumer Anschläge.

1. „Lat apen!"

Unweit Tecklenburg liegt die Bauerschaft Wechte und südlich von Münster das Städtchen Beckum, von welchen beiden mancher lustige Schwank in Westfalen erzählt wird. Einmal gehen die Wechter am Christtag zur Frühmette nach Tecklenburg, und als sie an den Zitterteich kommen, flimmern die Sterne so hell im Wasser, daß der, welcher vorangeht, meint, es seien die Kerzen in der Kirche, die schon angezündet seien, einen tüchtigen Satz macht und mitten ins Wasser springt. Als der Nächste das sieht und hört, wie es so recht laut plumpt, glaubt der, er werfe die Thür zu, und ruft ihm schnell nach: „Lat apen!" macht einen Satz und springt nach. So machen es alle nach der Reihe, und zuletzt ist der Zitterteich so voll Beine gewesen, daß keiner gewußt hat, welche die seinen seien. Wie ihnen das damals klar geworden, ist nicht gewiß, bei einer andern Gelegenheit haben sie es glücklich herausgebracht.

2. Das Fußbad.

Die Wechter wohnen in einer moorigen und sandigen Niederung, und da fliegt ihnen der Staub oft arg in die Holzschuhe. Da haben sie deshalb angenommen, daß es wohl heilsam sein möchte, wenn sie einmal ein Fußbad nähmen. Damit es aber weniger Holz zur Feuerung koste, haben sie das Wasser in einem großen Kessel beigesetzt und nachher, als es heiß genug war, insgesamt ihre Füße darin gewaschen. Nun war der Kessel aber doch nicht so groß, daß sie alle ihre Beine nach Bequemlichkeit hätten darin umhertanzen

lassen können, und als sie hin- und herspülten, ist die Verwirrung so groß geworden, daß keiner gewußt hat, welche die seinen seien. Da fiel endlich einem ein gutes Mittel ein. Der hatte nämlich eine Rute in der Hand und schlug tüchtig auf die verwickelten Beine los. Da, hast du nicht gesehen! sprangen sie heraus, und so kam jeder wieder glücklich zu seinen Beinen.

3. Die Mäuse zu Beckum.

Die Beckumer haben sich in früheren Zeiten vor Mäusen gar nicht retten können, so daß sie ihnen sogar in die Suppe fielen und oft fast mit herunter geschluckt wurden. Da ist einmal ein Mann mit einer Katze gekommen, welche rasch unter den Mäusen aufgeräumt hat, und die Beckumer haben ihm vieles Geld geboten, wenn er ihnen das Tier lassen wolle. Damit ist der Mann auch zufrieden gewesen, hat sein Geld eingestrichen und ist davongegangen. Als er aber schon ein gut Stück Weges fort war, ist den Beckumern eingefallen, daß sie ihn nicht gefragt, womit sie das Tier füttern sollten. Sie sind ihm daher spornstreichs nachgelaufen, und als sie ihn endlich gesehen, haben sie ihm schon von ferne zugerufen: „Was frißt das Tier?“ Da hat er ihnen geantwortet: „Alles, was Menschen essen!“ Der Wind aber hat den ersten Teil seiner Rede davon getragen, und die Beckumer haben daher geglaubt, die Katze fresse Menschen. Darum sind sie schnell umgekehrt und haben die Katze mit Mistgabeln und Knitteln gejagt, so weit sie nur immer hat laufen wollen.

4. Wie die Bürger sich zum Bau eines Rathauses vorbereiten.

Nachdem die Stadt entstanden und fertig gestellt war — wie? hat sich leider nicht erhalten — war es allen Bürgern sehr auffallend, daß sie kein Rathaus aufgeführt hatten, wie es doch andere und noch dazu sehr kleine, armselige Städtchen längst besaßen. Schnell wurde daher eine allgemeine Volksversammlung auf den nächsten Montag anberaumt und in derselben nach vielen, von der höchsten Weisheit der Stadt zeugenden Reden (die leider später von einer benachbarten Stadt, die dieselben sehr beneidete und sich dieselben zum Muster nehmen wollte, heimlich entwendet wurden, wo sie jedoch in einem Brande noch in demselben Jahre verloren gingen), den

Rathausbau beschlossen und an den Höchstfordernden zur Leitung vergaben. Denn die Ausführungsarbeiten wollte jeder Bürger selbst machen, da der Bau eine allgemeine, allen in gleichem Maße am Herzen liegende Angelegenheit sei.

Sofort begab man sich daher am andern Morgen an die Arbeit, und zwar zuerst an die Herbeischaffung des Bauholzes, der Sparren und Latten. Als der erste Baum aus dem tausendjährigen Walde, der noch die Schöpfung der Welt gesehen hatte, gefallen war, trug ihn die gesamte Bürgerschaft, der hochgeehrte Herr Bürgermeister an der Spitze, jubelnd und in Festtagskleidern zur Stadt. Aber o weh! als sie an das Thor kamen, war dasselbe zu eng, und der Baum zu lang. Sie trugen ihn daher zu den sechs andern Thoren der Stadt, um dort seine Hereinschaffung zu versuchen, aber auch da gelang es nicht. Die Thore waren zu eng. Da war guter Rat teuer. Eine neue Volksversammlung wurde anberaumt, aber niemand wußte Rat, wie man den schönen Baum in die Stadt schaffen konnte, bis endlich auf ein Zeichen mit der Feuerglocke aus der ganzen Stadt die alten Frauen zum Thore hinauseilten, um das Vorgefallene zu erfahren. Da kam man endlich auf den Gedanken, am andern Tage ein Stück von der Stadtmauer samt dem Thore niederzureißen, um so den Baum in die Stadt zu schaffen. Man hätte doch nur, meint der Leser vielleicht ganz richtig, den Baum statt der Quere, der Länge nach hineintragen können — aber daran dachte man zum Unglück nicht. Doch hören wir, wie es weiter ging.

5. Wie das Rathaus aufgeführt, aber die Fenster dabei vergessen wurden.

Nachdem endlich das gezimmerte Bauholz, auch Steine, Sand, Kalk und was sonst zum Bauen erforderlich, vorhanden war, fingen die Bürger den Bau mit großem Eifer an. In wenigen Tagen waren auch die drei Hauptmauern (denn sie wollten etwas Besonderes und das Rathaus dreieckig haben) aus dem Grunde aufgeführt und vollendet. Darauf machten sie sich an das Dach, welches nach des Baues drei Ecken abgeteilt wurde, setzten den Stuhl desselben auf seine Mauern und vermeinten, hiermit das ganze Werk bis auf das Decken vollendet zu haben. Es war ein gemeinsames Werk voll-

bracht, und gingen sie in das Wirtshaus, auf Gemeindekosten einen guten Trunk zu thun, denn das war bei allem ihrem Thun die Hauptsache. — Als des folgenden Tages mit der Glocke das Zeichen gegeben worden, kamen sie wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Gebäude einzudecken. Nach vollendetem Werke wollten die Bürger in ihr Rathaus, um gleich zu versuchen, wie es sich das erste Mal würde darin raten lassen. Aber als sie in aller Ehrbarkeit eingetreten waren, — ei, schau, guck, sieh! — da war es ganz finster, und so finster, daß einer den andern kaum hören konnte. Da erschraken die Bürger gar über die Maßen und sannen lange und ernstlich nach, was sie doch etwa am Baue möchten versehen haben. Sie gingen aus der großen Thür hinaus, zu besehen, wo der Mangel wäre, befanden aber die drei Mauern ganz und das Dach fein ordentlich darauf stehen, also, daß draußen, wo Licht genug war, nichts mangelte. Sie gingen aber auch wieder hinein, auch inwendig zu besehen, wo doch der Fehler wäre, und konnten hier noch viel weniger einen solchen entdecken wegen Mangel an Licht. Fürwahr! die Ursache war ihnen unbekannt, sie konnten selbige nicht finden, noch erraten, wie sehr sie auch ihre Köpfe darüber zerbrachen. Darum standen sie in großen Ängsten und schlugen zur Förderung der Sache einen gemeinen Ratstag an.

6. Beratung der Bürger, das Licht in ihr Rathaus zu tragen.

Als nun der bestimmte Ratstag gekommen, erschienen die Bürger fleißig, also, daß keiner ausblieb, und setzten sich. Es hatte aber jeder einen angezündeten Lichtspan mit sich gebracht und denselben, nachdem er sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathause einander sähen, und der Bürgermeister einem jeden in der Umfrage Namen und Titel geben könnte. Da nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wurden vielerlei Meinungen vorgebracht, wie in zweifelhaften Händeln zu geschehen pflegt. Als sie nun aber fast willens waren, den Bau von neuem und mit größerer Sorgfalt zu beginnen, da trat ein Bürger auf und sprach: „Wer weiß, ob das Licht und der Tag sich nicht in einem Sacke tragen ließe, gleich wie das Wasser in einem Eimer getragen wird? Unser keiner hat es jemals versucht; darum, wo es euch gefällt, so wollen wir den Versuch machen. Gerät es, so haben wir eine feine und

wichtige Kunst entdeckt und werden als Erfinder derselben großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht, so ist auch nicht viel verloren!" Dieser Rat gefiel allen Bürgern so sehr, daß sie beschlossen, ihm in aller Eile nachzukommen. Daher kamen sie nach Mittag, als die Sonne am besten schien, alle vor das neue Rathaus, jeder mit einem Geschirre, mit dem er vermeinte, das Tageslicht zu fassen und heim zu tragen. Etliche brachten auch mit sich Hacken, Schaufeln, Mistgabeln und anderes, um das Einfangen des Lichtes ja auf alle Weise versuchen zu können. Sobald nun die Glocke eins geschlagen, konnte man Wunder sehen, wie alle anfingen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne hinein scheinen bis auf den Boden, knüpften sie dann eilends zu und liefen damit ins Haus, das Tageslicht auszuschütten. Ja, sie beredeten sich selbst, sie trügen an den Säcken viel schwerer, als zuvor, da sie leer gewesen. Andere thaten desgleichen mit andern verdeckten Gefäßen, als Töpfen, Kesseln, Fässern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Heugabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Bürgers darf besonders nicht vergessen werden, welcher meinte, das Tageslicht mit einer Mausfalle zu fangen und dasselbe also mit List zu bezwingen und ins Haus zu bringen. So lange die Sonne schien, arbeiteten sie mit solchem Eifer und Ernste, daß sie alle ermüdeten und von Hitze schier verlechzten und erlagen. Als sie aber so wenig ausrichteten, wie einst jene Riesen, welche die Berge aufeinander setzten, um den Himmel zu stürmen, so trösteten sie sich endlich mit den Worten: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es geraten wäre!" Alle zogen sie ab und hatten demnach so viel gewonnen, daß sie auf Unkosten der Gemeinde ins Wirtshaus gehen durften, um sich wieder zu erquicken und zu erlaben.

7. Wie ein durchreisender Landstreicher den Bürgern riet, das Tageslicht in ihr Rathaus zu bringen, und sie betrog.

Wie die Bürger an ihrer Arbeit gewesen, reiste von ungefähr ein fremder Wandersmann daselbst vorüber; er stand still, sah ihnen lange zu, sperrte den Mund auf und wäre auch bald ein Beckumer geworden. Des Abends aber in der Herberge fragte er, warum sie

also an der Sonne gearbeitet hätten? Da ward ihm durch die herumstehenden Bürger bald gesagt, daß es geschehen, um zu versuchen, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten. Der fremde Gesell war ein loser Vogel und dachte daher, hier lasse sich wohl ein Geschäft machen. Er fragte deshalb, ob sie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? „Nicht ein Deutlein,“ sagten die Bürger. „Das kommt daher,“ sagte der Gesell, „daß ihr die Sache nicht auf solche Weise angegriffen, wie ich euch wohl raten könnte!“ Da sie dieses hörten, wurden sie froh über die Maßen und verhießen ihm im Namen aller Bürger ein stattliches Ehrengeschenk, wenn er ihnen seinen Rat mitteilte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Da hießen sie ihn guter Dinge sein und befahlen dem Wirt, ihm tapfer aufzutragen und einzuschenken und, was er verzehre, auf Gemeinderechnung zu schreiben. Als darauf die liebe Sonne den Bürgern den hellen lichten Tag wieder gebracht hatte, führten sie den Gesellen zum Rathaus und besahen es mit allem Fleiße, oben und unten, hinten und vorn, innen und außen. Nachdem nun der fremde Künstler mit seiner Schalkheit Rats gepflegt, was zu thun wäre, hieß er die Bürger auf das Dach steigen und die Ziegel wieder abheben, welches bald geschehen. „Nun habt ihr,“ sprach er, „das Tageslicht in eurem Rathause; das möget ihr darinnen lassen, so lange euch gefällig; wenn es euch beschwerlich wird, so könnet ihr es wohl wiederum heraus jagen!“ Aber sie verstanden es nicht, daß er gemeint, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wiederum werden, wie es zuvor gewesen; dachten gar nicht an die Zukunft und saßen zusammen und hielten den ganzen Sommer Rat in dem lichtgewordenen Rathause. Sie verehrten dem Künstler aus dem gemeinen Säckel auch ein Ansehnliches und ließen ihn mit großem Danke davon ziehen. Der feine Gesell that, wie ein anderer guter Schlucker auch gethan hätte, nahm das Ehrengeschenk an, zählte nicht lange, sondern zog hinweg, schaute auch oft hinter sich, ob ihm nicht einer nachliefe, um ihm das Geld wieder abzunehmen. Es weiß auch heutigen Tags noch niemand, wer oder woher er gewesen, oder wohin er gekommen sei. Nur dieses sagten einige über ihn aus, daß sie ihn am Rücken das letzte Mal gesehen hätten.

8. Die Bürger werden der Ursache der Finsternis in ihrem Rathause endlich inne und schaffen selbige ab.

Die Bürger erfreute ihr neues Rathaus über alle Maßen. Den ganzen Sommer lang hielten sie Rat darinnen und handelten von wichtigen Sachen, dem gemeinen Nutzen, das Vaterland und dessen Verbesserung anlangend. Sie hatten auch solches Glück, daß es denselben ganzen Sommer, wenn sie im Rate gesessen, nie geregnet hat. Aber der Sommer verlor allgemach sein liebliches Antlitz, und der Winter kam und brachte mit sich Regen, Schnee und Wind. Da merkten denn die Bürger, als sie zu Rat saßen und ihnen die Schneeflocken auf die Nase fielen, daß es wohl möchte geraten sein, wenn sie ihrem Rathause wieder einen Hut aufsetzten, der ihnen allen mit zu statten käme. Also deckten sie das Dach des Rathauses zu und meinten den Winter an einem guten Ofen darin so warm zu sitzen, wie sie während des Sommers im lieben Sonnenschein gesessen hatten. Als aber das Dach wieder eingedeckt war, und sie ins Rathaus gehen wollten, siehe da, da war es leider wieder ebenso dunkel und finster darinnen, als es gewesen, ehe sie von dem Wanderer die transportable Tageslicht-Ersparungs-Kunst-Erfindung gelernt hatten; da erst merkten sie, daß sie von ihm nicht ins Licht, sondern hinters Licht geführt worden waren. Doch zu geschehenen Dingen mußten sie gute Miene zum bösen Spiele machen; denn, wenn das Geld hinweg, so ist es zu spät, den Beutel zuzuziehen. Also ergaben sie sich in ihr Schicksal und saßen wieder mit ihren Lichtspänen auf den Hüten zusammen und hielten sehr geschwind einen Rat darüber, der sich weit in den Tag hinverzog. Als nun die Umfrage von einem an den andern ging, kamen sie zuletzt an einen, der sich nicht der Ungeschliffenste zu sein dünkte. Derselbe stand auf und sagte: „Wir quälen uns immerfort mit unserem Rathause, haben Kosten darum und kommen in Spott und Verachtung, weil wir den Fehler nicht finden und verbessern können; und unser keiner ist jemals so witzig gewesen, daß er hätte gesehen, daß wir an dem Hause keine Fenster gemacht haben, durch welche das Licht hereinfallen möchte. Das ist doch zu arg!" — Ob dieser Rede erschraken die andern alle, nicht anders, als ob sie vor den Kopf geschlagen worden wären, und verstummten. Sie sahen aber auch einander an und schämten sich, einer vor dem anderen, solchen großen Unverstandes. Darum fingen

sie alsbald an, ohne noch erst die Umfrage abzuwarten, aller Orten die Mauer durchzubrechen, um Fenster anzubringen. — So weit die Chronik von dem großen Rathausbau.

9. Die Bürger besäen einen Acker mit Salz, daß es wachsen sollte, und was sich damit zugetragen.

Wie nun das Rathaus vollführt und mit großen Männern wohl besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammen zu kommen und sich für das allgemeine Beste zu bekümmern und zu zermartern. Nun traf es sich, daß ihnen damals wegen schwebender Kriegsläufe das Salz, so sie aus andern Gegenden bezogen, abgeschnitten war, daß sie großen Mangel daran litten, und darum zogen sie in Überlegung, wie man der Sache abhelfen könne. Da wurden nun mancherlei Mittel und Wege vorgeschlagen und bedacht. Endlich wurden sie ratseinig und beschlossen einhellig: Sintemal kund und offenbar sei, daß der Zucker, welcher dem Salze nicht unähnlich, auch wachse, so müsse ja folgern, daß das Salz gleichermaßen auf dem Felde wachse. Daher sei bei bewandten Umständen kein besserer Rat zu erfinden, als daß man ein großes Stück Feldes, so der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe; so würden sie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht anderen darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben. — Solcher Ratsbeschluß ward nun auch wirklich und emsig in Ausführung gebracht, voll bester Hoffnung, sie würden nicht nur ferner der Salznot enthoben sein, sondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem selbst erzeugten Salze zu Wege bringen. In solchem Vertrauen haben sie auch desto fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede seiner vier Ecken Hüter gesetzt, jeden mit einem langen Blaserohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäete Salz, wie andern Samen, vielleicht auflesen wollten, zu erschießen. Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerschönste zu grünen, worüber die Bürger unsägliche Freude hatten. Sie meinten, nun sei es ihnen doch einmal geraten, und gingen alle Tage hinaus, zu besehen, wie das Salz wüchse und beredeten sich selber, sie hörten es wachsen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung; und es war keiner unter ihnen allen, welcher

nicht schon allbereits in seinem Sinne einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Damit nun das heranwachsende Salz nicht zertreten oder sonst beschädigt würde, stellten sie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, Pferd, Ziege oder Schaf auf den Acker käme, so sollten sie selbige mit Stoßen, Treiben, Jagen, Schlagen, Puffen, Klopfen, Zwicken, Scheuchen, wie sie nur immer könnten, angreifen und abwehren, sich selbst aber wohl hüten, den Acker zu beschädigen; was die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leisten versprachen.

10. Wie einiges Vieh auf den Salzacker gekommen, und wie selbiges fortgetrieben worden ist.

Die Hüter mochten nun wohl guten Willen haben, den Salzacker zu wahren, aber es heißt: „Der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach.“ Mochten nun die Hüter infolge ihres schwachen Fleisches geschlafen haben, oder wie es sonst immer gekommen sein mag, genug, es kam viel fremdes, unvernünftiges Vieh auf den so wohl gebauten und besäeten Salzacker, schändete und zertrat ihn, daß es schade war, beides, um das herrliche Salz, so daselbst versäet worden, und um das, so noch hätte wachsen sollen. Die Hüter hatten nun, wie sie sich die Augen rieben und das Vieh sahen, einen grausamen Schrecken, liefen in Angst wider einander und wußten nicht, was nun zu thun sei, denn so viel sahen sie wohl ein, daß der Schaden nur noch größer werden würde, wenn sie selber noch auf dem Acker zu dem Vieh sich gesellten, um es herauszujagen. Sie entschlossen sich, so schwer es ihnen auch fiel, betrübten Antlitzes und schuldbewußten Herzens in die Stadt zu gehen und einem weisen Rate den bösen Fall vorzutragen. Bürgermeister und Rat gerieten gleichfalls in großen Schrecken und Verlegenheit und hielten daher sogleich eine Sitzung, in welcher beraten wurde, was geschehen sollte, damit das Vieh ihrem Salze nicht weiteren Schaden zufüge, und doch die Hüter nicht dem Vieh, wenn sie es heraustrieben, das Salz zertreten hülfen. Als nun dieser schwere Handel lange hin und her erwogen, bedacht, besprochen, für und wider geredet worden war, beschlossen sie zuletzt, nachdem ihnen fast die Köpfe von tiefsinnigem Denken geborsten wären, es sollten ihrer vier von dem

hochweisen Rate, vor welchen die Tiere sich mehr, als vor schlechten Leuten scheuen würden, den Obersten unter den Hütern auf eine Hürde setzen, ihm eine lange Peitsche in die Hand geben und ihn zu dem leidigen, losen Vieh in dem Salzacker herumtragen, bis er es herausgetrieben hätte; keiner aber der Hüter solle auf den Acker gehen, damit durch ihn kein Schaden, welchen abzuwenden er geschworen, geschähe. Solchen gnädigen Urteils waren die Hüter wohl zufrieden, und der Oberste unter ihnen dünkte sich nicht weniger denn ein vornehmer Herr und Fürst, als ihn die Ratsherren auf die Hürde setzten und ihn ihm Salzfelde herumtrugen, bis er mit seinem Zepter den Feind des Vaterlandes in die Flucht geschlagen hatte. Die vier, welche den Hüter trugen, fügten mit ihren Füßen dem Salzacker keinen Schaden zu, denn sie waren Mitglieder des weisen Rates, der Gemeindegut wohl treten mag, ohne daß dem gemeinen Besten ein Schaden daraus erwüchse.

11. Wie das Salz gewachsen und reif geworden, und es die Bürger nicht abschneiden konnten.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte, nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, von welchem man sagt, daß es auf keine Weise verderbe. — Als aber die Zeit nahe herbeigekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht ausfalle, abschneiden und einsammeln sollte, rüsteten sie sich alle und bereiteten alles aufs beste und fleißigste, was zu solchem wichtigen Werke notwendig schien. Einige kamen mit Sicheln und Sensen, das Salz abzuschneiden; andere hatten Pferde und Wagen mit sich gebracht, es heimzufahren; wieder einige aber hatten ihre Flegel gerüstet und hingebracht, das Salz auszudreschen. Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Salz abschneiden wollen, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüstete. Auch mochten sie nicht Handschuhe anziehen, denn, weil es Sommer und sehr heiß war, so glaubten sie, man würde sie verspotten, wenn sie Handschuhe anlegten. Einige waren der Meinung, man solle das Salz mähen, wie das Gras; das widerrieten andere, weil zu besorgen stehe, daß dabei der Samen ausfalle. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einem Bogen abschießen könnte; weil sie aber keine Schützen unter sich hatten und besorgten, wenn

sie nach fremden Schützen schickten, so möchte ihre Kunst, das Salz zu bauen, verraten werden, unterließen sie solches auch. Kurz, die Bürger konnten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie einen Rat fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger, denn, was sie nicht verbraucht, das hatten sie versäet. Darum litten sie übergroßen Mangel an Salz. Leider war damals keiner unter ihnen, der die Kunst verstanden hätte, den Schnee des Winters hinterm Ofen zu dörren und für Salz zu gebrauchen. Von den Bürgern konnte keiner wissen, warum ihr Salz also scharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gebaut gewesen, zu wenig oder zu viel, und wollten daher weitere Versuche anstellen und abwarten. Wärest du, lieber Leser, damals an Ort und Stelle gewesen, so hättest du wohl gefunden, daß das Salzkraut nichts anderes war als — Nesseln. Aber die Bürger konnten das nie begreifen.

12. Wie mehrere Bürger einen Mühlstein graben, und einer mit demselben hinweg lief.

Es hatten die Bürger sich eine Mühle gebaut, zu welcher sie mit allgemeinem Werke auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein gehauen und mit großer Mühe und Arbeit den Berg herab getragen. Als sie ihn endlich unten hatten, fiel ihnen ein, wie sie sich doch die Arbeit viel leichter hätten machen können und sagten daher unter einander: „Geschwind, laßt uns unsre schwere, saure Arbeit, die wir uns unnötigerweise gemacht, dadurch wieder einbringen, daß wir den Stein zurücktragen und ihn den Berg herabrollen lassen!“ — Solches gefiel ihnen allen. Sie trugen also den Stein mit viel größerer Mühe wieder auf den Berg; und wie sie ihn eben wieder hinabstoßen wollten, sprach einer unter ihnen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen sei? wer will es uns unten sagen?“ „Ei,“ sagte der Bürgermeister, welcher den Rat gegeben hatte, „diesem ist leichtlich zu helfen; denn es muß sich einer von uns in dies Loch stecken (wie denn die Mühlsteine in der Mitte ein großes Loch haben) und mit hinablaufen!“ Das ward nun für gut angesehen und alsobald einer erwählt, welcher, den Kopf in das Loch gesteckt, mit dem Steine den Berg hinab

gelaufen ist. Nun war unten am Berge ein tiefer Fischteich, in den fiel der Stein samt dem Tropfe, also daß die Bürger beide, den Stein und den Mann, verloren, und keiner wußte, wo sie hingekommen sein mochten. Daher fiel ein Argwohn auf den Gesellen, welcher mit dem Steine gelaufen, als wäre derselbe mit dem Mühlsteine entlaufen und wollte ihnen also das Ihre entfremden. Die Bürger ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken öffentlich anschlagen: Wo einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen und ihm, als einem, der Gemeindegut gestohlen, sein Recht ergehen lassen. Aber der arme Teufel lag im Teiche und war tot. Er hätte wohl gar gern den bösen Halskragen wieder hergegeben, aber der hatte ihn so tief hinuntergezogen, daß er, nachdem er genug Wasser getrunken, ja mehr, als ihm gut war, zu Tode starb und noch heutigen Tages tot ist, wenn er wirklich gestorben ist.

13. Der Bürger Mitleid mit einem armen Nußbaume, und was sie mit ihm vorgenommen.

Nicht fern von der hochweisen Stadt fließt ein Wasser, an dessen Ufer ein großer Nußbaum stand. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, daß er es berührte. Etliche Bürger bemerkten dieses, und weil sie liebe, fromme Leute waren, dergleichen man heutiges Tags wenig findet, so hatten sie herzliches Erbarmen und großes Mitleiden mit dem guten Nußbaume. Sie gingen deshalb zu Rat, was doch dem guten Nußbaume fehlen möge, daß er sich also zum Wasser neige? Als nun hierüber mancherlei Meinungen fielen, sagte zuletzt der Herr Bürgermeister, ob sie nicht närrische Leute wären? Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Orte stände und sich darum auf das Wasser neige, weil er gern trinken wollte. Er meinte auch nicht anders, als daß jener sich herunter neigende Ast des Baumes Schnabel wäre, welchen er nach dem Trunk ausstrecke. Die Bürger faßten kurzen Rat, gedachten ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie ihm zu trinken gäben, und legten deshalb ein großes Seil oben an den Baum, stellten sich jenseits des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herab, damit er sich an dem Wasser erlaben könne. Als sie ihn fast ganz bei dem Wasser hatten, befahlen sie

einem, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends in das Wasser zu tunken. Indem nun derselbe hinauf steigt und den Ast hinunter in das Wasser tunkt, so reißt das Seil, und der Baum schnellt wieder über sich und schlägt mit einem harten Ast dem Manne straks den Kopf ab, welcher in das Wasser fiel, so daß ihn keiner nicht sah; der Körper aber fiel vom Baume herab und hatte keinen Kopf mehr. — Darüber erschraken alle gewaltig, bestellten auf der Stelle das Gericht und fragten, ob der Tote auch einen Kopf gehabt hätte, da er auf den Baum gestiegen sei? Aber es konnte solches keiner von ihnen sagen. Der Bürgermeister sagte, er sei überzeugt, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinausgegangen, denn er habe ihn drei- oder viermal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Daraus er denn schließe: Habe er nichts gehört, so habe er auch keine Ohren gehabt; und habe er keine Ohren gehabt, so habe er auch keinen Kopf gehabt, denn die Ohren müßten ja am Kopfe stehen. Doch wisse er es nicht so ganz gewiß; darum wäre sein Rat, man solle jemand heim zu seinem Weibe schicken und fragen lassen, ob ihr Mann auch heute Morgen den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinaus gegangen sei? Die Frau sagte, sie wisse es nicht; aber das sei ihr wohl noch bewußt, als er vom letzten Markte zurückgekehrt sei, da habe er den Kopf noch gehabt; seitdem habe sie nicht acht auf seinen Kopf gehabt. „Dort an jener Wand," sagte sie, „hängt sein alter Hut; wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn wohl mit sich hinausgenommen, oder ihn anderswo hingelegt haben, was ich nicht weiß!" Alle sahen sie unter den Hut an der Wand, aber da war nichts; und noch heute weiß niemand zu sagen, ob der Bürger den Kopf mit hinausgenommen habe oder nicht; einige aber haben auch steif und fest behauptet, daß er niemals einen gehabt habe.

14. Eine gar merkliche Historie, so sich mit einem Krebs in der Stadt zugetragen hat.

Ein unschuldiger, armer Krebs hat sich einstmals verirret, meinte in ein Loch zu kriechen und kam zu seinem Unglücke in die Stadt. Als ihn nun etliche gesehen, daß er viele Füße habe, hinter sich und vor sich gehen konnte, und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher, redlicher Krebs an sich hat, so erschraken sie über

die Maßen, denn sie hatten noch nie ein solches Untier gehen sehen. Sie zogen also eilig an der Sturmglocke, und alle Bürger kamen zusammen gelaufen, betrachteten das Ungeheuer und hielten Rat, was es doch sein möchte. Niemand konnte es sagen, bis endlich der Bürgermeister sagte, es werde gewißlich ein Schneider sein, weil er zwei Scheren bei sich habe. Solches zu erkunden, legte ihm ein Bürger ein Stück Tuch vor, worauf der Krebs hin- und herkroch; da schnitt er ihm mit der Schere hinten nach, denn sie vermeinten alle nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtschaffener Schneidermeister, entwerfe das Muster eines neuen Kleides, welches sie als eine neue Mode gar gern getragen hätten. Aber das Tuch wurde zerschnitten, daß es zu nichts mehr zu brauchen war. Als sie nun gesehen, daß der Krebs von der Schneiderei wenig oder gar nichts verstehe, da trat einer unter ihnen auf und sprach, er habe einen sehr wohl erfahrenen Sohn, der sei in drei Tagen zwei Meilen Weges weit und breit gewandert, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, er werde dergleichen Tiere mehr gesehen haben und wissen, was es sei. Also ward der Sohn gerufen. Derselbe besah das Tier lange, hinten und vorn, und wußte nicht, wo er es angreifen sollte, oder wo es den Kopf habe. Denn da doch männiglich der Nase nach zu gehen pflegt, die Nase aber am Kopfe sitzt, so war es augenscheinlich, das der Krebs, der so gut rückwärts wie vorwärts lief, auch hinten wie vorne einen Kopf habe. Endlich aber sprach der weitgereiste Herr Sohn: „Nun habe ich doch meine Tage hin und her viel Wunderbares gesehen, aber desgleichen ist mir nicht vorgekommen. Doch wenn ich sagen soll, was es für ein Tier sei, so spreche ich nach meinem hohen Verstande: „Wenn es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so muß es gewißlich ein Hirsch sein!“ — Die Bürger wußten jetzt eben so viel, als vorher; und als einer den Krebs angreifen wollte, erwischte ihn dieser mit der Schere dermaßen, daß der Bürger anfing kläglich um Hülfe zu rufen und zu schreien: „Es ist ein Mörder, ein Mörder!“ Als solches die andern gesehen, hatten sie schon genug; besetzten daher alsbald, gleich ohne Verzug, auf dem Platze, wo der Bürger gebissen worden war, das Gericht und ließen ein Urteil über den Krebs ergehen; das lautete ungefähr solchermaßen: Sintemal niemand wisse, was sothanes für ein Getier sei, und aber sich es befinde, dieweil es sie

betrogen, indem es sich für einen Schneider ausgegeben und doch nicht sei, daß es ein leutebetrügendes und schändliches Getier sei, ja ein Mörder, so erkennen sie, daß es solle gerichtet und als ein Leutebetrüger und Mörder mit dem Wasser vom Leben zum Tode gefördert werden. — Solches Urteil zu vollstrecken, ward einem unter ihnen Auftrag gegeben. Derselbe nahm den Krebs auf ein Brett, trug ihn dem Wasser zu, und die ganze Gemeinde begleitete ihn. Da ward der Krebs im Beisein und Zusehen sämtlicher Bürger ins Wasser versenket. Als aber der Krebs in das Wasser gekommen, zappelte er und kroch hinter sich. Solches ersahen die Bürger, und etliche, welche zartfühlenden Herzens waren, huben an zu weinen und sprachen: „Ei sehet, das möge sich jeder zu Herzen nehmen und ein rechtschaffenes Leben führen; sehet, wie thut der Tod doch so weh!“

15. Der behexte Nußbehälter.

Eine haushälterische Bürgerin hatte zum Aufbewahren ihrer Haselnüsse eine ziemlich dickleibige Flasche genommen, deren Oeffnung grade so groß war, daß man mit der flachen Hand bequem hinein fassen konnte. Am Tage vor Weihnachten nun, wo ja das von den Kleinen so sehnsüchtig erwartete liebe Christkindchen kommt, stieg sie in den Keller hinab, um mit ihrem Nußvorrate den Kindern ein Geschenk zu machen. Sie langte also hinein, aber o weh! die mit Nüssen gefüllte Hand will nicht wieder heraus. Eine schreckliche Angst befällt die arme Frau, die, glaubend die Flasche sei behext, ein solches Geschrei ausstieß, daß die ganze Nachbarschaft herbeilief. Doch keiner weiß Rat, keiner kann helfen. Man ließ daher endlich aus dem nächsten Dorfe einen dort wohnenden Schäfer kommen, welcher, in solchen Sachen erfahren, durch Besprechen den Bann lösen sollte. Der Schäfer kam auch alsbald herbei, beschrieb mit einem Stabe einen Kreis um die Flasche und die Frau, murmelte einige, den Umstehenden unverständliche Worte und stieß alsdann mit demselben Stabe stark an die Flasche, daß dieselbe entzwei sprang. Der Bann war gelöst zum Erstaunen und Versteinern aller Anwesenden.

16. Die sonderbaren Pferde- und Kuheier.

Diese absonderliche Geschichte hat sich, wie sie oben von den Kleinenbergern (Siehe Seite 134) erzählt worden, in derselben Weise auch bei den Beckumern zugetragen.

Dagegen hatten die Beckumer erfahren, daß, wenn man Käse aussäe, Käse daraus wüchsen; darum haben sie eine große Partie derselben gekauft und in einem Bruche ausgesäet. Es ist nicht bekannt geworden, ob dieselben aufgegangen, aber das Bruch besteht noch, und man nennt dasselbe bis auf den heutigen Tag Käsebruch.

17. Wie die Bürger das Gras auf dem Kirchturme durch den Gemeindeochs wollen abweiden lassen.

Die Bürger waren von jeher ernsthafte Leute in ihrem Thun und Lassen, sonderlich in der Förderung des gemeinen Nutzens, damit derselbe allenthalben aufginge und zunähme und nirgends Schaden litte. Als die lieben Leute einstmals bemerkten, daß auf dem Kirchturme schönes, langes Gras gewachsen, bedauerten sie, daß es verloren sein sollte, und niemand zum Nutzen kommen würde, und hielten daher einen Rat, wie man es wohl verwenden möge. Da fielen nun vielerlei Meinungen. Die einen vermeinten, man sollte es abmähen; aber niemand wollte sich eines solchen unterstehen und sich auf den hohen Turm wagen. Andere vermeinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so wäre am besten, daß man das Gras abschösse. Endlich that der hochgelehrte Bürgermeister seinen Mund auf und riet, man solle das Gemeindevieh darauf weiden lassen, das würde es abfressen, so dürfe man es weder abmähen noch abschießen. Solchem Rat, als dem besten, stimmte die ganze Gemeinde bei, und zur Danksagung ward ferner anerkannt, der Gemeindeochs sollte zuerst des guten Rats genießen, welches der Bürgermeister dankbar in dessen Namen annahm. Sie machten also dem Ochs ein starkes Seil mit einer Schlinge um den Kopf, warfen es über den Turm und fingen am andern Ende an zu ziehen. Als aber die Schlinge sich zuzog, fing der Ochs an zu erwürgen, und wie er fast hinauf war, streckte er die Zunge heraus. Solches sah ein Bürger, der schrie: „Zieht schnell, zieht schnell!“

Der Bürgermeister stimmte aus vollen Leibeskräften bei und rief: „Zieht noch einmal, zieht, er hat das Gras schon geschmeckt und die Zunge darnach ausgestreckt! Zieht, Zieht! er ist bald droben. Er ist tölpisch und ungeschickt, daß er sich selber nicht helfen kann; es sollte ihnen eurer einer vollends hinauf stoßen!" Aber es war vergebens, die Bürger konnten den Ochsen nicht hinauf bringen. Sie ließen ihn also wieder herab; da er gestorben war, lautete das Urteil, vor Gier.

18. Wie die Bürger ihre Füße verwechselten und dieselben nicht mehr zu unterscheiden vermochten, doch zuletzt jeder die seinen wiederfand.

Die Bürger unternahmen einmal eine Landpartie; sie gingen erst in das nächste Dorf und zechten nach Kräften. Und als sie satt und trunken waren und dennoch etwas zum besten vorhanden war, welches auch mußte verzecht sein, kam sie ein Gelüst an, auf eine grüne lustige Wiese hinaus zu spazieren und gleich vornehmen Herren so lange mit Spazierengehen sich zu erlustigen, bis sie eine andere Mahlzeit zu verzehren im stande wären. Also gingen sie hinaus, vergaßen auch nicht, einige gute Flaschen Weins mitzunehmen, damit in solcher Hitze der Magen ihnen nicht ausdörre und etwa platze, so daß er ferner keinen Wein mehr zu halten vermöge, und lagerten sich in das grüne Gras, zechten bis zum Abend und waren überaus guter Dinge. Weil sie aber im Zechen die Beine durcheinander geschränkt hatten und nicht gar gut mehr die Farbe ihrer Beinkleider zu unterscheiden vermochten, so konnte, als sie sich zum Heimgehen anschickten, keiner seine Beine wieder finden und fürchtete ein jeder, ein anderer nähme ihm seine Füße, oder er einem andern seine Beine. Sie waren in großer Angst. Da sie nun einander also angafften und nicht wußten, was hier zu thun sei, sieh, da ritt einer ungefähr vorüber auf einem Pferde, den riefen sie an und klagten ihm ihren Jammer mit der Bitte, könne er etwas, wodurch von ihnen jeder seine Füße wieder bekomme, so möge er's brauchen und nicht sparen; sie wollten es ihm auch nebst größter Danksagung wohl bezahlen. Er sprach, das könne er wohl, stieg

ab und schnitt sich einen gehörigen Prügel von einer Weide. Hiernach aber ritt er unter die ehrbaren Bürger und fängt an dem ersten besten auf die Beine zu schlagen, und welchen er traf, der sprang geschwind auf und hatte seine Beine wieder, denn der fremde Gesell hatte sie ihm gefunden. — Nachdem so einer nach dem andern aufgesprungen, da blieb zuletzt nur noch ein einziger sitzen, der rief gar kläglich: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? wollt ihr das Geld nicht auch an mir verdienen? oder sind diese meine?“ Jener aber sprach: „Wart', wir wollen sehen!“ und gab ihm somit einen Hieb, daß es flammte. Also sprang dieser letzte auch auf. Also hatten die Bürger jeder seine Füße wieder bekommen, waren froh, schenkten dem Manne aus Dankbarkeit, was sie bei sich hatten, zogen heim und gedachten ein andermal besser auf ihrer Hut zu sein.

19. Das Verbergen einer Glocke.

Es brach einmal im Reiche ein Krieg aus, und waren die Bürger daher für Hab und Gut sehr besorgt, daß es ihnen von den Feinden geraubt und weggeführt werden könne. Besonders waren sie um eine Glocke besorgt, welche auf ihrem Rathause hing, man möge sie wegnehmen, um Kanonen daraus zu gießen. Also wurden sie nach langem Ratschlagen eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in ein Wasser zu versenken und sie alsdann, wenn der Krieg vorüber wäre, wieder heraus zu ziehen und wieder aufzuhängen. Sie trugen die Glocke in einen Backetrog und fuhren damit auf den Kolk. — Als sie aber die Glocke hineingeworfen hatten, sagte einer: „Wie wollen wir aber hernach den Ort wiederfinden, wo wir sie hineingeworfen haben?“ „Da lasse dir,“ sprach der Bürgermeister, „kein graues Haar darüber wachsen!“ trat hinzu und schnitt mit einem Messer einen Kerb in den Backetrog, an dem Ort, da sie die Glocke hinausgeworfen, sprechend: „Hier bei diesem Schnitt wollen wir sie wiederfinden!“ Alle bewunderten des Bürgermeisters hohe Weisheit. Als nun der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den Kolk, um ihre Glocke zu holen und fanden den Kerbschnitt an dem Backetroge wohl, aber die Glocke konnten sie nicht finden. Da waren sie nicht wenig verwundert und erschraken und glaubten endlich, der

Feind müsse sie doch wohl heimlich in der Nacht weggeholt haben, und ein Fisch möge es ihm gesagt haben, daß hier die Glocke verborgen sei.

20. Das Schicksal einer langen Wurst.

Es hatte ein hochweiser Bürger ein tüchtiges Schwein, das wollte er behalten und mästen. Das Schwein kam aber in eines andern Bürgers Scheuer und fraß infolge des Triebes, welcher Hunger genannt wird, einen guten Teil Gerste auf. Der ehrliche Bürger, den der Schaden getroffen, nahm das Schwein beim Ohr, führte es vor einen wohllöblichen Rat und wurde klagbar wider dasselbe. Der Rat berief sofort die Gemeinde, und von dieser wurde das Schwein als ein Dieb einstimmig vom Leben zum Tode verurteilt. Nachdem nun im hochnotpeinlichen Halsgericht Zetermordio geschrien, und der Stab über das Schwein gebrochen worden, wurde es alsbald mit dem Messer, wie das Recht es gefordert hatte, vom Leben zum Tode gerichtet, und fiel all sein Hab und Gut, Haut und Haar, den Richtern heim, es zu verzehren. Denn dieweil es mit Fressen das Leben verwirkt, wäre auch billig, daß es mit gleicher Strafe gestraft und auch gefressen würde. Nun wollten die Bürger alles zum gemeinen Nutzen ziehen, und damit nichts zu unnütz abginge, auch Würste machen. Sie nahmen daher das ganze Gedärm des Schweines, wuschen es aus und füllten es, so lang es war, mit Speck, Blut, Leber, Lungen, Hirn und Anderm, was man zu einer guten Wurst zu nehmen pflegt, und machten eine einzige Wurst, die war so lang, als das ganze Gedärm aneinandergelegt. — Als nun der Tag kam, daß sie das Urteil vollenden und das Schwein verzehren wollten, da sollte die lange Wurst zum Voressen dienen. Sie konnten aber keinen Topf finden, welcher groß genug gewesen wäre, um die Wurst in ihm zu kochen; denn sie waren in der Meinung, der Topf müßte so groß sein, als die Wurst; wußten also nicht, was zu thun wäre. Denn es wollte auch kein Töpfer unternehmen, einen so großen Topf zu machen. In solchem Zweifel und Unmut geht ein Bürger durch die Stadt hinab, und als er bei etlichen Gänsen vorbeigeht, fingen dieselben an zu schreien: Kajack! Kajack! Der Bürger verstand es so wie: zwiefach! zwiefach! war

überaus froh und lief zur Gemeinde, die noch der Wurst wegen Rat hielt, zurück und sprach, es sei ihnen allen wohl eine Schande, daß sie erst von den Gänsen lernen müßten, daß man die Wurst müsse zweifach in den Topf thun. Als die Gemeinde solches gehört, nahm sie es ferner zu bedenken, und ward allda beschlossen: könne man die Wurst zweifach kochen, so lasse sie sich auch dreifach kochen (denn was sich zweie, das dreie sich auch gerne), deswegen auch vierfach und mehrfach. Also legten sie die Wurst so oft zusammen, bis sie in einen gewöhnlichen Topf gelegt werden konnte. Sie ward also gekocht und ausgeteilt und jedem ein Stück davon gegeben, welches ihm dreimal um den Mund ging. Denn es mußte jeder den einen Zipfel der Wurst in den Mund nehmen und heben, mit dem andern Teil fuhren sie um den Kopf und wenn sie das dritte Mal zum Munde kamen, so biß er es ab; das war alsdann sein Teil. Davon ist dann das Sprüchwort noch heut zu Tage vorhanden: „Man muß dir eine Wurst braten, die dir dreimal ums Maul geht."

21. Der Ankauf eines Mausehundes und das durch denselben verursachte Unglück.

In der ganzen Stadt hatte man keine Katzen, wohl aber so viele Mäuse, daß man sich nicht mehr zu helfen wußte. Was die Leute nur neben sich stellten, das ward ihnen gefressen oder zernagt. Sie konnten auch keinen Rat finden, wie sie die Mäuse los würden. Bald darauf zog ein Wandersmann durch die Stadt, der trug eine Katze auf dem Arme und kehrte bei dem Wirte ein. Der Wirt fragte ihn, was dieses für ein Tier sei. Er sprach, es sei ein Mausehund. Nun waren die Mäuse in der Stadt so heimisch und zahm, daß sie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, sondern bei Tage ohne Scheu hin- und herliefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen und diese erlegte alsbald, im Beisein des Wirts, eine große Anzahl von Mäusen. — Als solches der Gemeinde durch den Wirt angezeigt ward, fragten sie den Mann, ob ihm der Mausehund feil wäre, sie wollten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete, er sei ihm zwar nicht feil; aber weil sie seiner so bedürftig wären, so wolle er ihnen denselben ablassen, wenn sie ihm, was recht sei, dafür geben wollten. Er forderte aber hundert Gulden. Die

Bürger waren froh, daß er nicht mehr gefordert hatte, wurden mit ihm des Kaufes eins und zahlten das Geld aus dem Gemeindesäckel. Also ward der Kauf gemacht, und der Fremde brachte ihnen den Mausehund in das Rathaus, wo sie ihr Getreide liegen hatten und wo auch die meisten Mäuse waren. Der Wanderer zog eilends mit dem Gelde hinweg, fürchtete sich, daß jene etwa den Kauf gereuen und ihm das Geld wieder abnehmen möchten, und im Gehen sah er oft hinter sich, ob ihm nicht jemand nacheile. Nun hatten die Bürger vergessen zu fragen, was der Mausehund esse; darum schickten sie dem Wandersmann in Eile einen nach, der ihn deshalb fragen sollte. Als jener aber sah, daß ihm jemand nacheilte, lief er desto schneller, und zwar so, daß der Abgesandte ihn nicht ereilen konnte. Dieser schrie ihm daher von ferne zu: „Was ißt er? was ißt er?“ Jener antwortete: „Was man ihm beut! was man ihm beut!“ Der Bürger hatte verstanden: Vieh und Leut, Vieh und Leut! und kehrte daher eilig in großem Schrecken heim und zeigte solches den gnädigen Herren an. Diese erschracken darüber sehr und sprachen: „Wehe, wenn der Mausehund keine Mäuse mehr zu fressen hat, so wird er unser Vieh fressen und zuletzt uns selbst, obgleich wir ihn doch für unser gutes Geld gekauft haben!“ Sie hielten daher einen Rat, die Katze zu töten; aber keiner wollte das Ungeheuer angreifen, und darum beschlossen sie, dieselbe in dem Rathause mit Feuer zu verbrennen, denn es wäre besser, einen geringeren Schaden zu tragen, als daß sie alle um Leib und Leben kämen. Also zündeten sie das Rathaus an. Da aber die Katze das Feuer merkte, sprang sie zum Fenster hinaus, kam davon und floh in ein anderes Haus; das Rathaus aber brannte bis auf den Boden nieder. Niemand war mehr in Ängsten als die Bürger, die den Mausehund nicht los werden konnten. Sie hielten daher ferner Rat, kauften das Haus, in welchem die Katze war, an sich und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf das Dach, saß da eine Weile und strich sich, wie ihre Gewohnheit war, mit der Pfote über den Kopf. Das verstanden die Bürger, als wenn die Katze eine Hand aufhöbe und einen fürchterlichen Eid schwöre, daß sie solches nicht wollte ungerächt lassen. Da wollte einer, der ein rechter Held war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, mit einem langen Spieße nach der Katze stechen, sie aber sprang auf den Spieß und kam an ihm

herabgelaufen. Den Helden und die ganze Gemeinde ergriff ein entsetzlicher Schrecken, so daß sie davon liefen und das Feuer brennen ließen. Weil aber dem Feuer niemand wehrte, noch jemand zum Löschen herbei kam, so brannte die ganze Stadt nieder, und trotzdem kam die Katze gut davon; die Bürger aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damals brannte auch ihre Kanzlei ab, und zwar so, daß leider eine nicht unbedeutende Anzahl der interessantesten Geschichten ein Raub der Flammen geworden ist.

22. Wie die Bürger ratschlagen, andere Wohnungen zu suchen, und alle hinwegzogen.

Die Bürger waren voller Angst und wußten nicht, was nun zu thun sei. Ihre Häuser waren verbrannt, Hab und Gut verloren. Neu sich anzubauen wagten sie vorerst nicht, denn der fürchterliche, blutdürstige Mäusehund hatte einen teuern Eid geschworen, sich zu rächen, würde also sicher wiedergekommen sein und sie, die nur mit Mühe dem Tode entronnen waren, noch alle umgebracht haben. So fanden sie denn keinen bessern Rat, als daß sie eine andere Heimat und andere Wohnungen suchten, wo sie vor dem Mäusehunde geborgen und sicher wohnen möchten. Trauernd saßen sie noch eine Weile beisammen und thaten den letzten Trunk auf Gemeindekosten, bis Säckel und Flaschen leer waren. Da erhob sich ein Jammern und Wehklagen, und manchem brachen die Beine, daß er weder gehen noch stehen konnte. Der Bürgermeister saß aber da auf einem Stein und hatte keinen Trunk gethan und weinte über die Stadt. Was er dachte, weiß niemand zu sagen, auch nicht, ob er wieder aufgestanden ist. Die andern alle aber verließen ihr Vaterland und zogen von einander, der eine hierhin mit Weib und Kind, der andere dahin, ließen sich an vielen Orten nieder und verbreiteten sich wie der Sand am Meere. Ihre Kinder und Kindeskinder findet man seitdem sowohl in aller Herren Ländern, wie auch zum Teil auf der alten liebgewordenen Stätte.

Borken.

In der Kirche zu Borken ist folgende wunderbare Grabschrift zu lesen: „Obiit Dux Johannes de minore egipto V.

Cal. Dec. anno 1438", die das Denkmal des letzten Zigeunerkönigs bildet, welcher auf dem Marktplatze des Städtchens wegen Totschlag eines anderen „Heidenkönigs" nachts bei Fackellicht auf einem ausgebreiteten roten Scharlaken enthauptet wurde. Um der Hinrichtung zu entgehen, hat er vergebens sich erboten, er wollte eine metallene Mauer um ganz Borken ziehen.

Dieser letzte Heidenkönig soll auf dem Hause Engelrading gewohnt haben.

Bockholts Erbauung.

Die Stadt Bockholt soll von Karl dem Großen, als er hier eine Schlacht gegen die Sachsen gewonnen, erbaut worden sein und ihren Namen von einem heiligen Buchenhain, der sich hier befand, erhalten haben.

Die Freiheit bei Raesfeld.

Der erste Graf zu Raesfeld ist ein gewaltiger Herr gewesen, der auch das schöne Schloß mit den spitzen Türmen, mit Graben und Zugbrücken, gebaut hat; darum haben sich auch viele Leute bei ihm niedergelassen und die Stätten eingenommen, welche man „auf der Freiheit" nennt. Diese hat der Graf mit einem seidenen Faden umzogen, der so fest gewesen ist, daß ihn niemand hat zerreißen können.

Die heiligen Kreuze zu Coesfeld und zu Haltern.

Das Kreuz, welches sich in der Kirche zu Haltern befindet, ist auf der Lippe herabgeschwommen gekommen; niemand weiß woher. Das zu Coesfeld haben zwei Ochsen ohne irgend einen Treiber dahingebracht, und bei dieser wunderbaren Herkunft haben sich dann auch bereits zahlreiche Wunder ereignet. Das Coesfelder wird alle Jahre einmal aus der Kirche herausgenommen, nämlich am Pfingstmontag und in feierlicher Prozession um die Felder getragen. Nach einer anderen Tradition soll das wunderthätige

Kreuz, welches zu Coesfeld mit besonderer Verehrung aufbewahrt wird, von Karl dem Großen herrühren.

Versunkene Glocke im Loh bei Recklinghausen.

Im Loh, einem Gehölze bei Recklinghausen, durch welches der „graute Beke" fließt, soll eine Glocke versunken sein, die aus dem Recklinghauserturm dahin geflogen ist. An bestimmten Tagen, namentlich um Mittwinter, kann man sie dort unten läuten hören.

Das Kruzifix zu Stromberg.

Auf der Spitze des Stromberges in Westfalen, nicht weit von der jetzt verfallenen Burg, auf der einst die mächtigen Burggrafen von Stromberg hausten, steht eine schöne Kirche, in der ein hölzernes Kruzifix ist, das fromme Leute jetzt mit Silber haben beschlagen lassen. Dieses Kruzifix wurde dort, wo die Kirche jetzt steht, vor ungefähr tausend Jahren in der Erde gefunden. Man brachte es in die Kirche, die in dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Stromberg erbaut war, und stellte es dort auf den Altar. Allein am andern Morgen war es von da verschwunden und an der Stelle, wo man es gestern entdeckt, fand man es wieder. Man wollte es wieder in die Kirche zurückbringen. Aber jetzt war es auf einmal so schwer, daß man es nicht aufheben, viel weniger von der Stelle bringen konnte. Da spannte man zwei Ochsen daran, doch auch diese konnten es nicht fortziehen. Erst als man sechs Ochsen mit Ketten daran spannte, konnten diese es zu der Kirche unten im Dorfe zurückziehen. Aber am folgenden Morgen war es wiederum verschwunden und wieder auf seinem alten Platze oben auf dem Berge, und keine Macht der Erde war jetzt im stande, es von da fortzubringen. Da sagte ein alter, frommer Einsiedler, der herbeigekommen war, dies sei ein Zeichen von Gott, daß das Kruzifix nicht von hier fort, sondern hier eine Kapelle haben müsse. Und er selbst sammelte Gaben bei Reichen und Armen, bei Vornehmen und Geringen, und baute nach Jahresfrist eine schöne Kirche auf dem Platze. Die Kirche steht noch, und das Kruzifix ist sehr wunderthätig, weshalb jedes Jahr Prozessionen zu ihm wallfahrten. Aber von der Stelle kann man es noch nicht bringen.

Das Kruzifixbild zu Stromberg.

Ein Burggraf von Stromberg besuchte öfter im benachbarten Frauenkloster Herzebrock seine Tochter. In den Gängen dieses Klosters hing ziemlich unbeachtet ein Kruzifixbild. So oft nun der Burggraf in dem Kreuz- oder Umgange des Klosters auf- und abging und an diesem Kreuzbilde vorbeikam, fühlte er ein heftiges Verlangen, dasselbe zu besitzen. Einst beim Abschiede bot ihm die Vorsteherin des Klosters einige Bildnisse an, um daraus eins für sich als Geschenk zu wählen. Der Burggraf wählte das unscheinbare Kruzifix, in der Absicht, es in Stromberg zur Verehrung aufstellen zu lassen. Abends zum Schlosse zurückgekehrt, ließ er es vor demselben unter einem Ahornstrauche hinstellen, um es anderen Tages in die St. Lamberti-Pfarrkirche, welche unten am Fuße des Berges liegt, bringen zu lassen. Dies geschah auch; aber am andern Morgen, und so zu verschiedenen malen, fand man das Kreuz wieder an der Stelle auf dem Berge, wohin es zuerst gestellt war, nämlich unter dem Ahornstrauche. Man erkannte hierin Gottes Finger, und der Burggraf erbaute an eben dieser Stelle über dem Kreuze eine Kapelle.

Der Brigadier von Corvey.

Vor etlichen hundert Jahren lebte in der Stadt Warendorf ein Oberst, Brigadier von Corvey geheißen, der war sehr reich, aber auch sehr grausam und geizig. Als er aber zum Sterben kam, verordnete er, daß er mit vieler Pracht begraben werde, und daß man viele Messen für ihn lesen lasse, damit seine Seele Erlösung bekomme. Dieses geschah auch, denn alle Straßen von seinem Hause bis zur alten Kirche waren mit feinem, schwarzem Tuche belegt, das nachher den Armen geschenkt wurde, und in allen Kirchen der Stadt wurden ein ganzes Jahr lang jeden Tag Seelenmessen für ihn gelesen. Dennoch konnte er aber seiner Strafe nicht entgehen, daß er im Leben so grausam und geizig gewesen war. Jedes Jahr an seinem Sterbetage muß er von des Abends an bis zum Frühmorgen mit feurigen Wagen und Pferden durch die Stadt und über alle seine ehemaligen weitläufigen Besitzungen fahren, wobei böse Geister ihn umgeben, und man ihn jämmerlich ächzen und

stöhnen hört. Sein Degen und seine Stiefel, die noch zu Warendorf verwahrt werden, fangen alsdann an, erschrecklich zu poltern, und liegen nicht eher still, als bis die Fahrt ihres alten Herrn zu Ende ist.

III. Burgensagen.

Tecklenburg.

Zur Zeit der großen cimbrischen Wasserflut, die sich ungefähr um 340 vor Christo zugetragen, sollen die Hünen oder Riesen sich auf diesen Berg gerettet und daselbst niedergelassen haben. Von ihnen rühren die ältesten Teile der Burg her, so der seltsame fünfeckige Turm, der wegen der Ähnlichkeit mit einem Schiffe auch der Schiffsturm genannt wird und durch den großen Schloßbrand vor 400 Jahren sehr beschädigt, um vieles niedriger gemacht werden mußte, der mit einer eisernen Thür wohlverwahrte unterirdische Gang, welcher durch Felsen gehauen und so raum ist, daß ein Reiter gemächlich durchreiten kann. Der Ausgang ist niemandem bekannt*). Die Riesen oder Hünen haben ihre Begräbnisse zu Soest und am Werser Holze gehabt, welche mit großen und schweren Steinen bedeckt sind. Ihren Altar aber hatten die Riesen im Leedischen Berge, das ist der Herkenstein oder Herkulesstein. Später wurde hier das Kloster Leeden gestiftet, damit die Leute von solcher heidnischen Blindheit und Abgötterei je mehr und mehr ab und zum wahren Gottesdienste gewöhnet und angehalten werden möchten. Von der großen Meeresflut soll auch das Wappen der Grafen von Tecklenburg herstammen, welches einen goldenen Anker im himmelblauen Felde und drei Seeblätter im weißen Felde zeigt. Das Städtchen Tecklenburg, welches an den Burgberg anlehnt, ist ebenfalls schon sehr alt, denn der griechische Mathematiker Ptolomäus, der zur Zeit des römischen Kaisers Aurelius Antonius um 130 n. Chr. lebte, erwähnt seiner schon

*) Vergl. demnächst eine spätere Osnabrücksche Sage.

unter dem Namen Tecelia. — Auf dem Markte liegt ein tiefer Brunnen, in welchen einstmals ein Reiter mit dem Pferde gestürzt sein soll.

Weil die Leute damals nachlässig im Schreiben waren, auch die Briefschaften bei dem großen Brande des Schlosses im Feuer umgekommen, so können wir nicht wissen, wer vor Karl dem Großen diese Landschaft regiert hat. Aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Grafen von Tecklenburg zu den zwölf Satrapen gehörten, unter welchen die Sachsen ihre Heerführer oder Herzöge wählten, und dessen Amt damals, als Kaiser Karl der Große glorwürdigen Angedenkens die Sachsen bekriegte, Wittekind übertragen wurde. Zu Kaiser Ludwig's des Frommen Zeiten aber hat Cobbo zu Tecklenburg regiert.

Der lahme Fleischbote von Tecklenburg.

Vor Zeiten hatte der Graf von Tecklenburg das Recht, daß er dem Fleischeramte zu Osnabrück die Taxe setzte und zugleich an jedem Fleischtage einige der besten Stücke für seine Küche bekam. Der Bote, welcher deswegen jedesmal von Tecklenburg geschickt wurde, war ein lahmer Krüppel, der auf einem Esel ritt, an dessen beiden Seiten zwei Körbe für das Fleisch hingen. Es traf dieser aber leider immer gar zu spät ein. Und doch durfte nach altem Rechte die Fleischbank nicht eher abgeben und verkaufen, bis er versorgt war. Dies Unwesen war der ganzen Bürgerschaft, besonders aber dem ehrsamen Amte der Fleischhauer selbst gar verdrießlich, ja endlich ganz unerträglich geworden. Vergebens hatte man den Boten erinnert, doch nicht die ganze gemeine Stadt stundenlang warten zu lassen. Wie ungestalt und krüppelhaft, so frech und trotzig war er auch, kehrte sich gar an kein gutes Wort und pochte nur auf das Recht und die Macht seines Herrn.

Es war aber damals ein Gildemeister der Fleischer, mit Namen Kroß, ein zorniger und stolzer Mann. Dieser sprach zu seinen Mitmeistern: „Wir wollen es nicht länger dulden, sondern ein Ding thun, woran sich alle Großmäuler von Tecklenburg auf ewige Zeiten spiegeln können!“ Als nun der Lahme wieder dahergezogen kam, man ihn nach Gewohnheit vom Esel gehoben hatte, und er das Fleisch für seinen Herrn erwartete, so gab ihm Gilde-

meister Kroß den ersten Schlag, und dann traten auch die andern Meister sofort hinzu und schlugen ihn vollends tot, hackten den Leichnam in Stücke und legten ihn dem Esel in die Körbe. Darauf drehte man diesen um, gab ihm einen Schlag und ließ ihn gehen. Als nun aber der Graf statt des erwarteten Fleisches den Boten selbst zu Schlachtstücken verhauen in den Körben fand, da schwur er dem Fleischeramte bittere Rache. Und als die Stadt sich ihrer Bürger annahm, so kündete er ihr die Fehde an.

Das war freilich den Osnabrückern bitter leid, denn der Tecklenburger war bisher ihr Schirmvogt und ihr treuester Freund gewesen, und bei ihm her ging die Straße, die aus dem reichen Brabant kam und den Handelsherren die köstlichsten Waren zuführte. Darum sandte der Rat einen Mittelsmann, der mit klugem Sinne und mildem Worte den Eifer des zürnenden Nachbars besänftigen möchte. Dieser stellte denn auch vor, daß das Amt doch schon längst durch das absichtliche Spätkommen und Hohnnecken des Lahmen gereizt sei, und daß, wenn Blut für Blut gelten solle, man ja die ganze Innung der Schlachter ausrotten müsse. Davon möge er doch abstehen, daß so viele Häuser verwaiset würden, ja die ganze Stadt Trauerkleider anlegen müsse. Dagegen sei man gern bereit, eine ansehnliche und würdige Buße zu geben.

Da sprach der Graf bei sich selbst: „Wohl, so will ich eine Sühne fordern, wie sie sie nimmer erzwingen können!“ Und er erwiderte also: „Steht denn das Blut eurer Fleischhacker in so hohem Preise, so schafft mir einen Scheffel Wevlinghöfer (das ist eine kleine, seltene Silbermünze), drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenstäbe ohne Knoten*), so groß wie ich selber bin (er war ein Mann von stattlicher Länge). Schaffet ihr mir binnen heute und fünf Jahren diese drei Stücke, so ist die Sache vertragen. Und zugleich gebe ich hin mein Recht an eure Fleischbank, denn was aus den Händen der Bluthunde kommt, ekelt mich an. Doch fehlt's zu jener Zeit auch nur an einem von den drei Stücken, so überliefert mir die Stadt die ganze Rotte, Mann für Mann, und ich werde mit ihnen verfahren, wie es mir gefällt.

Mit dieser trostlosen Antwort kehrte der Abgeordnete zurück.

---

*) Nach einer anderen Lesart waren es drei Rosenstöcke ohne Dornen.

Und allen, die es hörten, entfiel das Herz, denn wo war eine solche Menge Weylinghöfer zu finden, und wo unter der Sonne gab es himmelblaue Windhunde und mannshohe Eichenstecken ohne Knoten! Endlich faßten indes doch einige der Bürger neuen Mut, meinend, Zeit gewonnen, viel gewonnen, und man könne die Sache wenigstens versuchen.

Darauf wurde von Stund an ein Bote ausgesandt, welcher in allen Ländern bei Krämern und Juden die Weylinghöfer suchte und sammelte. Dann wählte man eine Stiege der kräftigsten Eichenschößlinge, welche alle eben den ersten Schuß über den Boden gethan hatten. Diese wurden sorgfältig ausgehoben und in einem Garten in ein eigens dazu bereitetes Erdreich gesetzt. Und dann umgab man sie mit genau passenden und weit in die Höhe gehenden Glasröhren, so daß Seitensprossen ganz unmöglich wurden, und die neue kraftvolle Lohe nicht anders als kerzengrade aufsteigen konnte. Und so wie der junge Trieb sich hob und dehnte, waren auch schon wieder andere weitere Glasröhren für ihn bereit.

Unterdes hatte man ein Gemach zugerichtet, dessen Wände, Decke und Fußboden in einem reinen glänzenden Himmelblau schimmerten. Auch die Fenster waren mit himmelblauen, nur das Licht durchlassenden Zeugen verhangen. Da hinein that man ein Paar untadelige, junge schneeweiße Windhunde. Und damit nichts als Himmelblau ihnen zu Gesichte käme, so war auch der Wärter in diese Farbe gehüllt, und Futter und Wasser waren gleichfalls himmelblau.

Die ersten Jungen, welche die Hündin warf, hatten wirklich hie und da ein blaues Sprenkelchen. Unter den Jungen, die in dem folgenden Jahre von diesen wieder fielen, gab es schon blaugefleckte. Bei der dritten Zucht fand sich Himmelblau gar als die Hauptfarbe. Und unter dem vierten Geschlechte waren gegen das Ende des fünften Jahres wirkich drei Exemplare aufgewachsen, welche über und über in Himmelblau glänzten.

Mit den Eichenstäben ging es in ähnlicher Weise. Mehrere Stämmchen mochten die Beschränkung nicht dulden und starben ab. Einige gewannen, wie sorgsam man auch gewesen sein mochte, dennoch Seitenaugen. Drei Schossen aber blieben zuletzt übrig, welche immer nur die mittlere Hauptlohe getrieben hatten, und diese

standen jetzt gänzlich knotenlos und weit über Manneshöhe hinaus da, so daß es ein Wunder anzusehen war.

Unterdes war jener Bote jedes Jahr wiedergekehrt und hatte die gefundenen Wevlinghöfer abgeliefert. Und jetzt am vorletzten Tage des fünften Jahres kehrte er abermals zurück. Als er nun seine Beute wiederum zu dem Übrigen geschüttelt und man das Streichbrett über den Scheffel zog, da wäre fast ein Wevlinghöfer heruntergefallen.

So wurde der Frevel gebüßt und der Graf zufrieden gestellt. Zur Sühne aber für den Himmel ward der Fleischscharren, wo die Unthat geschehen, in ein Pflegehaus für arme Krüppel verwandelt. Der Ochsenkopf, das Wahrzeichen der ehemaligen Bestimmung, ist indes noch da. Und auch heutigen Tages darf keiner, der den Namen Kroß führt, des Fleischeramtes Gildemeister sein.

Dei grote Greite.

Zu Tecklenburg auf dem Schlosse stand in alten Zeiten eine große Kanone, dei grote Greite genannt, berühmt durch ihren weiten und scharfen Schuß. Sie hatte die Inschrift:

„Grote Greite heit ick,
Sewen Meilen scheit ick,
Den ick dröp, den greut ick.“

Einstens führte der Bischof von Münster mit dem Grafen von Tecklenburg, seinem unruhigen Nachbaren, eine heftige Fehde, und der General des Bischofs hatte sein Lager auf der St. Moritzheide vor Münster aufgeschlagen. Als derselbe an einem schönen Tage im Freien vor seinem Zelte speiste, da richtete der Konstabler auf der Schanze zu Tecklenburg die große Grete auf die mit leckeren Speisen bedeckte Tafel vor ihm und schoß ihm zur Probe seiner Kunstfertigkeit den Braten vom Tische. Infolgedessen beredete der erschrockene General seinen Bischof, mit dem Grafen Frieden zu schließen.

Die große Grete war übrigens von Silber, stark mit Kupfer versetzt. Der König von Preußen, damals Markgraf von Brandenburg, hatte das Geld sehr nötig und ließ daher, als er in den Besitz der Grafschaft kam, Münzen mit seinem Brustbilde daraus schlagen, welche deshalb sämtlich recht rote Gesichter haben.

Egger in de Pann.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kam einmal ein Trupp Nachzügler durch die Gegend von Tecklenburg, welche ringsum aufs grausamste sengten und mordeten. Da rotteten sich einige Bauern zum Widerstande zusammen, nahmen zwanzig derselben gefangen und erschlugen sie bis auf einen sechszehnjährigen Burschen, der sie wegen seiner Jugend jammerte und den sie deshalb ihren Anführer zu verschonen baten. Der aber sagte: „Egger in de Pann, dann weret der keine Küken van“ und schoß auch ihn nieder. Die Nachkommen dieses Mannes sind noch vorhanden.

Stromberg und Crassenstein.

Der Burggraf von Stromberg war einer der gewaltthätigsten Raubritter in jener gewaltthätigen Zeit, dessen Burg nicht stille wurde von dem Jammern der Bestrickten, die er in dem Verließe des großen Turmes, der Hauptstärke seiner Burg, um hohe Lösegelder zu erzwingen, gefangen hielt. Er verschonte weder geistlich noch weltlich, weder Mann noch Frau und selbst nicht seine Burgeigenen. Es wurde daher vom Kaiser die Acht über ihn ausgesprochen, und die Bischöfe von Münster und Osnabrück mit Hülfe von Rietberg und Soest belagerten und eroberten 1376 den Stromberg, dessen großen Turm sie brachen, sowie den Crassenstein unweit Stromberg, und vertrieben den Burggrafen. Dieser floh nach Rheda, wo Graf Otto von Tecklenburg ihn schützte und in Brot und Dienst nahm. Dem Grafen wurde es von den Bischöfen mit Recht verdacht, daß er sich des Vervehmten annahm, von dem jeder wisse, was für ein Mann er sei, um die Stifter zu verderben. Von Klagen kam es zur Fehde, die einen fürchterlichen Charakter annahm, da die Gefangenen auf beiden Seiten als Vervehmte gehangen wurden. Ritter und Knappen entzogen sich zuletzt diesem wilden Kampfe, der über ihre Kriegsgebräuche weit hinausging. Desto eifriger setzten die Osnabrücker den Kampf fort und zwangen den Grafen von Tecklenburg, dem sie eine Burg nach der anderen weggenommen hatten, zum Nachgeben. Der Burggraf wagte nicht länger, dem allgemeinen Hasse und der Vehme in Westfalen Trotz zu bieten. Er floh über die Weser nach Rehburg, dann auf den Grubenhagen. Später ist er verschollen. Zuletzt will man ihn als

gebückten Greis in Pilgertracht am heiligen Grabe gesehen haben. Sein einziges Kind, Sophie, deren Geliebter, Hermann von Morrien, in der Fehde erschlagen wurde, ging in ein Kloster, dem ihr gebrochenes Herz den Namen „Herzebrock“ gegeben haben soll.

U'pn Dauden (Auf dem Toten).

Es sind nun viele hundert Jahre, daß der räuberische Burggraf von Stromberg von seinen Feinden belagert wurde. Die Belagerung hatte schon ein Jahr gewährt, als der Burggraf sein Glück in einem Ausfalle versuchen wollte. Alles ward geheim vorbereitet. In der folgenden Nacht standen die Strombergischen Reisigen schweigend und gerüstet im Burghofe. Kurz vor Mitternacht trat der Burggraf, mit seiner schönsten Rüstung angethan, in ihre Mitte. Er zeigte ihnen die Wachtfeuer im Thale, welche kaum durch die trübe Mitternacht zu erkennen waren, munterte sie mit kräftigen Worten auf und führte sie dann in aller Stille den Stromberg herunter.

Unter dem westlichen Abhange des Stromberges liegt ein jetzt angebautes Feld von bedeutendem Umfange. Hier hat das Lager der Feinde gestanden.

Der Burggraf hielt nun mit seinem Volke an den feindlichen Wällen. Die stürmische Herbstnacht hatte fast alle Wachen unter Obdach getrieben, und die wenigen Wachsamen ließ das Geheul des Windes, das Rauschen des Regens ungewarnt. Da schlug es auf Stromberg Mitternacht; auf dieses Zeichen erstieg zuerst der Burggraf, und ihm nach die Seinigen, das feindliche Lager. Nun begann ein Würgen, so arg es der Graf nur wünschen konnte, unter den Feinden, welche teils schlafend, teils durch das Kriegsgeschrei der Stromberger zu ihrem Schrecken aufgeweckt, haufenweise den Tod fanden. Der Bach, welcher das enge Thal durchfließt, war rot vom Blute, und das Schwert des Burggrafen hatte nach langer Rast wieder volle Arbeit. Endlich hatten sich die Belagerer unter ihren Anführern gesammelt und so griffen sie, auch nun noch an Zahl die stärksten, in guter Ordnung die Stromberger an. Da zog der Burggraf seine Reisigen aus dem Gefechte und führte sie eilig mit wenigem Verluste in die Burg zurück.

Einige Zeit darauf haben die Feinde den Stromberg

durch Hunger und Verräterei bekommen. Es hatte zwar der Burggraf das einzige Schwein, welches auf der Burg zu diesem Zwecke am Leben erhalten wurde, täglich martern lassen, damit die Belagerer, welche das Quieken hörten, glauben sollten, es würde jedesmal ein anderes Schwein in der Burg geschlachtet, und es wären dort Lebensmittel in Ueberfluß. Ein altes Weib aber hatte die List verraten. Der Burggraf hatte nun zwar die Burg verloren, aber seine Feinde büßten bei jenem Ausfalle die Hälfte ihrer Mannschaft ein, und die Alten erzählen noch von den vielen Gebeinen, welche ihre Väter auf jenem Felde gesehen haben. Das Feld heißt auch seitdem: U'pn Dauden (Auf dem Toten), und nicht selten werden daselbst alte Waffenstücke und dergleichen ausgegraben.

Der gewaltthätige und ruchlose Burggraf konnte auch nach seinem Tode keine Ruhe finden. Bald trifft man ihn in den Ruinen seiner Burg, das Sündengeld, welches er geraubt hatte, zählend und bewachend, bald sieht man ihn hoch zu Rosse die Burg durchtoben.

Die Tochter des Grafen von Solms.

In der Kirche zu Ottenstein im Kreise Ahaus befindet sich ein altes, treffliches Ölgemälde, welches leider schon größtenteils vermodert ist. Im Hintergrunde erblickt man das Ottensteiner Schloß, aus dessen geöffneter Pforte ein Haufe Weiber dringt. Die erste derselben, jetzt nicht mehr sichtbar, trug einen alten Mann auf ihren Schultern und einen Bündel in der Schürze. Eine alte Sage hierüber lautet folgendermaßen:

Es war um das Jahr 1408, als der Münstersche Bischof Otto IV. in einem harten Kampfe mit dem alten Grafen Heinrich von Solms begriffen war. Der arme Graf sah sich genötigt, nach seiner Burg Ottenstein im Kreise Ahaus zu flüchten und wurde hier eine lange Zeit hindurch von dem Bischofe belagert und eingeschlossen. Die Bürger des Städtchens waren ihrem Herrn sehr ergeben und ertrugen mit geduldigem Herzen die Drangsale einer mehrjährigen Belagerung. Endlich aber wurde die Hungersnot so groß, daß der gute Graf Heinrich die Qualen seines Volkes nicht länger ertragen mochte und er beschloß daher, sich in die Hände seiner Feinde zu überliefen. Aber er hatte eine junge, schöne Tochter, die er recht innig liebte und seinem Gegner nicht über-

antworten mochte. Er schickte deshalb eines Morgens einen Herold an den Bischof und versprach ihm, Ottenstein noch an demselben Tage mit aller Mannschaft zu übergeben, wenn er nur seiner Tochter gestatten wolle, mit ihren Kleinodien frei und sicher abzuziehen. Der Bischof aber war ein grimmiger Mann und freute sich sehr, alsbald seinen Zorn an dem alten Grafen kühlen zu können, weshalb er ihm sagen ließ: wenn um zwei Uhr des Nachmittages die Thore der Festung geöffnet werden sollten, so möge seine Tochter in Gottes Namen mit ihren Schätzen, so viel sie deren tragen könne, von dannen ziehen. Der Herold ging zurück, und als die Turmuhr zwei schlug, kam der Bischof mit Sang und Klang mit seiner wohlgerüsteten Mannschaft vor die Thore von Ottenstein und gewärtigte, daß ihm dieselben aufgethan würden. Schon zog man inwendig die Riegel los, und alle feindlichen Soldaten hefteten ihre Blicke auf das Thor, — siehe, da öffnete es sich, und es trat ein zarte, schöne Jungfrau, die Tochter des Grafen, hervor, welche ihren guten alten Vater auf ihren Schultern und mit der linken Hand in der Schürze ihre Goldgeschirre, Edelsteine und Urkunden trug. — Da erstaunte alles Kriegsvolk, und selbst den kinderlosen Bischof bewegte das Beispiel einer solchen kindlichen Liebe. Er ließ seinen Grimm fahren, segnete das Mädchen und gab dem alten Grafen den Kuß des Friedens.

Die weiße Frau und der graue Mann.

In der Familie des Fürsten von Fürstenberg zu Herdringen hat sich stets, wenn ein Todesfall bevorstand, eine weiße Frau, aber wenn eine Hochzeit, ein grauer Mann sehen lassen.

IV. Klostersagen.

Kloster Liesborn.

Kein geringerer als Karl der Große soll das Kloster Liesborn auf dem Grunde eines gewissen angesehenen Mannes, Bozo mit Namen, zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau, der heiligen Märtyrer Kosmas und Damianus und des heiligen prophetischen Greises Simeon gegründet haben. Er übergab die Stiftung seiner Schwester Rotswindis als ersten Äbtissin und machte ihr die kostbarsten Reliquien, darunter einen Arm des Propheten Simeon, den er vom griechischen Kaiser Konstantin empfangen hatte, zum Geschenk.

Liesborn ist das älteste Kloster im Lande. Einige setzen seine Gündung in das Jahr 786, andere eine Reihe von Jahren später. In den Acta sanctorum heißt es, Walburg, die 860 das Kloster Herzebrock stiftete, habe ihre Tochter Duda zuvor der ersten Äbtissin zu Liesborn zur Erziehung übergeben und sie in besagtem Jahre zur ersten Äbtissin von Herzebrock ernannt. Es muß dann, wenn Liesborn schon 786 gestiftet wäre, die erste Äbtissin 860 bereits 74 Jahre als Vorsteherin gewaltet haben. Unter der zwölften Nachfolgerin der Rotswindis, Thidetrudis, war die Zucht in dieser einst so berühmten weiblichen Erziehungsanstalt derart zerfallen, daß der Münstersche Bischof Egbert das Kloster 1130 den Benediktinern einräumte.

Der berühmte Liesborner Meister war wahrscheinlich ein Mönch des Klosters. Er schmückte im Jahre 1465 fünf Altäre der dortigen Klosterkirche mit Gemälden aus, welche eine alte Chronik so reich an Gold- und Farbenpracht nennt, daß ihm unter den Griechen der erste Rang gebührt haben würde. Seine Zeichnung

ist korrekter, genialer als die der besten Meister seiner Zeit, sein Kolorit weich und durchsichtig, seine Auffassung durchaus ideal, er ist so innig, so milde und transcendental, aber reicher und vollendeter als Fra Angelico da Fiesole; er versteht mit vollkommener Kunst ohne Schattendunkel seine lichtglänzenden Gestalten zu modellieren. Leider besitzen wir nur sehr wenig Werke des wunderbaren Meisters. Ein fleißiger Sammler hat nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1802, nachdem es als Abtei 672 Jahre bestanden, einen Teil derselben vor dem Untergange, welchem andere bereits verfallen waren, gerettet und sie an die National-Gallerie in London veräußert.

Kloster Nottuln.

Zu der Zeit, als die Franken mit den Sachsen Krieg führten, wohnten auf ihrer Burg Nottuln in Westfalen zwei Brüder, die Edelinge Roibart und Luibert. Nach der Schlacht bei Bocholt, in welcher die Sachsen unterlegen waren, sammelten sie sich aufs neue auf dem Coesfelder Berge, um den eindringenden Franken Widerstand zu leisten, unter ihnen auch die beiden Brüder. Aber sie wurden abermals geschlagen, Roibart geriet in Gefangenschaft, und Luibert rettete sich mit genauer Not, aber schwer verwundet, in seine Burg. Hier wurde er von den siegreichen Franken belagert. In der Nähe der Burg lag ein dem heidnischen Gotte, the Gathon (dem Gotte*) geweihter Wald, Sytheri, und in demselben befand sich eine heilige Quelle, deren Wunderkraft vielfach erprobt war. Um die schweren Wunden ihres Gemahls in dem heilkräftigen Wasser zu waschen, trug die treue Burgfrau denselben heimlich zur Nachtzeit durch die Feinde hindurch in den heiligen Wald zu der Quelle. Ein plötzliches Geschrei erschreckte sie, und sie trug ihren sterbenden Gatten weiter bis an die Stelle, welche noch jetzt von dem daselbst erfolgten Tode Luibart's der Seelenacker heißt. Das trostlose Weib flüchtete, Verzweiflung im Herzen, tiefer in den Wald und erfüllte ihn mit ihren Klagen, wovon dieser Teil noch jetzt den Namen Krytheck (von kreien, schreien) führt.

Die Franken aber eroberten die Burg und nahmen sie in Besitz.

*) Dem Godin, Odin — daher der Name Goensdag für Mittwoch.

Nachher empfing Roibart die Taufe und erhielt die Burg nebst vielen Gütern zurück*). Karl der Große, welcher den im Walde Sytheri befindlichen Götzentempel hatte zerstören lassen, baute hier im Jahre 803 mit Hülfe des heiligen Liudger das Kloster Nottuln und für sich einen Hof — Konickhove — auf welchem er, wenn er ins Sachsenland zog, oft verweilte. Er hatte befohlen, die Leichen der in der Stadt Erschlagenen zu begraben, und hat das Dorf Darup, welches anfangs Dotharpe oder Dodorp hieß, von den Toten seinen Namen. Auch der Weg, welcher von Darup westlich über Nottuln und Schapdetten grade nach Münster führt, hat von Karl's Zügen den Namen Königsstraße bekommen.

Der bekehrte Roibart schenkte dem Kloster verschiedene Güter, und der heilige Liudger, welcher die Pfarr- und Klosterkirche zu Ehren des heiligen Martinus, dem der heilige Magnus als Nebenpatron beigegeben wurde, eingeweiht hatte, setzte dem Kloster Nottuln seine Schwester Herburg als erste Äbtissin vor. Auch legte er in der Kirche zu Nottuln einen Teil der ihm vom Papste Leo geschenkten Reliquien, welche er so hoch hielt, daß er sie stets mit sich führte, nieder, nämlich einen Teil vom Kreuze des Herrn, von den Haaren und den Kleidern der Jungfrau Maria, vom heiligen Martin und den heiligen Aposteln und Märtyrern. Dieses that er aus dem Grunde, damit durch ihre Zeichen und Wunder die heidnischen Westfalen vom Götzendienst und Aberglauben zur wahren Religion bekehrt würden.

Der Name des einst dem heidnischen Gotte geweihten Waldes, Sytheri (Sitter, Zitter), ist bis auf den heutigen Tag einem unmittelbar bei Nottuln gelegenen Striche Landes geblieben. Auch fließt hier noch die heilige Quelle, und ihr heilkräftiges Wasser wird selbst in neuester Zeit anerkannt. Der Platz, wo früher die Burg Nottuln gestanden, ist ebenfalls noch an den in der Nähe des Dorfes erhalten gebliebenen Wällen und Gräben zu erkennen.

Kloster Freckenhorst.

In den Zeiten Ludwig's des Deutschen lebte ein Edeling Ewerword, dessen Tugend mit seinem Reichtum wetteiferte. Ein treues

*) Das Andenken Roibart's, Luibert's und ihrer Familien wurde noch im 14. Jahrhundert im Kloster Nottuln festlich begangen.

Weib, mit Namen Geva, nicht minder edlen Geblütes, teilte mit ihm ein gottseliges Leben. Ewerword's Großeltern waren durch den heiligen Bonifacius zum christlichen Glauben bekehrt, und der Enkel, welcher in christlicher Geduld den Mangel leiblicher Nachkommenschaft trug, nahm sich voll frommen Gemüts um so eifriger des in dieser Gegend erst aufkeimenden Christentums an. Als einst der Schäfer Ewerword's schlaflos bei seiner Herde in der Hürde lag, die auf einem Berge in der zur Ewerword'schen Burg gehörenden Horst stand, erblickte er ein großes, schönes Licht, das durch den Busch und über die ganze Horst leuchtete. Als dieses von Nacht zu Nacht größer wurde, teilte er seinem Herrn die Erscheinung mit. Dieser vernahm mit Erstaunen die wunderbare Erzählung und zog mit der ganzen Ritterschaft nach der Stelle. Als es Nacht geworden war, erblickte er von seinem Zelte, welches er hatte aufschlagen lassen, aus ein blendendes Licht in Gestalt eines wunderlieblichen klaren Tempels, und wie aus der Mitte die Gestalt eines Mannes aufstieg, welcher mit einem Seile das Maß desselben nach der Größe des Lichts nahm. Als die Erscheinung gegen Morgen gewichen, und Ewerword in seinem Zelte nach einem inbrünstigen Gebete eingeschlafen war, hörte er im Schlafe eine Stimme vom Himmel: „Ich, Petrus, ein Apostel Gottes, als ein weiser Zimmermann, habe gelegt das Fundament des Tempels. Siehe du zu, Ewerword, wie du darauf bauest!" Am andern Morgen fand er die Figur des vom heiligen Petrus gemessenen Tempels in den Boden eingebrannt.

Auf den Rat des Bischofs Lutbertus von Mimigrade ließ er den Wald lichten und bauete auf der bezeichneten Stelle einen Tempel, den der gedachte Bischof in die Ehre des heiligen Petrus einweihete. Beim Aufgraben des Fundamentes will man einen Stein mit dem darin abgedrückten Fußstapfen des heiligen Petrus gefunden haben. Lange wurde dieser Stein aufbewahrt; aber jetzt weiß man nichts mehr von ihm.

Als nun auch in dem neuen Tempel das fromme Ehepaar umsonst um Kindersegen gebetet hatte, entschloß sich Ewerword, eine geistliche Familie zu stiften. Er baute um die Kirche herum ein vollständiges Kloster, nahm Priester und Diakone an und setzte zwölf geistliche Jungfrauen hinein zum Troste der Armen, Witwen und

Fremden, denen sie die Füße waschen, zwei Laken, zehn Denare und sechs Tage lang Speise und Trank reichen sollten. Patron des Klosters wurde der heilige Bonifacius. Dieser hatte mit solcher Liebe an der Großmutter Ewerword's gehangen, daß er ihr, als er nach Friesland seinem Apostelrufe nachzog, seinen Stab zurückließ, damit er ihr gegen alle Krankheit ein Schutzmittel sei und ihr von seinem Tode ein Zeiche gebe. Als sie nun von seinem Tode hörte, bat sie die Seele des Heiligen um eine Fürbitte vor Gott und stieß den Stab in die Erde. Und siehe, der Stab grünte, warf Wurzeln und trug eine Frucht, welche an Schönheit und Farbe alle übrigen übertraf. Dann wurde der Baum wieder zum Stabe und wird als kostbare Reliquie des heiligen Bonifacius gegenwärtig noch vorgezeigt.

Es war aber dem frommen Ewerword nicht genug, ein Kloster gestiftet zu haben, er wollte sich ganz von der Welt zurückziehen. Die größte Überwindung, die er zu bestehen hatte, war die Trennung von der treuen Geva. Aber als sie seinen innigen Bitten nachgab und selbst in das von ihm gestiftete Kloster zu gehen versprach, trennte er sich mit traurigem Herzen von seiner Gattin und zog, nachdem er zwei Drittel seiner Güter dem Kloster Freckenhorst überlassen, nach Fulda, wo die Gebeine des heiligen Bonifacius ruhen. Hier starb er als Mönch und vermachte dem Kloster, worin er seine Tage beschloß, das übrige Drittel seiner Güter.

Geva war in das Kloster zu Freckenhorst gegangen und starb daselbst als Äbtissin. Ihr tausendjähriger, merkwürdiger Grabstein ist noch in der Kirche zu sehen.

Kloster Cappenberg.

Cappenberg war einst eines der reichsten Klöster Deutschlands. Früher als sächsische Veste von Karl dem Großen besetzt, wurde sie darauf der Haupthof einer Grafenfamilie, die mit ihrem Gefolge von Dienst- und Lehnsmannen von bedeutendem Gewichte in den Wirren der Sachsenkriege mit Heinrich IV. war. Aber obwohl ihre Stellung sie zu Fehden und Blutvergießen zwang, hatte doch stets ein frommer Sinn in ihrem Hause geherrscht. Graf Hermann war sogar als Wunderthäter geehrt; in seinen Enkeln Gottfried und Otto, den letzten Grafen, kehrte erhöht die Denk-

art Hermann's wieder; sie entsagten allem, was die Geburt ihnen gegeben, dem unermeßlichen Reichtume, dem Glanze ihrer Verbindung mit dem Geschlechte der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser und machten ein Kloster aus ihrer festen Burg. Die Knaben Gottfried und Otto wurden mit zwei Schwestern und einer Base Gerberge von einem Priester Wichmann in strenger Gottesfurcht erzogen. Als sie erwachsen waren, nahm die Base Gerberge im Kloster unserer lieben Frauen zu Münster den heiligen Weihel. Gottfried aber nahm, als er Graf geworden, die schöne Jutta von Arnsberg zum Gemahl und führte sie unter glänzenden Ritterspielen auf Cappenberg ein. Er liebte sie und ließ sich dort von ihr fesseln, bis der Name des heiligen Norbert, der in Köln eingezogen war, ihn in die heilige Stadt am Rheine lockte. — Gottfried war frohen Mutes in Köln eingeritten, als er aber die Predigt des wunderbaren Mannes gehört hatte, kehrte er gesenkten Hauptes und mit von Sündenbewußtsein beklommener Brust wieder heim. Sein Entschluß stand fest: er wollte aus seinem Hause ein Kloster stiften, und all sein Gut dazuthun und selbst ein Mönch werden und sein junges, blühendes Weib von sich senden. Als er zu Hause seinen Vorsatz verkündete, fand er überall den heftigsten Widerstand. Sein Weib weinte, sein Bruder schalt ihn heftig, die Vasallen nannten ihn geradezu einen Wahnsinnigen, und selbst der Bischof Theodorich von Münster fand es unsinnig, das Stift der besten Markburg zu berauben. Aber waren die Menschen auch dem frommen Beginnen entgegen, Gottfried blieb standhaft und wurde durch höhere Offenbarungen gefestigt. Der Base Gerberge, die unterdessen Äbtissin geworden, war im Traume ein glänzender Jüngling erschienen und hatte ihr ins Ohr geraunt: „Wie schön wäre Cappenberg zu einem Gotteshause!“ Durch die Säle von Cappenberg selbst schritt nächtlich der heilige Augustinus, als wolle er davon Besitz ergreifen für die Kirche, und zuletzt kam als Haupthelfer auf einem Esel Sanct Norbert selbst angeritten. Damit war die Sache entschieden. Der schlichte Mann hub an zu predigen, und siehe, die widerstrebendsten Gemüter wurden weich, und über den zornigen Otto selbst kam der Geist, daß er seines Bruders Eifer zu überstürmen schien. Nur der armen Jutta mußte die Einwilligung abgedrungen werden. Der von seinem Metropolitan zu Köln zurechtgewiesene Bischof Theodorich

weihte mit großer Feierlichkeit unter Assistenz des Heiligen, als ersten Propstes, das Schloß den Prämonstratensermönchen zum Kloster ein, trotz des Tumultes der hörigen Leute, welche die Mönche verjagen und Gottfried als Wahnsinnigen gefangen nehmen wollten. Ein Frauenkloster wurde zu gleicher Zeit am Fuße des Berges errichtet, welches Jutta, Beatrix, die Schwester Gottfried's, und eine Adelheid, Gräfin von Oldenburg, bezogen.

Als der mächtige und gewaltthätige Graf Friedrich der Streitbare von Arnsberg von dieser Wandlung hörte und vernahm, daß man seine Tochter ins Kloster gesteckt, und daß die Kirche haben sollte, was jener als Wittum ausgesetzt war, geriet auch er in mächtigen Zorn und machte sich mit Rossen und Reisigen nach dem neuen Kloster auf und drohte, er wolle den heiligen Norbert mit samt seinem Esel an einen Wagebalken hängen, um zu sehen, wer schwerer sei. Schon glaubten die Mönche, ihr letztes Stündlein sei gekommen, da trat Gottfried seinem rauhen Schwiegervater ruhig entgegen und bewog ihn durch ernste Ermahnungen, von seinem sündhaften Vorhaben abzustehen. Er zog mit seinen Gesellen ab und wandte sich an den Kaiser. Dieser jedoch bestätigte 1123 die Stiftung, und Gottfried konnte eine Zeit lang ruhig der Vollendung seines Werkes leben. Er warf den gräflichen Schmuck von sich, nahm die Tonsur, pflegte der Kranken, erbaute durch die süße Gabe seiner Rede die Mönche, die ihn wie einen Heiligen verehrten. Im Jahre 1125 zogen Gottfried und Otto nach Prémontre, ließen sich mit großem Pompe zu Akoluthen in den Orden einweihen, legten die Gelübde ab und lebten nun ganz der Erfüllung ihrer klösterlichen Pflichten. Sie stifteten noch sieben Gotteshäuser aus ihren zerstreuten Gütern, von denen übrigens die Bischöfe von Mainz, Köln und Münster große Stücke an sich rissen; zwei Schlösser und Ortschaften tauschte Herzog Friedrich von Schwaben von seinem frommen Vetter für Reliquien ein.

Es war in einer der letzten Nächte des Jahres 1126, als die Äbtissin Gerberge, die stets mit besonderer Liebe an dem Vetter gehangen, plötzlich die Thür ihrer Zelle sich öffnen sah, und der fromme Graf vor ihr Lager trat. Erstaunt richtet sie sich auf. Es glänzt ein goldenes Diadem auf seiner Stirne, ein wunderbares Leuchten geht von seiner Gestalt aus, und sie fragte: „Wie gehst du

so gekrönt einher?" Da antwortete er: „Ich bin ohne Gericht in den Palast des großen Königs aufgenommen, und wie seinen Sohn hat er mich gekrönt mit dem Diadem seliger Unsterblichkeit." Damit verschwand die Gestalt. Bald nachher kam die Kunde, zu Ilmstädt in der Wetterau sei in jener Nacht Graf Gottfried in seinem dreißigsten Jahre in seines Bruders Otto Armen verschieden. Er ward zu Ilmstädt, einer Norbertiner-Propstei, die er gestiftet, begraben und zu der Zahl derjenigen gerechnet, welche die Kirche beati nennt; später ließ sein Bruder die Hälfte seiner Hülle nach Cappenberg bringen, wo sich ein Denkmal über seinem Grabe findet. Und Jutta? Sie konnte dem ihr aufgezwungenen Klosterleben keinen Geschmack abgewinnen und ließ sich durch einen Ritter, mit Namen Franco, entführen. Als Gottfried dieses vernahm, griff er zu dem verlassenen Waffengeräte und setzte dem Räuber nach. Doch erst über dem Rheine holte er Franco ein, nahm ihm seine Beute wieder ab und führte sie in ihre Klausur zurück. Als er aber heimkam, da war noch eine Taube mit einem Myrtenzweige aus der Arche geflogen und kehrte nicht gleich jener zurück; seine Schwester Beatrix war von einem Ritter von Erpenrode entführt.

Cappenberg ward 1803 säkularisiert. Die Prophezeiung des streitbaren Arensberger Grafen, solche Burg könnten nimmer die feigen Mönche bewohnen, man werde sie einst wieder von dannen treiben, und ein edler Ritter werde ihre Stelle einnehmen, ging in Erfüllung. Dieser edle Ritter war der Reichsfreiherr von Stein, der deutschen Ehre Eckstein, welcher das alte Besitztum Graf Gottfried's als eine neu errichtete Standesherrschaft vom Könige Friedrich Wilhelm III. zur Dotation erhielt. Er ließ sich auf Cappenberg nieder und übte als Landtagsmarschall den wesentlichsten und förderlichsten Einfluß in den westfälischen Provinzialangelegenheiten. Daneben war er hier thätig für die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica. Er starb auf dem von ihm zu einer Schloßwohnung umgeschaffenen Cappenberge im Jahre 1831.

Kloster Marienfeld.

Bernhard, Edler von der Lippe, Heinrich des Löwen treuester Freund, wandte, als er alterte, seinen Sinn von Krieg und

blutigem Waffenhandwerke, von welchem er genug gekostet, ab, indem er einsah, daß er bei Ausübung desselben nur zu viel gesündigt hatte. Die Abwendung seines Geistes vom Treiben der Welt wurde erhöht durch eine schmerzhafte Krankheit, womit ihn, wie er glaubte, Gott für seine Unthaten strafte. Ein furchtbares Nervenleiden hatte seinen Körper befallen und zur Unkenntlichkeit entstellt. Krampfhaft in den Gliedern zusammengezogen, des Gebrauchs der Füße beraubt, bedeckt mit offenen Wunden, schleppte er qualvoll seine Tage dahin. Da flehete er aus der Tiefe seines Herzens zu Gott, daß er sein Leiden enden und ihm die Gesundheit wiedergeben möge, und gelobte, der Welt zu entsagen und in Abtötung seines Fleisches zu leben, wenn sein Gebet erhört würde. Als dieser Entschluß bei ihm feststand, genas er auf wunderbare Weise. Treu seinem Gelübde, zögerte Bernhard nun nicht mehr mit der Ausführung seines Vorsatzes, der darin bestand, der Herrlichkeit der Welt und der Herrschaft zu Gunsten seines Sohnes Hermann zu entsagen, sich von seinem Weibe und von seinen elf Kindern zu trennen und in das Cisterzienserkloster Marienfeld zurückzuziehen. Dieses hatte er mit seinem alten Waffengefährten, Widukind von Rheda, zwischen Gütersloh und Versmold gestiftet, und letzterer, als er zu einem Kreuzzuge, von welchem er nur als Leiche wieder zurückkehren sollte, auszog, ihm einen bedeutenden Teil seiner Güter vermacht*). Aber nicht lange sollte er dort den eifrigen Andachtsübungen obliegen. Er, der früher ein mächtiger Kämpfer um Erlangung irdischer Güter gewesen, wurde nach Livland berufen, das Schwert zur Ehre Gottes und Ausbreitung des Christentums zu führen. Hier, ein Schwertapostel im Sinne Karl's des Großen, war er Prediger und Krieger zugleich, und wo das Wort nicht ausreichte, mußte das Schwert nachhelfen, um die Heiden zum Christentume zu bekehren. Von der Würde eines Abtes zu Dünamünde wurde er zu der höheren eines Bischofs von Selonien berufen und starb nicht, wie er begehrt hatte, den Tod eines Märtyrers, sondern friedlich im Jahre 1224 zu Telburg, seinem bischöflichen Sitze, und im Kloster zu Dünamünde liegt er begraben.

---

*) In Marienfelde ist noch heute sein Denkmal zu sehen.

Das Minoritenkloster in Münster.

Dieses war ohne Zweifel das älteste Kloster der Hauptstadt. Aus Urkunden läßt sich beweisen, daß es schon 1270 vorhanden war. Nach einer Sage wohnten die Minoriten anfangs zu Coesfeld, tauschten mit den zu Münster wohnenden Cisterzienserinnen, die bei Coesfeld viele Grundstücke besaßen, und bezogen deren Kloster in Münster. Nach einer andern Sage arbeiteten die tyroler Mauerleute, die damals die prächtige Lambertikirche bauten, in den Feierstunden an der Erbauung der Minoritenkirche, die der heiligen Katharina gewidmet wurde, vermutlich, weil diese Heilige zuvor Patronin der Cisterzienserinnen-Kirche gewesen war. Bei der 1382 in der Stadt herrschenden Pest, wobei die übrigen Geistlichen die Stadt verließen, übernahmen die Minoriten die Seelsorge und setzten den Gottesdienst in der Domkirche fort. Bei der deshalb im folgenden Jahre gestifteten großen Prozession erhielten sie deswegen den Vorrang vor den übrigen Geistlichen. Fürstbischof Christof Bernhard von Galen veränderte dieses im siebzehnten Jahrhundert dahin, daß am Prozessionstage vier Patres des Klosters während des Hochamtes in dem Chore der Domherren neben denselben ihre Sitze hatten, und diesen Vorzug hat das Kloster bis zur Aufhebung im Jahre 1811 behauptet.

Sagen

aus dem

Osnabrückschen.

Volkssagen.

1. Hünen, Riesen.

König Surbold.

Auf dem Hümmeling liegen große Hünengräber von mächtigen Feldsteinen, und das größte derselben befindet sich im Börger Walde. Darunter, sagt man, liege König Surbold begraben, und in Werlte gibt's noch alte Leute, die wollen mit eigenen Augen seine auf einem Schilde mit goldenen Buchstaben stehende Grabschrift gelesen haben; andere aber sagen, die Schrift habe nicht auf dem an einem Baume hangenden Schilde, sondern auf dem Steine selber gestanden und habe gelautet:

„Hünenkönig Surbold
liggt hier begraven in' Börgerwald
in en vergolden Husholt (Sarg)."

In Scharrel wird noch erzählt, unter dieser Unterschrift wären noch die Worte:

„Wunder över Wunder,
Wat liggt hier under?"

zu lesen gewesen. Und als die Leute endlich einmal den gewaltigen Deckstein, unter dem eine ganze Schafherde Platz hat, umgekehrt hätten, weil sie geglaubt, sie würden einen großen Schatz darunter finden, da hätten sie nichts als eine andere Inschrift entdeckt, welche gelautet:

„Dat was Tid,
Dat ick quam up mine änn're Sit!"

Die beiden Riesen.

Es wohnten hier ehemals zwei Riesen, der eine auf dem Haldemer Berge, der andere auf dem Venner Berge. Diese bucken ihr Brot gemeinschaftlich. Der auf dem Haldemer Berge hatte den Backofen. Als nun der vom Venner Berge mit dem Teige dahin schob, pröckelte er unter Bohmte seine Holzschuhe aus. Davon entstand der große Sandhügel, Heemannshügel genannt, weil der Riese Heemann hieß. Auch die Riesenstraße nach der Wieckenstraße zwischen Dielingen und Hunteburg bekam ihren Namen von diesen Hünen. Sie hatten nur einen Teigschräpper; den warfen sie sich einander zu. Aber der Wurf mißlang, und der Schräpper fiel auf Kron's Kampe nieder, auf ein kleines Stück Land, jetzt noch das Hünen-Stück genannt. Von den Riesensöhnen diente auch einer bei dem Herrn von der Horst zu Haldem. Seine erste Arbeit war das Ausmisten der Ställe. Als er nun die Mistgabel oder Forke in die Hand bekam, sprach er: „Das ist ja eine Gabel, womit man die großen Bohnen ißt!“ Er ging also zur Schmiede und ließ sich eine größere Forke machen. Dann begab er sich an die Arbeit. Da er aber jedesmal mit einer Forke voll den Stall ausmistete, so hatte er bald alle Ställe gereinigt. Das gefiel dem Herrn. Da mußte der Riese auch pflügen. Er schob aber den Pflug mit der Hand immer den Pferden auf die Hacken und hatte bald den Acker umgepflügt. Das gefiel dem Herrn alles sehr wohl. Als es aber an die Mahlzeit ging, da verdroß es den Herrn bald, denn der Riese aß nicht für zwei, drei, vier, sondern so viel, wie die ganze übrige Haushaltung. Da wollte der Herr seiner wieder los sein und sprach zu seinen Knechten: „Morgen früh sollt ihr Holz vom Berge holen, ein jeder seine bestimmten Stämme, und wer von euch der Letzte auf dem Platze ist, der soll fort!“ Der Riese war ziemlich schläfrig, und dachten daher die andern, ihn im Schlafe zu betrügen. Sie fuhren schon früh am Morgen aus. Einige Stunden später erwachte der Riese und sah, daß die anderen Knechte den Hof schon verlassen hatten. Er aber entschloß sich schnell, spannte die Pferde in Eile an und jagte den anderen nach. Als er am Berge ankam, da hatten die anderen Knechte ihr Holz schon gehauen und luden es auf. Er griff aber die Bäume an, riß sie aus und warf sie mit Wurzeln und Erde auf den Wagen. Da war er der Erste, der sein Fuder

hatte; aber als er vom Berge kam, konnten die Pferde es nicht ziehen. Da freuten sich die anderen und wollten an ihm vorbeijagen. Er aber überlegte nicht lange, band die Pferde an den Füßen zusammen und hing sie quer über den Wagen, steckte seinen kleinen Finger ins Deichselloch und fuhr so schnell mit dem Wagen davon, daß die anderen Knechte nicht folgen konnten. Als er nun vor den Hof kam, konnte das Thor den Wagen nicht fassen. Da drang er hinein und brachte das ganze Thor mit auf den Platz. Jetzt war der Herr wieder verlegen, denn sein Vorhaben war nicht gelungen. Da wollte er in Güte mit dem Riesen handeln, damit er aus seinem Dienste gehen solle. Der Riese sprach darauf: „Ich will dir einen Schlag geben, wenn du den abhalten kannst, dann will ich gehen!“ Da kam dem Herrn das Beben. Doch dachte er, du wirst ihn sonst nicht los, und ging es ein. Der Riese gab ihm einen Schlag von hinten, so daß er über das Haus hin flog. Der Wind aber hielt ihn in seinem Mantel, so daß er langsam herunter kam, ohne Schaden zu nehmen. So wurde er des Riesen entledigt.

Hünenbälle.

Etwa eine Stunde von Damme liegen an der Straße nach Vörden drei ungeheure Granitblöcke, die Hünensteine genannt. Mit diesen sollen die Hünen Ball gespielt haben.

---

2. Sgönaunken, Berg- und Erdmännchen, Schmiede.

Die Sgönaunken*) in Hüggel.

Im Hüggel haben vor alters Zwerge gewohnt, die man die Sgönaunken oder Sgönunken genannt. Sie haben sich in den im Berge befindlichen Höhlen aufgehalten, welche man die Wülleslöcker oder Wulwekerslöcker**) geheißen, und man sagt, daß diese sich noch weit unter dem Berge fort bis jenseits Osnabrück

*) Von Sgön, plattd. für schön, und Aunken für Aulken, der Ausdruck für Zwerge.

**) Wolfslöcher.

erstrecken, wo sie bei St. Gertruden wieder ans Tageslicht führen. Der hier befindliche Ausgang soll aber durch eine große Thür verschlossen sein, vor welcher jetzt sogar noch gewaltige Eisenstangen im Kreuz angebracht sind; andere sagen auch, die unterirdischen Gänge führten bis nach Tecklenburg.

Von den Sgönaunken erzählt man, daß sie den Bewohnern der Umgegend allerhand Geräte geschmiedet hätten, namentlich Pflugeisen und Brandröste, wie man sich derer dort zum Anlegen des Holzes auf dem Herde bedient. Besonders werden ihnen diejenigen zugeschrieben, die auf der einen Seite einen sitzenden Hund als Handhabe zeigen und deshalb auch Feuerhunde heißen. Sie sind gewöhnlich dreifüßig. Die Sgönaunken sind aber unsichtbar gewesen, daher hat der, welcher von ihnen ein Gerät hat anfertigen lassen wollen, seine Bestellung auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen vor der Höhle stehenden Tisch legen müssen. Wenn er dann am andern Tage wiedergekommen, so hat das bestellte Gerät fix und fertig dagelegen, dabei auch ein Zettel, auf welchem der Preis desselben geschrieben stand. Diesen hat er dann daneben legen müssen. Einige wollen behaupten, daß man nur an bestimmten Tagen, namentlich Donnerstags und Sonnabends, habe hingehen dürfen.

Der Besitzer eines den Höhlen zunächst gelegenen Hofes, der Hüggelmeier, hat vor langen Jahren einmal ein Pflugeisen bei den Sgönaunken bestellt und als er am andern Tage hinreitet, um das bestellte Gerät zu holen, es auch findet und die auf einen Zettel geschriebene Angabe des Preises daneben sieht, setzt er sich in seinem Übermut auf den Tisch und „maket sin Behoves“ (Notdurft) auf denselben statt der Bezahlung. Als er eben das gethan, macht er sich eilig mit seinem Pferde davon, und das war ein Glück, denn es kam etwas in der Gestalt eines glühenden Rades hinter ihm her. Mit genauer Mühe erreichte er noch seinen Hof und war eben durch die Einfahrtsthür auf die Diele seines Hauses gesprengt, als das glühenden Eisen an den Thürpfosten schoß, so daß die Stelle, wo es das Holz versengt hatte, noch lange sichtbar blieb. Als er aber darinnen war, hat sich eine Stimme vernehmen lassen, die gerufen, das solle noch der neunte Hüggelmeier entgelten. Und so ist es auch gekommen, denn es hat den Hüggelmeier und seine Nachfolger viel Unglück in der Wirtschaft befallen. Aber augenblicklich müssen sie

wohl über den neunten hinaus sein, denn es geht ihnen jetzt wieder gut.

Die Sgönaunken haben auch oft den Leuten in der Nachbarschaft die Kinder vertauscht und die ihren statt derselben wieder in die Wiege gelegt. Wenn man aber die Wechselbälge hat zum Sprechen bringen können, so haben die Sgönaunken sie wiederholen müssen. Als eine Frau, welche den Wechselbalg bald erkannt, nicht gewußt hat, wie sie ihn zum Sprechen bringen könne, hat ihr jemand geraten, sie solle Eierschalen aufs Feuer setzen und darin brauen. Kaum hat der Wechselbalg dies gesehen, als er sich erhob und ausrief: „Siebenmal habe ich den Bremerwald abbrennen sehen, aber solch ein Brauen habe ich noch nicht gesehen!“ Und kaum hat er das gesprochen, als auch schon das eigene Kind der Frau in der Wiege gelegen hat.

Oft sind die Sgönaunken auch, wenn die Leute abends den Brotteig eingesäuert, in der Nacht gekommen und haben ihn geknetet, so daß am andern Morgen das Brot fertig gewesen. So oft dies auch auf dem Bauernhofe geschehen, hat sie aber nie einer zu Gesichte bekommen. Da hat sich eines Abends der Knecht hinter einer Wanne versteckt, und, wie es nun Nacht gewesen, sind zwei Sgönaunken gekommen und haben angefangen zu kneten. Mitten in der Arbeit hat der Knecht aber eine Bewegung gemacht; das bemerkte der eine der Sgönaunken und sagte: „'t wegget sick,“ der andere aber hat geantwortet: „Kett man tau, kett man tau“ (knet' nur zu). Als der Knecht das gehört, ist er mit einem Knüppel hervorgesprungen und hat sie fortgejagt. Seitdem sind die Sgönaunken nicht wieder gekommen.

Im Besitze der Familie von Stahl, deren Gut Sutthausen in der Nähe des Hüggels liegt, befindet sich eine schöne silberne Kanne, welche ihnen die Sgönaunken geschmiedet haben. Sie trägt die Jahreszahl 1500. Einem Herrn von Stahl ist einmal im Hüggel ein merkwürdiges Abenteuer begegnet. Er ist beim Verfolgen eines Fuchses in die Wüllekeslöcher geraten und lange, ohne einen Ausweg zu finden, in der Höhle umhergeirrt. Zuletzt ist er in einen großen Raum gelangt, in welchem eine Alte saß und spann, und zu deren Füßen zwei große, schlafende Doggen gelegen haben. Als die Alte ihn erblickte, trat sie auf ihn zu und warnte ihn, ja

leise aufzutreten, damit er die Doggen nicht wecke, sonst würden sie ihn zerreißen. Darnach hat sie ihn wieder aus der Höhle herausgeführt, und aus Dankbarkeit für seine glückliche Errettung schenkte er der Kirche zu Hagen zwei Wiesen, weshalb dort noch allsonntäglich für ihn gebetet wird.

In Sterlebrink kam einmal eine Frau in die Wochen und ging, ehe sie ihren Kirchgang gethan, aus. Da ist sie plötzlich in die Höhle im Hüggel geführt worden und hat dort Rüden säugen müssen, so daß, als sie wieder herauskam, ihre Brüste so lang geworden waren, daß sie dieselben über die Schultern hat schlagen können. Bald darnach sind die Sgönaunken zu ihr gekommen, haben von ihr zwei Tonnen Butter verlangt und gesagt, wenn sie die nicht erhielten, so müßte sie täglich wieder in den Hüggel und Rüden säugen. Da hat sie eilig die Butter zur Höhle getragen, um nur von der furchtbaren Strafe loszukommen.

Der Schmied am Hüggel.

Zwei Stunden von Osnabrück liegt der Hüggel, der früher reiche Metallausbeute, ja Silber und Gold, in Menge geliefert hat. In dem Berge befindet sich eine weite Höhle. Wo am schroffen Abhange des Hüggels der Holzweg durch die Bergschlucht nach dem Dorfe Hagen führt, soll früher ein Schmied gehaust haben, der die beste Arbeit lieferte und ein frommer Mann war. Als ihm aber eines Sonntags auf dem Kirchgange seine Frau durch den Blitz erschlagen wurde, murrte er gegen Gott und wollte keinen Menschen mehr sehen. Nach einem Jahre kam er zum Sterben. Da erschien ihm ein ehrwürdiger Greis mit langem Barte, der trug ihn in die Höhle des Hüggels, daß er zur Buße darin herumwandele und Metallkönig sei, bis der Berg keine Ausbeute mehr liefere. Am Tage solle er ruhen und nachts für seine irdischen Brüder arbeiten. Da hat denn der Schmied im Hüggel nachts fleißig geschafft und gehämmert, viel Geräte gefertigt, auch die Pferde beschlagen; die Leute kamen dann, banden das Pferd an einen Pfahl und verließen es auf eine Zeit. Wenn sie wieder kamen, war es beschlagen. Sie legten dann den Lohn auf einen Stein und führten das Pferd hinweg. Sehen ließ sich der Hüggelschmied niemals. Ein Bursche, von Hab-

sucht geblendet, drang einstmals in seine Höhle ein und heischte Gold von ihm. Der Hüggelschmied schenkte ihm eine goldene Pflugschar. Kaum war er heraus, so wollte er erproben, ob sie auch wirklich von Gold sei, und fuhr mit der Hand daran. Im Nu hatte er sich die ganze Hand verbrannt, und was in der Höhle Gold geschienen, war beim Tageslicht nur Glut und eine gewöhnliche Pflugschar von Eisen. Hätte der Narr fleißig mit ihr geackert, wäre er reich geworden, jetzt verfluchte er die Pflugschar und den Hüggelschmied wegen der verbrannten Hand. Da fuhr die Pflugschar in die Erde hinein und war verschwunden, im Hineinfahren aber erglänzte sie doch wieder wie gediegenes Gold.

Seit dieser Zeit aber ließ sich der Hüggelschmied nicht mehr blicken und beschlug auch keine Pferde mehr, und die ergiebigen Gruben nahmen bald ein Ende.

Die Bergmännchen in Iburg.

Zu Iburg haben sich früher viele Bergmännchen aufgehalten, die haben dort bei einem Bauer besonders einen Schimmel gefüttert, der ist stets viel besser im Stande gewesen, als die anderen Pferde, und oft hat man eine Stimme rufen hören: „Noch 'ne Matte forn Witten!" Auf den Spinnrädern dieses Bauern hat auch nie der Flachs gefehlt, und sein Brot ist immer viel schöner gewesen, als das seiner Nachbaren. Weil nun niemand gewußt, woher das kam, hat einstmals ein Knecht beschlossen, dahinter zu kommen, hat sich über Nacht versteckt und da gesehen, wie eine Menge kleiner Bergmännchen in ganz zerlumpten Kleidern hervorgekommen sind. Das hat er alles dem Bauern erzählt, und der hat sogleich ganz neue Kleider hingelegt, welche auch am andern Morgen fort waren, aber seit der Zeit sind auch die Bergmännchen verschwunden.

Der Schmied im Gertrudenberge.

Im Gertrudenberge vor Osnabrück befindet sich eine Höhle, in der sah man sonst noch einen Steintisch und ein paar Steinsitze. Hier wohnte vor alters ein Schmied, der war unsichtbar und schmiedete den Leuten der Umgegend alles, was sie haben wollten. Sie durften nur auf einen Zettel schreiben, was sie

wünschten, dann lag am Tage die Arbeit fertig da, und zugleich stand auf einem Zettel die Angabe des Lohnes, welchen der Schmied dafür forderte.

3. Meerweiber, rauhe Leute, Schinnonten*), Kielkröpfchen**).

Die rauhen Leute im Darnssee.

In dem Wasser, welches der Darnssee heißt und in der Bauerschaft Epe zwischen Bramsche und Malgarten liegt, lebte vor Zeiten ein kleines Volk, welches die rauhen Leute genannt wurde, weil es von oben bis unten mit Haaren bewachsen war. Einzelne von dem Volke kamen mitunter aus dem See und verkehrten mit den Menschen. Seitdem aber die Menschen in der Gegend häufiger geworden sind und der See nicht mehr ganz so einsam ist, lassen sie sich nicht mehr sehen.

In jener früheren Zeit, als noch die rauhen Leute in dem See ihr Wesen trieben, hörten einst die Nachbaren in jeder Nacht ein gewaltiges Hämmern und Pinkern aus der Gegend des Sees, als wenn ein Schmied fleißig auf dem Ambosse arbeitete. Einige Bauern wollten auch um Mitternacht im Mondenscheine auf dem Darnssee etwas schwimmen gesehen haben. Diese schifften darauf zu. Da war es ein Schmied, der bis an den Gürtel im Wasser saß, und, so weit man ihn sah, wie ein Ziegenbock behaart war. Mit dem Hammer in der Faust zeigte er auf seinen Ambos und deutete ihnen an, daß er Arbeit haben wolle. Die Bauern verstanden ihn und sie und die ganze Bauerschaft vertrauten ihm von da an alle vorkommende Schmiedearbeit. Niemand aber hat ihn gesehen, ausgenommen diejenigen, denen er sich zuerst auf dem See gezeigt. Denn wer ein Geschirr besaß, das gebessert werden sollte, der legte es am Abend auf einen flachen Stein, welcher am nördlichen Ufer des Sees zwischen zwei alten Eichen stand, und wer eine neue Arbeit

*) Von plattd: Schinn, Hautschuppe. Schimpfwort: Schinnas.

**) Von plattd.: Kiele, Kehle, und Kropf. Mißgestalt.

bestellte, der schrieb sie auf einen Zettel oder rief sie laut aus über den See. Dann kam der Schmied in der Nacht, holte die Arbeit, verbesserte und schmiedete, was verlangt war. Hatte man ungewöhnlich viel Arbeit bestellt, dann wurde wohl die Nacht hindurch ein heftigeres Hämmern und Lärmen im See vernommen. Man weiß aber keinen Fall, daß sie nicht schon in der ersten Nacht fertig geworden wäre. Schon vor Tagesgrauen lag sie auf dem Steine, und auf einem daran gebundenen Streifen stand der Preis geschrieben. Das Eisen und die Arbeit des Schmieds waren stets von ausgezeichneter Güte, und der Preis verhältnismäßig nicht hoch. Deshalb bezahlten ihn auch seine Kunden bis auf den letzten Heller. Sie legten den Preis wieder auf den Stein unter den alten Eichen, und dieser wurde seitdem die Tafel des Schmieds genannt. Viele Jahre dauerte dieser redliche Handel, und die Eyer standen sich gut dabei. Sie hatten damals die besten Pflugeisen im Lande. Es war aber in der Bauerschaft ein geiziger Mann, der überredete sich, der Schmied könne um Gottes Lohn arbeiten, er wisse ja doch mit dem Gelde nichts anzufangen, und statt des Preises legte jener einen schmutzigen Lohn auf des Schmiedes Tafel. Da zischte das Wasser auf, und ein Speer mit einem scharfen Eisen, aus dem See geschleudert, durchbohrte den Ruchlosen. Die Erde unter dem Steine barst und verschlang ihn. Das Hämmern des Schmiedes wurde seitdem nicht mehr gehört. Er hat sich in die Tiefe des unergründlichen Sees zurückgezogen. Die Eichen grünten noch manche hundert Jahre. Vor etwa 50 Jahren dorrten ihre Kronen. Da wurde die Axt an ihre Wurzeln gelegt. Seitdem sind auch sie verschwunden. Den Platz jedoch, wo des Schmiedes Tafel gestanden, bezeichnet noch jetzt eine Senkung am Ufer. Man hat schon oft sie auszufüllen versucht, aber vergebens. Sie ist stets wieder eingesunken und bildet so für alle Nachkommen ein ewiges Wahrzeichen der begangenen Frevelthat.

Lange nach dieser Zeit kam einst Hackmann, der Wehrfester von Hackmann's Erbe, an den Darnssee, um Schilf am Ufer zu schneiden. Da fand er ein behaartes, nacktes Weib, welches sich mit ihrem Kinde im warmen Ufersande sonnte. Als dieses den Bauern kommen hörte, da lief es fort und sprang in den Darnssee. Der Bauer aber nahm das Kind mit in sein Haus. Hier lag es gewöhn-

lich hinter dem Herde unter der Bank, welche Unterherdsbank genannt wird. Es gedieh aber gut und wuchs rasch heran. Denn wenn der Bauer mit seinem Volke auf dem Acker war, dann kam die rauhe Mutter und säugte ihr Kind heimlich. Sie überschritt aber nie die Schwelle des Hauses, sondern blieb vor dem „Heck"*), der „Niendören" oder Einfahrtsthür, stehen und lockte das Kind. Dieses lief dann vor das Heck, durch welches ihm die Mutter die Brust reichte. Als der Bauer das Kind einige Jahre gehabt hatte, da nahm er es und schor es, damit es ein Ansehen bekomme, wie ein anderes Kind. Als aber die Mutter wieder kam, um ihr Kind zu säugen, und sah, daß es geschoren war, da wurde sie zornig und rief:

„Min Kind geschoren,
Hackmann's Stie verloren, (Stätte)
Bet int drüdde und veerde Lid" (Glied).

Damit kehrte sie wieder zurück in den Darnssee und das Kind mit ihr. Von dieser Zeit an war Unglück auf Hackmann's Erbe. Während die vier Wehrfester, über welche der Fluch ausgesprochen war, regierten, war Hagelschlag, Mißwachs und Sterbgang unter Menschen und Vieh auf dem Hofe, und alles, was sie anfingen, das hatte weder Gedeihen noch Gelingen.

Einst traf auch ein Bauer, welcher Fischens halber an den Darnssee ging, einen fremden Knecht am Ufer. Der Bauer hieß Fischer und wohnte nicht ferne vom See auf der Stelle, welche noch jetzt Fischer's Erbe genannt wird. Der Knecht war gekleidet, wie ein anderer, aber rauh in Gesicht und an den Händen. Derselbe bot dem Bauer seine Dienste an und sagte, als jener nach dem Lohne fragte, darum wollten sie wohl einig werden. Der Bauer nahm ihn an, und er war sein treuester und fleißigster Knecht. Als er sieben Jahre gedient hatte, da sagte er zum Bauer: „Meine Zeit ist um, ich muß jetzt von dir, verlange aber keinen andern Lohn, als ein zweischneidiges, untadelhaftes Schwert, was ohne Dingen ehrlich gekauft ist." Der Bauer ging hin nach Bramsche und erstand ein solches, handelte aber vier Pfennige davon ab. Da der Knecht dieses Schwert sah, fing er an zu jammern: „Warum hast du mir dies gethan? Das ist mein Unglück. Gehe schleunigst wieder hin und

*) Pforte.

bringe die abgezogenen Pfennige zurück. Sonst fürchte ich, es möchte zu spät werden." Als der Bauer die Pfennige nachgezahlt hatte, führte der Knecht ihn an den Darnssee und sagte: „Ich muß zu meinem Vater zurück. Aber ich befürchte, daß ich mich zu lange aufgehalten habe, und daß die Zeit, welche mir mein Vater gesetzt, schon abgelaufen ist. Mein Weg geht durch ein Thor tief unten im Darnssee, welches von zwei Hunden bewacht wird. Ist das Schwert untadelhaft, wie es sein muß, und komme ich zur rechten Zeit, dann kann ich sie abwehren. Komme ich zu spät, dann werden sie mich zerreißen. Du sollst selbst sehen, welches mein Schicksal ist; im letzten Falle erscheint Blut, im ersten aber Milch auf dem Wasser, so daß es davon ganz weiß ist." Darauf schlug er mit dem Schwerte kreuzweis ins Wasser, so daß sich dasselbe bis unten teilte, und stürzte sich hinein. Als aber die Wellen sich über ihn schlossen, da wurde der See blutigrot.

Das Meerweib zu Icker.

Auf dem Kolke zu Icker schwimmt mitten im grünen Wasser eine mit Bäumen und Gras bewachsene Insel, die schwimmende Insel genannt. In dem Wasser leben Meerweiber, die vergnügen sich mit ihren Kindern auf der Insel und am Ufer. Nahe an dem Kolke liegt der Hof Hanfeld, und als die Hofleute eines Tages auf die Wiese an das Wasser gehen, da fangen sie ein junges Kind, das auf dem ganzen Körper wie ein Hund mit Haaren bewachsen ist. Sie nehmen es mit nach Hause und legen es unter die Herdbank, und hier liegt es den ganzen Tag. Aber wenn es Nacht wird, kommt das alte Meerweib, ruft ihr Kind und stillt es durch das Heck und singt dabei:

„Sug, min Kindken, sug!"

So macht sie es alle Nächte. Als das Kind größer geworden war, glauben die Bauersleute, sie würden der Mutter einen Gefallen thun und scheren das Kind wie einen Pudel, damit es eine ordentliche Kleidung tragen könne. Als es nun wieder Nacht wird, kommt das alte Meerweib, nimmt ihr Kind wieder mit und sagt:

„Sau as ji min Kind hebt schuoren,
Is jue Glück und Stie verloren."

Und bis ins siebente Glied haben Hanfelds Schuld und Ungeduld gehabt.

Das Kielkröpfchen.

Einer Bäuerin am Dümmersee hatten die Schinnonten ihr noch nicht getauftes Kind gestohlen und an dessen Stelle ein Wasserweibchen, oder, wie die Sage lautet, ein Kielkröpfchen hingelegt. Aber das Kielkröpfchen konnte nicht gedeihen. Da fuhren seine vermeintlichen Eltern mit ihm über den Dümmersee, um es zu seiner Genesung nach Rulle zu bringen. Während der Kahn über die Flut des Sees dahinfuhr, zwischen weißen und gelben Seerosen, welche auf dem dunklen Wasser wie Sterne erscheinen, tauchte ein anderes Kielkröpfchen auf der Tiefe aus und rief:

„Kielkröbken, wo wust' u hen?"

Worauf jenes aus dem Kahne antwortete:

„Ick will na Rulle
Un dar mi laten weihen,
Up dat ick mag gedeihen,
As en anner Kind."

Die Pielpoggen in einem Teiche bei Laer.

In einem Teiche bei Laer wohnen Meerweiber. Sie sind halb Menschen und halb Tiere und können erst durch die heilige Taufe gedeihen. Deshalb heißen sie auch Pielpoggen, womit man sonst die jungen in der Verwandlung befindlichen Frösche bezeichnet. Einst stieg eine Pielpogge aus dem Teiche hervor und pilgerte nach Rulle. Auf die Frage der Begegnenden, wohin sie gehe, antwortete sie:

„Ick will na Rulle un mi laten weihen,
Up dat ick mag gedeihen."

---

4. Wode*), wilder Jäger, Jöh- und Jöl-Jäger.

Eine lustige Osterjagd.

An der westlichen Grenze der Dinniger Mark, nahe dem Dorfe Bippen, lag früher eine Burg. Der von Ankum nach

*) Wodan. Die verschiedenen anderen Bezeichnungen des wilden Jägers sind teilweise von der Höhe, in welcher er jagt, teilweise von den Stimmen, welche er macht, genommen.

Bippen führende Weg führt über den Burglatz. Die Stellen, wo früher die großen Fischteiche gewesen und die Mühle gestanden haben soll, werden noch jetzt gezeigt. Hier auf dieser Burg wohnte ein überaus jagdlustiger Ritter, der einst am frühen Ostermorgen, als man in Bippen zur Kirche läutete, mit seinen Hunden noch auf der Jagd war. Er hatte aber bis dahin keine Jagdbeute auftreiben können. Indem er mißmutig nach Hause zurückkehrt, sieht er einen Hasen auf der untersten Hausthür, dem sogenannten Heck, sitzen. „Den Hasen will ich haben, und wenn ich bis zum jüngsten Tage jagen soll!“ ruft er aus. Da hebt der Hase sich in die Lüfte, und der Jäger mit den Hunden ebenfalls, und seitdem verfolgt er als Jöhjäger mit seinen giffenden Hunden und lautem Hallo den Hasen. Als er in die Lüfte verbannt wurde, da verschwand auch die Burg mit allem, was darin war, in die Erde*).

Die Mohrenhand und die Jöhjagd.

Auf dem Kolonate Simering zu Langen im Kirchspiele Badbergen befand sich Jahrhunderte lang ein schwarzer Knochen mit verdörrter Haut, welcher ungefähr die Gestalt einer abgehauenen Hand hatte. Im Munde des Volkes wurde er daher die Mohrenhand genannt. Sie hatte die besondere Eigenschaft, daß sie immer zum Hofe zurückkehrte, wohin sie auch gebracht werden mochte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welchem sich auch ein Sohn vom Erbe unter die Schweden anwerben ließ, wurde sie von den Knechten, welche Kriegsfuhren nach dem Rheine leisten mußten, mitgenommen und in den Strom geworfen. Als dieselben heimkamen, war auch die Hand wieder da an ihrem früheren Platze. Vor fünfzig Jahren lag sie noch im Keller; seitdem aber hat man sie in die Wand desselben eingemauert. Mit ihrem ersten Erscheinen auf dem Hofe hatte es folgende Bewandnis. Es war in einer finsteren Nacht, als der Knecht, welcher auf der Kammer über dem Pferdestalle oder auf der sogenannten Kloppenburg schlief, über sich in der Luft einen gewaltigen Sturm und ein Geprassel vernahm, dazwischen das Hallo der Jäger und das Gebell einer Meute Rüden.

*) Eine ähnliche Sage geht vom Foggenpohl, einem Wassertümpel zwischen Lengerich (Amt Freren) und Suderwe.

Da merkte er, daß die wilde Jagd, hier Jöhjagd genannt, über ihn hinziehe. Aus Übermut öffnete er das Fenster und rief: „Vör mi auk mit!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so fuhr ein dunkler Gegenstand blitzschnell in das Fenster, doch da es dunkel war, konnte er den Gegenstand nicht erkennen, auch hatte er nicht gesehen, wohin er gefallen war. Voll Grausen schloß er das Fenster und verbrachte schlaflos die Nacht bis zum andern Morgen. Als aber die Dämmerung des Tages anbrach, da gewahrte er vor sich auf dem Bette einen schwarzen, blutigen Fleischklumpen, die abgehauene Mohrenhand, den verlangten Anteil an der Beute des wilden Jägers. Voll Entsetzen schleuderte er sie zum Fenster hinaus; aber immer kehrte sie zurück auf Simering's Erbe, und seit der Zeit war Sterbgang im Hause, so daß ganze Geschlechter untergingen, und Fremde auf die Stätte kamen. Wenn die Hand sich rührte, mußte einer im Hause sterben, und bei einem Sterbefalle in demselben ist noch jetzt das Sprüchwort gebräuchlich: „Dei swarte Hand heff seck weer rögt!“

Auch duldete die schwarze Hand nicht, daß jemand in dem Hause am Sonnabend spinne, weshalb dies auch bis auf die neueste Zeit unterblieb. Einstmals wagte es aber doch eine Magd heimlich, indem sie sich mit ihrem Spinnrade in den Braubottich setzte. Aber auch hier zeigte sich die schwarze Hand und vertrieb sie*).

Das Pferd des wilden Jägers.

Ein Bauer, welcher einst durch das Wiehengebirge ging, hörte vor sich ein wiederholtes Hallorufen. In dem Glauben, es werde um Hülfe gerufen, antwortete er und hatte sich damit den wilden Jäger, denn dieser war der Hallorufer, auf den Hals geladen. Ein

*) In Hörne und Rulle bei Osnabrück, wo sich der wilde Jäger ebenfalls vernehmen läßt, heißt er der Wölen- und Jölenjäger. Beide Bezeichnungen sind wohl von den Tönen genommen, welche er ausstößt. — Überall dürfen die Mädchen am Abend vor Sonn- und Festtagen nicht spinnen. In der Gegend von Haßbergen haben einmal Mägde des Sonnabends noch lange nach Sonnenuntergang beisammengesessen und gesponnen. Da hat sich auf einmal das Fenster aufgethan, ein ungeheurer nackter Arm hereingefaßt und eine fürchterliche Stimme sich vernehmen lassen: „Wer am Saterdag Abend spinnt, muß den nackten Arm bekleiden!“

Pferd hockte sich ihm hinten auf und legte die Vorderfüße über seine Schulter. Er konnte die fürchterliche Last nicht los werden, so viel er auch bat, und mußte sie durch den Berg tragen. Da erst verließ ihn das Gespenst.

Der giffende Hund.

Einst fiel, als das wilde Heer mit vielem Gebrause und Getöse über den Wildemann's Hof auf der Buscherheide nach der Babylonie fuhr, ein Hund vor der Einfahrtsthür nieder. Die Leute auf dem Hofe nahmen ihn mitleidig ins Haus und gaben ihm zu fressen. Er hat aber nichts angerührt, sondern immer „gegifft" (gewinselt). Als nach einigen Tagen wieder ein lärmender Zug über den Wildemann hinwegfuhr, ist der Hund verschwunden.

Der Jöhjäger zu Bassum.

Der Jöhjäger zieht besonders zwischen Weihnacht und dem großen Neujahr, in den Zwölften, durch die Lüfte. Da muß man denn das Haus verschlossen halten, namentlich aber die große Einfahrtsthür, damit den Einwohnern von ihm kein Unheil geschieht. Ein Bauer in Bassum hatte einmal am Christabend die große Einfahrtsthür offen gelassen, da legte sich die ganze Jöhjagd davor, und der Jöhjäger sagte, er werde nicht eher fortgehen, als bis man ihm ein Brot herausbringe. Das hat man denn auch thun müssen, um ihn nur los zu werden. Aber damit ist's noch nicht zu Ende gewesen, denn er hat sich auch noch ausbedungen, daß man ihm alljährlich um dieselbe Zeit an eine gewisse Stelle im Holze ein Brot hinlege, und das ist viele Jahre lang geschehen.

---

5. Teufel*), Drachen, Wehrwölfe und Spukgeister.

Des Teufels Teigtrog und Backofen und der Süntelstein.

Des Teufels Teigtrog und Backofen, zwei heidnische Steindenkmäler, liegen im Berther Bruch an einem südlichen Aus-

*) Der Teufel tritt an die Stelle der gestürzten heidnischen Götter (Tiu-Wodan). Er sucht den Bau der christlichen Kirchen zu verhindern, die Thüren zu verschließen, raubt ungetaufte Glocken und hält die Kirchengänger vom Kirchenbesuche zurück.

läufer der Venner Egge, nur etwa 30 Ruten von einander. Sie sind von derselben Bauart, wie die übrigen Hünenbetten, indem bei dem einen drei, bei dem anderen fünf Decksteine von Granit, sogenannte Findlinge, auf Trägern von demselben Gesteine über einem mäßigen Aufwurfe ruhen, in welchem, nach den in dem Erdreiche gefundenen Scherben von verzierten Thongefäßen zu urteilen, Aschenkrüge beigesetzt worden sind. Das kleinere Hünenbett, am westlichen Abhange des Vorhügels unmittelbar über einem Bächlein, der Krietbeke, gelegen, heißt des Teufels Teigtrog, das größere, am südlichen Rande desselben Hügels, des Teufels Backofen, und soll der Teufel auf jenem sein Brot geknetet, auf diesem dasselbe gebacken haben.

Ebenfalls im Vehrter Bruche hoch am südlichen Abhange der Venner Egge, eine viertel Meile etwa westlich von dem Teigtroge des Teufels, steht der Süntelstein. Er besteht aus einem einzigen dunkelroten Granitblocke, welcher in der Gestalt eines Kegels reichlich 13 Fuß hoch und 4 Fuß breit aus der Erde hervorragt. An der nördlichen, nach Venne zugewandten Seite des Süntelsteins bemerkt man eine muldenartige Vertiefung, wie von einem riesigen menschlichen Körper eingedrückt. Von diesem Süntelsteine geht folgende Sage: Der Teufel (Gott Wodan) regierte vor Einführung des Christentums in dieser an heidnischen Denkmälern so reichen Gegend; ja, er war hier, wo er Teigtrog und Backofen hatte, eigentlich zu Hause. Da mußte es ihn denn über alle Maßen verdrießen, als der Christengott ihm sein angestammtes Herrscherrecht streitig machen wollte und sich in Venne eine Kirche bauen ließ. Um doch wenigstens die Thür der fertigen Kirche, deren Bau er nicht hatte verhindern können, zu sperren, damit keiner hineinkomme, holte der Teufel um die Mitternachtsstunde einen großen Granitblock, wahrscheinlich vom Gattberge, wo noch jetzt zahlreiche Granitblöcke umherliegen. Er band eine dicke Kette kreuzweise herum und begann dann auf seinem Rücken ihn berganwärts zu schleppen. Der Stein war aber so schwer, daß trotz seiner riesigen Stärke dem Teufel doch recht höllisch heiß wurde. Manchmal mußte er stehen bleiben, um sich zu verschnaufen. Dadurch verspätete er sich, denn grade, als er oben auf dem Berge ankam, schoß von Osten der erste Strahl der Sonne zu ihm herüber, und ein wachsamer Hahn krähte vom

Venner Thale seinen Morgengruß herauf. Da war das nächtliche böse Walten des Teufels zu Ende. Wütend erfaßte er den Stein und stieß ihn mit aller Kraft in den harten Boden des Berges. Der Stein steht noch auf derselben Stelle, aber von dem gewaltigen Stoße hat er da, wo die Kette ihn umschlossen, in der Mitte und von oben nach unten zwei tüchtige Risse bekommen. Auch sind die Spuren der Kette an den äußeren Rändern dieser Risse noch sichtbar, und an der nach Venne gelegenen Seite bemerkt man deutlich den Rücken des Teufels, dessen höllische Hitze den Granit geschmolzen hat. Seit jener Zeit dreht der Stein sich jeden Morgen beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne um seine Achse, und zum ewigen Angedenken der Rettung der Venner Kirche durch die Sonne, welche das nächtliche Walten des Bösen vernichtet, wird er noch jetzt der Süntelstein genannt. Seitdem dem Teufel sein böses Vorhaben mißlungen ist, hat er diese Gegend verlassen.

Die Teufelssteine bei Laer.

Nördlich von Laer liegen auf einem Sandhügel mehrere an- und übereinander gewälzte Granitblöcke von ungewöhnlicher Größe, die Teufelssteine genannt. Daneben steht ein einzelnes, altes Haus, dessen Bewohner noch jetzt im Volke die „Düwels-Stener" genannt werden. Bevor diese Steine hier lagen, klagte der Besitzer des Hauses oft und heftig über den langen und schlechten Kirchweg, so daß er sich nicht selten zu Verwünschungen der Kirche selbst hinreißen ließ. Als er nun an einem Weihnachtsmorgen, welcher stockfinster und stürmisch war, sich auf dem Wege zur Frühmette befand, ging das alte Schelten wieder los, und ein Fluch folgte dem andern. Da stand der Böse plötzlich bei ihm und fragte höflich, womit er dienen könne. Der Bauer erschrak anfangs, faßte sich aber bald und verschrieb seine Seele dem Teufel, wenn er nicht mehr so weit zur Kirche zu gehen brauche. „Topp!" sagte der Teufel, „deine Seele gehört mir, ich baue dir hier eine Kirche so schnell, wie du es verlangen wirst." Nun sah der Bauer, daß er in eine Falle geraten war, hoffte aber, durch die Bestimmung einer ganz kurzen Frist noch einmal mit heiler Haut davonzukommen. „Nun gut," erwiderte er, „ehe der erste Hahn kräht, muß die Kirche fertig sein." Im nämlichen Augenblicke war der Teufel verschwunden, um mit Hülfe

seiner dienstbaren Geister in der bestimmten Frist die Kirche fertig zu stellen. Je größer das Material, desto rascher hoffte er seine Aufgabe zu lösen, und so wurden die großen Granitblöcke von unsichtbaren Händen herbeigeschleppt, geordnet und zu einem festen Gemäuer verbunden. Schon erhob sich das Gewölbe, nur der Schlußstein fehlte noch. Eben kam der Teufel selber mit diesem eilig durch die Luft über Laer dahergesaust, da gab der liebe Gott, welchen der reuige Bauer um Hülfe in seiner Not anrief, demselben einen guten Gedanken ein. Kräftig klatschte dieser in die Hände und krähte so natürlich, wie ein wirklicher Hahn. Der Weckruf wurde alsogleich von dem Hahne auf Dreier's Hofe zu Laer erwidert. Als der Teufel dieses hörte, schleuderte er den Schlußstein wütend aus der Luft herab, und dieser fiel vor Dreier's Thür nieder. Die Kirche, welche der Teufel nicht hatte vollenden können, stürzte bald nachher ein, und die Trümmer derselben sind jene Teufelssteine, welche noch jetzt auf dem Sandhügel liegen*).

Dei deipen Pöhle*).

(Die tiefen Wassertümpel.)

In dem großen Moore zwischen Hunteburg und Vörden, nicht weit vom letzteren Orte, befinden sich zwei Moorgruben, „dei deipen Pöhle" genannt. In diesen treibt der Teufel sein Unwesen. Als die ersten Kirchen gebaut wurden, und auch die Dammer eine bauten, da wurde der Teufel sehr böse. Geradezu wütend aber wurde er, als erst die Glocken gegossen und geläutet wurden. Da kam er in der Nacht vor dem heiligen Christfeste, riß die Glocken mit solchem Toben aus dem Turme, daß die Leute darüber erschraken, flog mit gewaltigem Brausen durch die Luft und warf sie tief in den Grund der Moorgruben. Von dieser Zeit an lassen die Leute die Glocken wie kleine Kinder taufen. Denn der Teufel darf sich nicht an Gegenständen vergreifen, welche mit dem heiligen Kreuze geweiht sind. Der Teufel kann nun keine Glocken mehr rauben. Dagegen läutet er aber am heiligen Christfeste, wenn die Glocken zur Kasuchte (Frühgottesdienst, von Kerzen und Mor-

---

*) In Wirklichkeit sind sie die Überreste eines Hünenbettes.

*) Eine ähnliche Sage wird von „Springmeier's Kolk" zu Laer erzählt.

genfrühe) geläutet werden, in den tiefen Moorgruben, um die Christen zu verhöhnen.

Die Kirchleute, welche dieses Läuten hören, sagen: „Nu ludd dei Düwel in den deipen Pöhlen."

Der Alkenkrug.

Auf dem Giersfelde*), einige tausend Schritte von Grumfeld's Hofe, liegen zwei Kuhlen (Wassergruben), von welchen die Sage geht, daß da in alten Zeiten zwei Häuser gestanden hätten, an der Stelle der großen ein Krug und an der Stelle der anderen des Wirtes Scheune, und daß beide wegen des letzteren Gottlosigkeit in die Erde versunken seien. Dieser Wirt, mit Namen Alke, pflegte nämlich die Leute, welche von Alfhausen nach Merzen zur Kirche gingen, zur Einkehr einzuladen und unter den heiligsten Versicherungen so lange hinzuhalten, daß sie die Kirche versäumen mußten. Als er auch einstmals den Kirchleuten, die bei ihm eingekehrt waren und seinen Versicherungen so recht nicht mehr glaubten, mit dem Fluche, daß er mit Haus und Hof in die Erde versinken wolle, beteuerte, daß sie noch Zeit genug hätten, da that sich plötzlich die Erde auf und verschlang die Häuser mit samt dem gottlosen Wirte. An ihrer Stelle blieben die tiefen Kuhlen, welche man heutigen tages noch sieht. Wenn Alke in der Mitternachtsstunde von dem Rande der großen Kuhle aus zu dreien Malen mit seinem Namen gerufen wird, dann kommt er als ein glühendes Rad zum Vorscheine und verdirbt den, der ihn gerufen hat.

Als nun einstmals der Wehrfester auf Grumfeld's Hofe mit einigen guten Freunden lustig beim Biere saß, und sie davon sprachen, wer wohl das beste Pferd und den besten Läufer habe, da fluchte Grumfeld bei Donner und Wetter und schwerer Not, er wolle in nächster Nacht mit seinem Schimmel den Alke zum Wettritt auffordern. Die anderen hielten ihn beim Worte und wetteten neun Pfund Silber gegen sein Pferd, daß er nicht gewinnen

*) Das Giersfeld ist hochberühmt durch seine acht Hünenbetten, zu welchen ursprünglich wohl 400 große Findlinge zusammengetragen] waren. Unter dem Namen Alke ist jedenfalls der Name einer heidnischen Gottheit verborgen, die hier verehrt wurde. Wer denkt nicht an das numen Alcis des Tacitus? Alke kann auch Aulke, Zwerg, bedeuten.

solle. Grumfeld nahm die Wette an und machte sich fertig. Er putzte sein Pferd, erzählte ihm die Sache, führte es an Ort und Stelle und machte ihm deutlich, worauf es ankomme. Das Pferd begriff dieses alles und kam in einem geschwinden Laufe mit seinem Herrn nach Hause zurück. Er gab ihm nun ein reichliches Futter, zeigte ihm auch, daß er die große Thür aufmachen wolle, um sie bei der Verfolgung aufzunehmen. Vor allem aber betete Grumfeld dreimal in heißer Andacht zu Gott Vater, Sohn und heiligem Geist, daß sie ihm seine Sünden vergeben, seine Seele bewahren und ihn aus dieser Gefahr erretten möchten, damit er mit Ehren bestehen könne.

Als nun die Mitternacht herangekommen war, ritt er im Vertrauen auf Gottes Hülfe nach der Alkenkuhle.

Hier bis an den Rand reitend, wandte er seine Blicke nach oben, wo die Sterne am Himmel leuchteten, betete noch ein inbrünstiges Vaterunser und machte sich ans Werk. Es war eine sternenklare, ruhige Nacht. Kein Laut, nicht einmal ein Fuchs oder eine Eule, ließ sich hören. Sein Schimmel stand und rührte sich nicht. Nun hörte er die Turmuhr schlagen, erst zu Üffeln, dann zu Merzen und zuletzt in Alfhausen. Mit dem letzten Schlage rief er mit lauter Stimme: „Alke, kumm! geist du mit?“ Da antwortete eine fürchterliche Stimme, welche aus der Kuhle kam:

„Töf! den enen Schoh antück ick,
Den annern anrück ick,
Dann will ick di Düwel wol halen!“

Sofort gab der Wehrfester seinem Pferde die Sporen, und es flog wie ein Pfeil dahin. Nun ging die höllische Jagd von der Alkenkuhle nach Grumfeld's Hofe los. Alke, als ein feuriges Rad, war hinter ihm her. Näher und näher fühlte der Bauer die sengende Glut, da setzte das Pferd mit einem Satze durch die große Thür und stürzte tot am Herde nieder. Auf den Knieen dankte Grumfeld seinem Gotte für die gnädige Errettung, gelobte aber zugleich, daß er ihn nicht wieder versuchen wolle. Das Wahrzeichen vom feurigen Rade sah man am andern Morgen an dem Thürständer. Er war schwarz verkohlt.

Der Böse am Bersenbrücker Bach.

Im Holze am Bersenbrücker Mühlenbache wohnte der Böse und vergnügte sich in dem Wasser. Als aber das Kloster gestiftet wurde, bauten die Nonnen eine Mühle und setzten das Stauwerk in den Bach. Das wollte der Böse nicht leiden. „Was," sprach er, „ich habe hier länger gewohnt als ihr, und ihr wollt mir das Wasser aufstauen? Das sollt ihr lassen!" Und er kam des Nachts und riß das Stau auf, so daß das Wasser sich verlief, und der Müller am andern Morgen nicht mahlen konnte. Da riefen die Nonnen einen Pater zu Hülfe, der bannte den Teufel mit dem Kreuze, mußte ihm aber dennoch vergönnen, daß er jedes Jahr einen Hahnensprung wieder näher kommt.

Der Schmied zu Astrup.

Nicht weit von Dickmann's Hause im Kirchspiele Schledehausen wohnte der Schmied zu Astrup, der war mehr auf Erwerbung der irdischen Güter als der himmlischen bedacht. Obgleich er von ersteren schon genug hatte, wollte er immer noch mehr haben. Es war am Tage vor Weihnachten, als er einen neuen Wagen beschlug; aber er konnte trotz allen Fleißes ihn nicht fertig bringen. Nun dachte er, es kommen drei Feiertage nach der Reihe, an welchen du nichts verdienen kannst — der Wagen muß also fertig werden.

Am ersten Weihnachtstage in der ersten Morgenfrühe, als die anderen Leute noch schliefen, stand der Schmied mit seinen beiden Gesellen schon am Ambos, und als die Nachbaren nach der Kasuchte (Frühkirche) eilten, ging es in der Schmiede im Takt:

„Dree Grössen de Nagel — dree Grössen de Nagel"

Da kam wieder eine Schar Kirchgänger vorbei und sang ein schönes Weihnachtslied. „Die wollen wir einmal erschrecken," sprach der Schmied, griff eine Hand voll Hammerschlag, legte ihn auf den Ambos, spie hinein und hielt den glühenden Eisenstab darauf. Hoch zog er den Hammer und ließ ihn mit aller Gewalt auf den Ambos fallen, daß es einen tüchtigen Knall geben sollte. — Der Schlag knallte auch; aber mit dem Schlage versank der Schmied mit seinen Knechten und der Schmiede in die Erde, wo sie vom Teufel ihren Lohn bekommen.

Das Loch aber, wo die Schmiede gestanden hat, ist noch zu sehen bei Diekmann's Hofe im Kirchspiele Schledehausen.

Der grundlose Kolk zu Icker.

Eine reiche Frau reiste einstmals mit einem Wagen und vier Pferden über Land. Als sie auf die Stelle kam, wo jetzt der Kolk sich befindet, wollten die Pferde nicht vorwärts, denn der Boden war weich, und sie konnten nicht fest auftreten. Und die Frau schallt den Fuhrmann: „Nun fahr doch zu in des Teufels Namen!" „Nein," antwortete dieser, „ich fahre in Gottes Namen." Damit treibt er die Pferde an und fährt weiter. Als sie aber in der Mitte sind, bricht die Deichsel ab, die Stränge reißen, und der Wagen mit der Frau sinkt in den Grund. Fuhrmann und Pferde aber sind nicht mit versunken. An der Stelle, wo der Wagen versunken ist, entstand ein tiefes Wasser, der grundlose Kolk genannt.

Der Fuchs mit dem Fuder Heu.

In der Bauerschaft Talge, im Kirchspiel Ankum, liegt ein Hügel, der Käseberg genannt. In diesem soll sich der Sage nach ein Schatz befinden, und ein Wehrfester auf dem Warnefeldschen Hofe, der auch darum wußte, beschloß, da der Hügel außerdem auf seinen Gründen lag, diesen zu heben. Er hatte eines Tages seine Heuerleute zum Nachgraben mitgenommen und allen das strengste Stillschweigen bei der Arbeit empfohlen. Nachdem man tief in den Hügel eingegraben, stieß man zuletzt auf eine eiserne Kiste, und schon hatte man sie mit Stricken mühsam emporgehoben und wollte mit den Händen darnach greifen, als plötzlich aus einem Fuhrwege ein mit vier Gänsen bespanntes Fuder Heu angefahren kam, das von einem Fuchse mit knallender Peitsche geleitet wurde. „Kiek es, kiek es!" riefen die Arbeiter, aber im selbigen Augenblicke sank auch die Kiste in die bodenlose Tiefe und war und blieb verschwunden. Die Spuren jener Nachgrabungen sind noch zu sehen. Der Fuchs mit dem Fuder Heu aber war der Teufel selbst gewesen.

Einstmals ging Warnefeld in seinem Eichenkampe spazieren, da sah er, wie der Teufel eine große Menge Goldstücke in einer Futterschwinge zählte. Er schlich sich heran, warf eine mit dem

Zeichen des heiligen Kreuzes versehene Geldmarke hinein und bekam dadurch die Goldstücke in seine Gewalt. Der Teufel aber war von der Zeit dem Warnefeld gram, und als dieser eines Tages in seinem Eichenkampe wieder spazieren ging, warf ihm der Teufel aus der Krone einer alten Eiche einen schweren Ast an die Beine, daß Warnefeld zum Krüppel wurde.

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein verschuldeter Bauer, der wollte eine Scheune bauen, hatte aber kein Geld dazu. Da kam der Teufel zu ihm und versprach, ihm eine Scheune bauen zu wollen, wenn er ihm seine Seele verschreiben würde. Und sie machten einen Vertrag, daß der Bauer dem Teufel seine Seele geben wolle, wenn er ihm die Scheune vor dem ersten Hahnenschrei fertig liefere. Der Teufel ging noch in derselben Nacht ans Werk. Er schleppte viel Holz zusammen, zimmerte und mauerte und war so eifrig, daß ihm der Schweiß am Leibe niederlief. Als er aber die letzte Wand einmauerte, da schlug der Bauer in die Hände und fing so natürlich an zu krähen, wie ein wirklicher Hahn. Der Teufel aber lachte und sagte: „Du Tölpel, dein Krähen wird dir wenig nutzen!“ und lachte immer noch über den Bauer, der klüger sein wollte, als der Teufel. Wenn aber ein Hahn kräht, fangen die anderen auch an. Daran hatte der Teufel nicht gedacht; aber der Bauer wußte dies und krähte in einem fort, bis die Hähne auf seinem Hofe wach wurden und sämtlich an zu krähen fingen. Da merkte der Teufel, daß er vom Bauer überlistet war und wurde so wütend, daß er die gemauerte Wand wieder ausstieß. Diese wollte von der Zeit an nicht fest sitzen und fiel immer wieder heraus, so oft sie auch von neuem eingesetzt wurde.

Der Pastor zu Achelriede.

Es war einmal ein Pastor zu Achelriede, der war ganz arm, als er nach Achelriede kam. Aber es währte nicht lange, da wurde er sehr reich. Das kam daher: er stellte am Donnerstag Abend einen Topf auf das Feuer unter dem Schornstein, aber nur am Donnerstag Abend, und am folgenden Morgen war der Topf voll Geld. Das soll ihm ein feuriger Drache gebracht haben, der

des Nachts ganz leise, leise durch den Schornstein kam und das Gold aus seinem Rachen in den Topf spie. Einst wollte der Pastor sehen, wie der Drache das machte und spähte durch die Stubenthür. Das bemerkte aber der Drache und spie ihm zwei glühende Kugeln in die Brust. Die Leute fanden ihn am anderen Morgen tot in der Stube liegen.

Der Drache.

Bramme zu Lechtingen arbeitete auf seinem Felde. Da kam ein Drache angeflogen, hob ihn auf und flog mit ihm weit über Land und Wasser. Zuletzt, als sie sich über einem großen Wasser befanden, sprach der Drache zu ihm: „Bramme, siegne di!" (Bramme, segne dich!) Da antwortete Bramme: „Nei, dat doe ick nich." Da sprach der Drache zum zweiten male: „Bramme, siegne di!" „Ick doe et nu nich," antwortete Bramme. Da sprach der Drache zum dritten male: „Bramme, siegne di!" Da antwortete Bramme: „Ick hebbe et di all twe maul seggt, ick doe et nich." Denn wenn er sich gesegnet hätte, durfte der Drache ihn fallen lassen, und Bramme würde in das große Wasser gestürzt und darin ertrunken sein*). Darum that er es nicht, und als der Drache einsah, daß Bramme einen hartnäckigen Sinn habe, mußte er ihn wieder dahin bringen, woher er ihn geholt hatte und durfte ihm kein Leid anthun.

Der Wehrwolf**).

I.

In der Bauerschaft Nortrup im Kirchspiel Hagen wohnte auf Wellmann's Hofe ein Heuerling, welcher sich vermittelst eines Zauberriemens in einen Wehrwolf verwandeln konnte und dann im Heidhorn und auf dem Heidberge, zwei Vorhügeln

*) Es ist hier anzunehmen, daß bei der Verrichtung des sich Segnens unter dem Schlage des Kreuzzeichens der Drache die Gewalt über Bramme verlor, ihn fahren lassen mußte und dieser dann ins Wasser stürzte.

**) Diejenigen Verbrecher, welche das Wehrgeld (Buße) nicht zahlen wollten oder konnten, wurden geächtet, d. i. fried-, echt- und rechtlos gemacht. Sie flohen meistens in die Wälder oder Berge und waren gezwungen, vom Raube zu leben. Durch sie entstand die Sage von den Wehrwölfen. Sie waren, wie die Wölfe, friedlos. Eine andere Erklärung ist schon früher versucht.

des Hüggels, sich herumtrieb und von dort herab auf den benachbarten Weiden Kühe und Rinder verschlang. Wenn er nach Hause zurückkam, gab er seinen Raub wieder von sich und bereitete „Haxelbuhnen“, ein gehacktes Fleischgericht, daraus. Eines Tages hatte er wieder seinen Riemen umgespannt und war schon im Begriff, ein Rind zu rauben, als ihm seine Frau zurief: „Jan, süh tau, wat du döhst, et sind Wellmes Köhe!“ Diese Worte sind seitdem in Hagen zum Sprichworte geworden, wenn jemand etwas unternimmt, was er nicht thun darf. Zuletzt trieb Johann seine Räubereien so arg, daß Verdacht gegen ihn entstand, und deshalb eine Anzeige beim Amte Iburg erfolgte. Der Vogt, welcher nun zur Untersuchung der Sache nach Nortrup gesandt wurde, fand den Räuber zwar nicht in seiner Wohnung, der Zauberriemen aber hing an der Wand. Von Neugierde getrieben, umgürtete sich der Vogt damit, worauf er, sofort in einen Wehrwolf verwandelt, wütend davon rannte. Da er den Zauberspruch nicht kannte, welchen der Räuber anwandte, um die menschliche Gestalt zurück zu erhalten, so läuft er in dortiger Gegend noch bis auf den heutigen Tag als Wehrwolf.

II.

Zwei Knechte waren eines Morgens früh von ihrem Bauern in die Wiese geschickt, um Plaggen zu mähen. Als die Sonne anfing, sehr heiß zu scheinen, da legten sie sich nach fauler Knechte Art an's Ufer, unter einen Baum, um zu schlafen. Nach einiger Zeit erhob sich der eine, welcher glaubte, daß sein Mitknecht noch schlafe, leise von seiner Lagerstätte und umgürtete sich mit einem Zauberriemen, wodurch er sich bald in einen Wehrwolf verwandelte. In dieser Gestalt fuhr er unter die auf der Wiese weidenden Pferde seines Bauern und verschlang davon ein halbjähriges Fohlen. Darnach nahm er wieder seine frühere Gestalt an, legte sich eben so leise, wie er sich erhoben, wieder hin und fing tüchtig an zu schnarchen. Der andere Knecht aber hatte nicht geschlafen, sondern alles, was geschehen, mit halbgeöffneten Augen gesehen, er wagte aber aus Furcht nicht, sich irgend etwas davon merken zu lassen. Er stellte sich daher auch ferner so, als ob er schlafe, obgleich er doch vor Angst kein Auge zu thun konnte. Die Sonne hatte inzwischen ihren höchsten Stand erreicht. Da weckte der Knecht, welcher sehr hungrig

geworden war, den noch schnarchenden Wehrwolf, um zum Mittagsessen nach dem Hofe zu gehen. Dort setzten sie sich mit den übrigen Hausgenossen an den Eßtisch im Unterschlage, zwischen dem Herde und dem Seitenfenster. Der Wehrwolf aber hatte keine Lust zum Essen und klagte über Leibschmerzen. Der andere Knecht dagegen that dem, was aufgetragen war, volle Ehre an, denn er war sehr hungrig, da er seit dem Morgen nichts gegessen. Da nannte der Wehrwolf ihn höhnisch einen Vielfraß. Dies verdroß den Knecht und im Zorne stieß er die Worte aus: „Wenn ich wie du unser Fohlen im Leibe hätte, dann würde ich auch satt sein!“ Da fürchtete sich der Wehrwolf vor Verrat, sprang durch die Scheiben des Fensters und entfloh. Man hat ihn nie wiedergesehen.

Der ungerechte Schulze.

Zu Nortrup im Kirchspiel Ankum lebten vor vielen Jahren zwei ehr- und tugendsame Jungfrauen. Sie waren freien Standes; aber ein geiziger Herr der dortigen Gegend nahm sie als seine Leibeigenen in Anspruch. Die Sache kam an den Schulzen auf dem Nordhofe. Dieser setzte sich an den Herd, um die Dokumente der beiden Jungfrauen zu prüfen, und da er ein schlechter Mensch war*) und noch dazu von dem habgierigen Herrn bestochen, so ließ er sie — wie durch einen Zufall — in das hellodernde Feuer fallen, daß sie verbrannten. Dadurch wurden die Jungfrauen des Mittels beraubt, ihre Freiheit zu beweisen und mußten nun leibeigen werden. Nicht lange darnach starb der Schulze; seine Seele fand aber keine Ruhe. Nachts lag sie als schwarze Dogge hinter dem Herde, an welchem die ruchlose That verübt worden war, und gab klägliche Töne von sich. Da der Schulze im Leben böses zu thun gewohnt war, so konnte er auch als Geist nicht davon lassen. Bald ängstigte er die Dienstmagd, indem er ihr die schweren Tatzen auf die Schultern legte und das Licht ausblies, welches sie soeben am Herde angezündet hatte, bald setzte er die ganze Familie in Schrecken, indem er als feuersprühender Höllenhund zur Thür hereinfuhr. Nun wurde der lutherische Pastor zu Menslage geholt, um ihn zu bannen. Zweimal versuchte er es und zweimal floh er vor dem Hunde. Darauf ließ man den katholischen Pastor zu Alfhausen, der als

*) „Denn er war lutherisch!“ fügen die katholischen Bewohner Ankums hinzu.

Teufelsbanner bekannt war, entbieten. Dieser erschien mit seinem Chorhemde gerüstet und mit dem Kreuze und Weihwasser bewaffnet. Als der Geist ihn sah, wurde er kleinlaut und suchte zu entwischen. Der Pastor von Alfhausen aber bannte ihn schnell in einen Kreis von Weihwasser. Um zu beweisen, daß der Geist keine Macht über ihn habe, steckte er seine Hand in den Rachen des vor Wut schäumenden Hundes und forderte den lutherischen Pastor von Menslage auf, ein Gleiches zu thun. Dieser weigerte sich anfangs aus Furcht, der Hund möge ihm die Hand abbeißen, endlich überredet, legte er seine Hand hinein, und siehe, der Hund biß auch ihn nicht, denn er lag an der Kette des Bannes. Nachdem der Geistliche auf diese Weise seine Macht über den Geist gezeigt hatte, dachte er daran, ihn fortzuschaffen. Zu diesem Zwecke bannte er ihn, indem er den Kreis von Weihwasser immer kleiner machte, zuletzt in einen Kasten und setzte diesen auf einen Wagen. Als der Geist merkte, daß es Ernst wurde, jammerte er nach seinem Sohne, dem Anerben, daß er ihn noch einmal sehen möchte. Da erbarmte sich der Sohn seiner und gab dieses zu. Damit war der Bann gebrochen, und der wieder losgekommene Geist wütete nun noch stärker als zuvor auf dem Hofe. Endlich gelang es dem Geistlichen, jedoch mit schwerer Mühe, den Geist wieder in den Kasten zu bannen, zugleich verbot er den Angehörigen das Sprechen. Als der Kasten auf den Wagen gesetzt war, da versuchte der Geist noch einmal seine List; aber er bekam keine Antwort. Nun machte sich der Geist immer schwerer, so daß zuletzt kaum acht Pferde den Wagen ziehen konnten und ihn zuletzt auf einer Wiese stehen ließen. „Hier schöll ji mi doch laten!“ sagte der Böse und versank in den tiefen Grund.

Hier bannte ihn nun der Geistliche, aber er konnte ihm doch nicht verwehren, daß er jedes Jahr einen Hahnenschritt näher kommt. Die Wiese, wohin er gebannt ist, heißt noch heute die Seelhorst, und spukt der ungerechte Schulze dort noch so lange, bis er, vielleicht nach Jahrhunderten, nach dem Schulzenhofe zurückkehrt.

Der Böse auf Uhlenbrok.

In uralten Zeiten wohnte auf Uhlenbrok bei Ostercappeln ein Mann, der Schnelle hieß. Derselbe hatte, weil er einen Pakt mit dem Bösen geschlossen, ein unerhörtes Glück in allen Unterneh-

mungen und war zu einem solchen Wohlstande gelangt, daß er vier prächtige Rappen halten konnte. Jedoch durfte nach Sonnenuntergang niemand vom Hofe das nächtliche Treiben des Bösen stören, und darum weder Früchte, noch Gras, noch Brennholz mehr eingefahren werden. Eines Tages nun waren Mann und Frau zur Ostercappeler Kirmeß gegangen und hatten befohlen, daß Knechte und Mägde das letzte, noch rückständige Fuder Grummet frühzeitig genug unter Dach brächten. Aber man weiß ja, wie's geht, wenn die Katze nicht zu Hause ist. Die Dienerschaft belustigte sich bei einem guten Trunke mit Spiel und Tanz — sie wollte eben auch Kirmeß, wenn auch nur zu Hause, feiern — und dachte erst an ihre Aufgabe, als der Tag sich bereits neigte, und das Pivitläuten*) von der Pfarrkirche herüberscholl. Nun ging es mit Hast an die Arbeit. Aber als wenn unsichtbare Hände das Werk stören wollten, so schwer ging das Aufladen des Grummets und das Anziehen der Pferde von statten. Zuletzt war mit der größten Anstrengung, so daß den Hufen der Pferde Feuerfunken entstoben, der Wagen auf der Diele des Hauses angelangt, und froh aufatmend rief der Knecht aus: „Nun sind wir da!" Da antwortete mit heiserem Gelächter der Böse, der ebenfalls vom Wagen sprang: „Ich bin auch da!" Seitdem herschte ein nächtliches Toben in dem ganzen Hause, daß man zuletzt gezwungen war, einen Klosterabt kommen zu lassen, der mit geweihtem Wasser und den mächtigen Gebeten der Kirche den Unhold zwang, das Gebäude zu verlassen und sich wenigstens ein „Milspir"*) von selbem fern zu halten. Von da an ging der Böse in Gestalt eines großen, schwarzen Hundes umher und erschreckte die Bewohner, wenn sie nachts das Haus verließen. Seit der Zeit ist Unglück auf dem Uhlenbroкshofe, und seine Besitzer wechseln rasch, da keiner es lange auf demselben aushält.

Potthof zu Dielingdorf bei Melle.

Potthof war ein Bauer zu Dielingdorf, welcher sehr gierig war nach Reichtum, und, um denselben zu erlangen, betrog,

---

*) Von piae vitae. Das Pivitläuten findet noch in vielen Kirchen statt und dient, um die Christen an ein frommes Leben zu mahnen und der Verstorbenen im Gebet zu gedenken.

*) Eine Grasart.

wo er nur konnte. Nach seinem Tode ging er wieder, und weil er vorzüglich im Kornhandel betrogen hatte, hörte man ihn jede Nacht auf seinem Boden unaufhörlich Getreide messen. Man vernahm ganz deutlich in stiller Mitternacht das Schürfen, Füllen, Anschlagen und Abstreichen des Scheffels. Um den unruhigen Geist zur Ruhe zu bringen, ließ der Anerbe vom Potthofe einen Dominikaner von Osnabrück kommen, welcher ihn in den benachbarten Violenbach bannte und ihm zur Sühne seiner Sünden auferlegte, mit einem bodenlosen Eimer den Violenbach auszuschöpfen. Viele Bauernmädchen, welche im Zwielicht Wasser aus dem Bache schöpften, behaupten, den Geist gesehen zu haben, am Ufer auf dem umgestülpten Eimer sitzend, um sich von seiner Arbeit zu erholen.

Feuermann.

Als Feuermänner müssen diejenigen nach ihrem Tode spukgeisten, welche in ihrem Leben Grenzsteine verrückt haben. Einstmals spukte ein solcher Feuermann auf der Remesloh an dem Heerwege, der von Minden nach Osnabrück führt, und rief immerfort: „Wo sall ick en laten?“ womit er den Grenzstein, welchen er bei seinen Lebzeiten verrückt hatte und jetzt nach seinem Tode zur Strafe tragen mußte, meinte. Ein Fuhrmann, welcher vorüberfuhr und diesen Ruf hörte, antwortete: „Wo du en herhalt häst!“, und damit war der Feuermann erlöst.

---

6. Hexen.

Hexengastmahl am Quekenberge.

Es kommt einmal einer aus Settrup im Amte Fürstenau an den Quekenberg bei Klein-Bokern, da sieht er in der Ferne ein Feuer leuchten und geht darauf zu, und als er hinkommt, findet er einen großen Kreis von Frauen, die sitzen alle um eine prächtige Tafel, und jede hat etwas für das Mahl mitgebracht. Da setzt er sich auch mit an den Tisch und sieht alsbald, wie ein Mannskoch die Reihe herumgeht und jede fragt, was sie mitgebracht habe; da ant-

wortet die eine dies, die andere das. Als aber die Reihe an ihn kommt, da giebt er dem Koch einen Schlag mit seinem Stock und sagt:

„Ick heff en Slag,
Den use Herrgott 'en Düvel gaff!"

und augenblicklich war die ganze Gesellschaft verschwunden. Der Kessel aber, welcher über dem Feuer hing, war zurückgeblieben, und den hat er mit nach Settrup genommen, wo er noch lange nachher aufbewahrt wurde.

Hexenüberfall.

Einstmals mußten die Einwohner auf der Rumpeshorst im Amte Wittlage vor einer Anzahl Katzen flüchten, die sie überfallen hatten. Auf dem nahen Dorfe Wimmer erbot sich ein Bauer, mit Namen Heinrich Volbert, sie zu bannen. Er ging nach der Rumpeshorst, machte in die Herdstelle einen Kreis mit Kreide und setzte sich in demselben an dem großen Kessel nieder, um Wasser zu kochen. Neugierig kamen die Katzen herbei, konnten aber nicht in den Kreis treten. Die erste Katze lud der Bauer zu sich heran mit den Worten: „Lieb Kätzlein setz dich hier!" Diese setzte sich an den Kreis, drehte sich um und winkte einer zweiten, indem sie sprach:

„Lieb Kätzlein setz dich hier,
Sagt Heinrich Volbert zu mir."

Wie nun zuletzt alle Katzen um den Kreis herumsaßen, und mittlerweile das Wasser kochend geworden war, schöpfte der Bauer von demselben und begoß dann die Katzen. Diese flohen nun heulend davon. Und am andern Morgen hatten fast alle alten Weiber im selbigen Dorfe Brandwunden.

Hexentanz.

Ein kleiner Junge geht einmal des Abends spät zur Hofmühle bei Fürstenau, und als er an den Mühlendamm kommt, sieht er eine große Zahl Hasen, die lustig tanzen und springen. Da bleibt er stehen und sieht eine zeitlang zu. Nicht lange, so kommt einer der Hasen an ihn herangesprungen und will ihn ins Bein beißen. Er aber sagt: „Gah hen, du bist nich von Gott, du bist

vann en Düvel!" und in demselben Augenblick ist alles verschwunden, doch läßt sich noch eine klägliche Stimme hören, welche fortwährend ruft: „Min sülwern Beker, min sülwern Beker!" Als der Junge nach Hause kommt, erzählt er alles seinem Vater, und dieser fragt ihn, ob er sich wohl die Stelle gemerkt, wo das gewesen. Das bejaht er, und sie gehen hin und finden auch den silbernen Becher, auf welchem ein Name eingegraben war. Darauf sind sie mit dem Becher zu einem Goldschmied gegangen, der ihnen viel Geld dafür gegeben, aber den Namen hat auch er nicht lesen können.

Die Hasemeiersche.

Der Herr von Langen war einst mit einigen Freunden auf die Jagd gegangen. Schon den ganzen Morgen hatten die Hunde vergeblich gesucht, als sie einen großen Hasen auftrieben. Mehrere Stunden lang wurde er von den Jägern verfolgt, ohne daß man ihn auf Schußweite bekommen konnte. Endlich näherte sich die Jagd einem Bauernhofe. Da rief ein kleiner Bauernjunge hinter der Hecke hervor: „Moor loopt, de Langensken Hunde sind achter ju!" Der Hase schlüpfte darauf durch das Hühnerloch ins Bauernhaus, und als die Jäger gleich nach ihm in das Haus traten, fanden sie ein altes Mütterchen, welches keuchend am Herde saß.

Die Hexenfamilie.

Einst traf ein Schäfer zu wiederholten malen, wenn er nachts zur Herde ging, eine rote Kuh mit zwei roten Kälbern auf derselben Stelle im Wege liegen. Auf Anraten ließ er ein kleines silbernes Kreuz in seine Schippe setzen und schlug damit das nächste Mal auf Kuh und Kälber. Da verwandelten sich diese in eine ihm bekannte Frau und deren Töchter.

Zauber und Gegenzauber.

Neben der Landstraße waren einst Tagelöhner auf einer Bauerndiele mit Dreschen beschäftigt. Als nun ein Frachtwagen vorüberfährt, fangen die Pferde auf einmal an stätig zu werden und wollen trotz Schelten und Schlagen des Fuhrmanns nicht von der Stelle. Da merkt er bald, daß ein Zauber dabei im Spiele ist

und legt sich erst aufs Bitten, indem er zu wiederholten Malen ruft: „Lat los!“ Als aber gute Worte nichts helfen wollen, denkt er: „Töv, ick will di wir ümme giewen!“ ergreift den Deichselhammer und schlägt damit mit aller Gewalt vor die Spitze der Deichsel. Da stürzt einer der Dreschleute vor die Stirn getroffen urplötzlich tot zur Erde nieder. In demselben Augenblicke ziehen die Pferde an, und der Fuhrmann fährt ruhig seine Straße weiter.

---

7. Walriderske, Nachtmahren*).

Die Walriderske.

Es war einmal ein Knecht, den plagte die Walriderske alle Nacht, und er fiel mehr und mehr ab. Da riet ihm die Großmagd, er solle, wenn sie wieder käme, sagen: „Ei, so wünscht' ich, daß du die ganze Nacht auf einem Besenstiel reiten müßtest!“ Als die Walriderske nun in der nächsten Nacht kam, sagte er aber: „Ei, so wünscht' ich, daß du die ganze Nacht auf dem größten Mastbaum in der See reiten müßtest!“ Und da war sie fort. Seit der Zeit aber hat die Großmagd, die war selbst die Nachtmahre gewesen, allnächtlich auf einem Mastbaum in der See reiten müssen.

Die Nachtmahre.

Wenn man im Schlafe keine Luft bekommen kann, so haben einen die Nachtmahren unter. War nun auch mal einer, der oft von ihnen geplagt wurde, da riet man ihm, er solle einen Eimer nehmen, ein Licht hineinstellen und dann ein Bett darüber decken; käme dann die Nachtmahre wieder, so solle er nur das Bett fortziehen, dann könne sie nicht mehr zurück, und wenn er dann schnell

*) Wal — die Leichen auf dem Schlachtfelde — riderske, Reiterin, also die richtige Bezeichnung einer Walkyre. — Walugirida, altd. Grausamkeit. Auch diese Bezeichnung ist passend. Von der Nachtmahre sagt man: De Nachtmoor hat em rien (geritten). Das Wort Nachtmahre kommt von Nacht und Mare, Märe, Stute. Übrigens giebt es männliche und weibliche Nachtmahren. Der Name Walriderske (tote Reiterin) erinnert an den Vampyr der Slaven.

das Loch, durch welches sie gekommen sei, verstopfe, so sei sie gefangen. So machte er es denn auch, und siehe da, es war ein schönes Frauenzimmer, weit her aus den Niederlanden, welches er gefangen hatte. Die nahm er darauf zur Frau und lebte lange Zeit glücklich mit ihr, bis er einmal ihren Bitten nachgab und ihr das Loch zeigte, durch welches sie hereingekommen war. Da ist sie augenblicklich wieder verschwunden und hat sich nie wieder sehen lassen. Jeden Sonnabend aber haben drei reine Hemden dagelegen, eins für ihn und zwei für ihre beiden Kinder.

8. Räuber.

Das Mädchen in der Mordkuhle.

Bei Damme liegt am Mordkuhlenberg die Mordkuhle, da haben einmal vor langen Jahren blutige Räuber gehaust. Sie hatten auch ein Mädchen gefangen und mit sich in die Höhle geschleppt, wo es ihnen die Wirtschaft führen mußte. Lange Zeit war sie schon darin gewesen, da hat sie die Räuber einstmals gebeten, ihr doch zu erlauben, daß sie nach Damme zur Kirche gehen könne, und da es gerade um Ostern war, haben sie's ihr bewilligt, sie jedoch vorher schwören lassen, daß sie zurückkehren und keinem Menschen verraten wolle, wo sie sei. Als sie nun wieder aus der Kirche gekommen ist, hat sie Erbsen gekauft, dann sich vor den Kirchturm hingestellt und dem ihr ganzes Leid erzählt, ihm auch gesagt, daß sie nun wieder zur Höhle zurückkehren und Erbsen hinter sich streuen wolle. Das haben von ungefähr auch einige Leute gehört, sind ihr nachgefolgt und haben die Räuber überwältigt und das Mädchen befreit.

II. Geschichtliche Sagen. Städtesagen.

Osnabrück.

Lange bevor Karl der Große im Jahre 783 in der Schlacht am Schlagvorderberge, der jetzigen Klushöhe bei Osnabrück, den Widerstand Wittekind's gebrochen und das Sachsenland unterworfen hatte, lag hier am linken Haseufer ein sächsischer Meierhof, zu welchem eine Brücke über die Hase führte. Über diese wurden auch die Ochsen nach den rechtsseitigen Hasewiesen getrieben, und von den Ochsen und der Brücke soll der Name Ossenbrügge, wie Osnabrück auch jetzt noch im Plattdeutschen heißt, entstanden sein. Eine andere Sage behauptet, daß, als in der Entscheidungsschlacht an der Brücke heftig gekämpft wurde, und die Reiterei Karl's des Großen, weil sie nicht durch die Hase kommen konnte, unthätig zuschauen mußte, ein Ochse, der durch eine Furt ging, ihr den Weg gezeigt habe. Sie stürzte sich nun an dieser Stelle in den Fluß, kam glücklich durch und den Sachsen in den Rücken und entschied dadurch die Schlacht. Als nun Karl der Große auf den Gründen des Meierhofes einen Dom erbaute, und um diesen eine Stadt entstand, sei diese zu Ehren des Ochsen, der den Weg zum Siege gezeigt habe, und der Brücke, an welcher dieser erfochten sei, Ossenbrügge, Osnabrück, genannt worden.

Karl's Schwur und der Hund.

Als einst der Sachsenherzog Wittekind, der mit Karl dem Großen einen hartnäckigen Krieg führte, auf seiner Burg in Schagen weilte, wurde er von zwei alten Schwestern, die als Kastellaninnen auf der Burg wohnten und vom Domkapitel bestochen waren,

verraten. Diese sandten eilige Boten zum König Karl, damit er ihn fange. Borgmann, des Herzogs Burgwart, aber gab zeitig seinem Herrn Kunde von dem Verrate. Da floh Wittekind. Doch hätte Karl ihn fast ereilt im Hon, wo der Weg durch ein Verhack der Franken versperrt war. Wittekind ritt einen schwarzen Hengst mit glänzender Mähne, klein, aber schnellfüßig. Zu dem sprach er in dieser Gefahr:

„Hengstken, spring awer,
Kriegst 'n Spint Hawer.
Springst du nich awer,
Frätet die un mi de Rawen."

Da schoß das kluge Tier wie ein Pfeil über das Verhack hin und trug seinen Reiter sicher nach Osnabrück, wo es tot zusammenstürzte.

Kaum war der Sachsenfürst in Osnabrück angekommen, so erhob sich alles Volk zu ihm und vertrieb die Besatzung. Da schwur Karl, die treulose Stadt zu züchtigen und mit eigener Hand das erste Geschöpf zu töten, welches ihm begegne. Als Wittekind die große Macht des Königs herankommen sah, da entfloh er auf seine Burg an der Nette, und Karl's Schwester ging vor die Stadt, um die Gnade ihres Bruders für die Zurückgebliebenen anzuflehen. Da gedachte der König seines Schwures und wurde sehr traurig. Doch Gott verließ den frommen König nicht und sandte ihm das Mittel, seinen Schwur zu halten, ohne das Blut seiner Schwester zu vergießen. Denn siehe! in demselben Augenblick sprang ein Lieblingshund seiner Schwester von seltener Größe vor ihr her und leckte die Hand des Königs. Durch das Blut dieses Hundes löste er seinen Schwur, und weil ihn Gott auf so wunderbare Weise behütet hatte, verzieh er der Stadt, welche das Bild des Hundes zum ewigen Gedächtnis dieses Ereignisses in Stein hauen ließ und auf dem Domhofe aufstellte.

Bischof Günther, durch die Heiligen Crispin und Crispinian auf den Bischofsstuhl berufen.

Günther, der zwölfte Bischof zu Osnabrück, war, wie uns sein gelehrter Freund, Bischof Thietmar zu Merseburg, in seiner Chronik erzählt, auf folgende wunderbare Weise zum Bistum

gelangt. Als Kaplan und Kämmerer des Erzbischofs Giseler von Magdeburg war er von diesem mit Legationssachen an den kaiserlichen Hof nach Italien gesandt worden. Wie er nun seinen Auftrag nach Wunsch erfüllt und den Tag zu seiner Abreise bestimmt hatte, erschienen ihm in der vorhergehenden Nacht die beiden Schutzheiligen der Kirche zu Osnabrück, Crispin und Crispinian und befragten ihn, ob er ihr Bischoftum annehmen wolle. Als er nun darauf geantwortet, daß er, wenn es Gott und ihnen gefiele, solches thun wolle, durchstachen sie ihn mit zwei Spießen. Durch den Schrecken erwacht, fühlte er sich krank und schwach, so daß er das Bett nicht verlassen und noch viel weniger die Rückreise antreten konnte. Von seinen Freunden nach der Ursache seiner Erkrankung befragt, erzählte er ihnen, was vorgefallen. Am folgenden Tage erschienen nun zum Erstaunen aller, die um den Vorfall wußten, die Osnabrückschen Gesandten, welche dem Kaiser die Nachricht von dem Tode des Bischofs Dodo und die bischöflichen Insignien überbrachten. Der Kaiser, welcher Günther bei seinem Aufenthalte am Hofe kennen und schätzen gelernt hatte, ernannte ihn zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs Dodo und übersandte ihm die aus Ring und Stab bestehenden Insignien.

Nachdem sich Günther von seinem Schrecken und der dadurch entstandenen Krankheit wieder erholt hatte, reiste er mit den Gesandten nach Osnabrück ab, wo er mit allen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Aber er kam schwermütig daselbst an und fiel nach seiner Einweihung von neuem in eine Krankheit, die ihn nicht eher als mit seinem Ende verließ. Er starb am 22. November 1000.

Bischof Adolf und der Aussätzige.

Adolf, Graf von Tecklenburg, obschon noch im jugendlichen Alter Bischof zu Osnabrück, wird mit Recht den frommsten Bischöfen zugezählt. Gegen die Kirche und die Geistlichkeit überaus wohlwollend und freigebig, hat kein Bischof so viel für die innere Verfassung der Kirche gethan, wie er. Aber auch der Notleidenden und Armen nahm er sich mitleidig an. So besuchte er auf seinen Reisen von Osnabrück nach Fürstenau regelmäßig einen Aussätzigen, welcher nach der grausamen Sitte der damaligen Zeit von der

menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, in einer elenden Hütte in der Nähe von Merzen lag, redete ihm, indem er auf Christi Leiden hinwies, tröstlich zu, ermahnte ihn zur Geduld und beschenkte ihn beim Fortgehen mit Almosen. Da dieses aber den Dienern und der ritterlichen Begleitung wegen des dadurch verursachten Aufenthalts höchlich mißfiel, schafften sie zuletzt den Aussätzigen fort. Als der Bischof, auf der nächsten Reise begriffen, wieder in die Hütte trat, glaubte er den Unglücklichen noch an seinem Platze und redete ihm nach gewohnter Weise zu. Da erschien ihm der Aussätzige in seiner Verklärung, verkündete ihm, daß er durch des Bischofs Gebete und Gottes Barmherzigkeit selig geworden sei und fuhr vor ihren Augen gen Himmel. Die Begleitung erschrak, bekannte ihre Schuld und bat reumütig um Vergebung, welche ihr der gütige Herr auch gewährte.

Bischof Ludwig's Sieg und Tod.

Als Ludwig, Graf von Ravensberg, Bischof zu Osnabrück war, wurde der Bischof zu Münster, Otto von Rietberg, durch seinen Gegner, Konrad von dem Berge, von seinem Sitze verdrängt. Als der Bischofe Ludwig sich in Gemeinschaft mit dem Bischof von Paderborn des Bedrängten annahm, hatte er sich den Zorn und die Rache des siegreichen neuen Bischofs zu Münster zugezogen. Dieser fiel mit seinen Verbündeten und großer Macht ins Stift und ließ dem Bischofe Ludwig nach ritterlichem Brauche die Schlacht zu sicherer Zeit und Stelle anbieten. Ludwig's Macht war um vieles geringer, nur die Bürger von Osnabrück hielten treu zu ihm. Aber ihm blieb keine Wahl, er nahm die Schlacht an und bezeichnete das Halerfeld, wo vor 140 Jahren das verbündete Westfalen dem Heere Heinrich's des Löwen unterlegen war, zum Kampfplatze. Mit Gottes Hülfe gedachte er zu siegen, darum gebot er dem Heere ein Fasten, um sich zu heiligen, teilte vielen selbst das Sakrament aus und zog dann am 4. November 1308 an der Spitze der Dienstmannen und Bürger aus. Das Heer trug weiße Kleider über den Harnischen, der Bischof voran. Es geht die Sage, daß ihm die eigene Schwester, durch ein Gesicht belehrt, seinen Tod vorhergesagt habe. Das achtete er nicht, sondern wagte sein Leben für seine Schafe. Als der münstersche Bannerträger, Wulf von Lüding-

hausen, die weißgekleidete Schar der Osnabrücker heranrücken sah, rief er höhnend: „O, wie will ich die Schafe zumal schinden!" Den ersten gewaltigen Anprall hielten die Osnabrücker nicht aus. Der Bannerträger floh und mit ihm das Heer. Aber die Kürschner von Osnabrück, die noch zurück gewesen, brachten das Volk zum stehen, griffen aufs neue mit der ermutigten Schar an und schlugen alles darnieder. Daher soll dem Amte die Ehre verliehen sein, eine goldene Krone im Wappen zu führen und mit ihrem Heerwagen zunächst hinter dem des Rates zu fahren. Dem Bannerträger aber sollte man, nach des Volkes Meinung, einen Hasen in seinen Schild malen. In diesem Kampfe drang Ludwig auf des Gegners Verbündeten, den Grafen von der Mark, der mit den Märkern und Tecklenburgern noch standhielt, als die übrigen flohen, ein, verwundete ihn, warf ihn zu Boden und sprang über ihn, um ihn zu fangen. Jener entriß bei der Gegenwehr dem Bischofe das weiße Gewand. Einer seiner Diener, welcher glaubte, sein Herr, der Bischof, liege unter dem Grafen, wollte ihn retten und verwundete ihn zum Tode. Die Osnabrücker hatten einen glänzenden Sieg erfochten, Graf Engelbert von der Mark, der ein Bein gebrochen, wurde mit vielen anderen gefangen, viele ertranken in der Hase, die übrigen waren geflohen. Aber die Siegesfreude der Bürger war durch die tötliche Verwundung ihres heldenmütigen Bischofs getrübt, welcher, nach der Stadt zurückgebracht, nur noch wenige Tage lebte. Die Schöffen der Stadt stifteten zur Ehre Gottes und zum Gedächtnisse aller, die in jenem Kampfe ihr Blut vergossen und den Tod für das Land erlitten, auf ewige Zeiten ein Fest am Jahrestage der Schlacht in allen Kirchen, Kapellen und Klöstern der Stadt mit einer Messe zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, die den Sieg verliehen, und mit Vigilien und Seelenmessen für die Gebliebenen. Die Sage aber hat den Tod des Bischofs und den Ruhm seines Sieges mit ihrem Glanze bekleidet der Nachwelt überliefert.

Graf Johann von Hoya und der Bucksturm.

Bischof Erich von Osnabrück hatte in Gemeinschaft mit seinem gewaltthätigen Bruder, Grafen Johann von Hoya, dem Domkapitel und der Stadt, mit welchen er in Streit geraten war, die Fehde angesagt und wütete nun im Stifte durch Rauben und Sen-

gen so unmenschlich, als wollte er das Land, das doch seiner Obhut anvertraut war, von Grund aus verderben. Kapitel und Stadt sahen sich demnach genötigt, diesem Treiben ernsthaften Widerstand entgegenzustellen und ließen im Münsterschen und in der Grafschaft Mark Truppen anwerben und ihnen in dem Grafen Moritz von Spiegelberg und Friedrich von Hörde tüchtige Anführer zukommen. Als nun alles in Bereitschaft gebracht war und man erfahren hatte, daß der Graf Johann von Hoya zu Fürstenau sich aufhalte, wurde mit großem und kleinem Geschütz sofort dahin aufgebrochen. Unterwegs hatten sich mehrere Trupps von Bauern, die durch die ihnen widerfahrenen Mißhandlungen zur höchsten Wut angestachelt waren, dem Zuge angeschlossen. Es kam aber der Graf ohnweit Fürstenau den Bürgern unerwartet über den Hals. Als nun einige verwundet wurden, und außerdem die Nachricht einlief, daß die Herzöge von Braunschweig, welche sich außer dem Bischofe von Minden, des Bischofs Erich Bruder, mit diesem verbündet hatten, mit einer Truppenmacht in der Nähe wären, ergriffen sie das Hasenpanier und kehrten schleunigst und unverrichteter Sache nach Hause zurück. Die Botschaft von dieser schimpflichen Flucht war ihnen aber nach der Stadt vorausgeeilt, und wie sie sich derselben näherten, fanden sie ihre Weiber vor dem Thore zu einem ungnädigen Empfange bereit. Durch deren bittere Vorwürfe und ihr eigenes Schamgefühl angestachelt, kehrten sie unter Führung des Dompropstes Conrad von Diepholz wieder um und berannten und eroberten die Stadt Fürstenau. Zugleich nahmen sie den Grafen Johann, der sich nicht mehr in das Schloß retten konnte, gefangen, führten ihn im Triumph nach Osnabrück und legten ihn in den Bucksturm, gewöhnlich der Buck genannt, und zwar in denselben Kasten, in welchem vormals der Graf Simon von Lippe sechs Jahre gefangen gesessen hatte. Dieser Kasten, der noch vorhanden ist und der Johannes-Kasten genannt wird, war von übereinander gelegtem Werkholze gemacht und so niedrig und kurz, daß der Eingeschlossene weder darin gehen noch stehen konnte, sondern in einer gebogenen Stellung verharren mußte. Es war die gute alte Zeit gradezu erfinderisch in solchen schauderhaften Gefängnissen, in welchen die Gefangenen ohne allen Schutz gegen die Kälte des Winters gelassen, ohne körperliche Pflege in Schmutz und Ungeziefer fast umkamen, den Gebrauch

ihrer Glieder, ja zuletzt den Verstand verloren. In diesem Gelasse hat der unbändige und gewaltthätige Graf Johann von Hoya, — gleich seinem unglücklichen Vorgänger — 6 Jahre lang zugebracht. Trotzig weigerte er sich, das verlangte Lösegeld zu zahlen und Urfehde zu schwören. Er verließ sich auf seine Brüder und Freunde, daß es ihnen gelingen werde, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien. In mehreren Briefen, die von ihm geschrieben und aufgefangen dem Rate eingehändigt wurden, bittet er sie, ihm Werkzeuge, wenn es nicht anders zu bewerkstelligen sei, durch einen Geist in den Kasten bringen zu lassen, damit er sich mit ihrer Hülfe daraus befreie. Nur solle das Erscheinen des Geistes ihm nicht schaden an Leib und Gesundheit und ohne Schrecken zugehen. Endlich gelang es seinem Bruder Erich, der aus dem Bistume Osnabrück vertrieben und nur noch Dompropst zu Köln war, Kaiser und Reich seinem Bruder günstig zu stimmen. Die Stadt Osnabrück wurde in die Reichsacht erklärt, und Herzog Wilhelm von Sachsen rückte mit einem großen Heere gegen die Stadt und ließ dem Rate verkünden, daß er vom Kaiser Befehl habe, das Urteil wegen Loslassung des Grafen von Hoya zu vollstrecken, und dieser ohne ferneren Anstand aus der Gefangenschaft zu entlassen und zu dem Herzoge ins Lager zu führen sei, widrigenfalls er selbst kommen und ihn befreien wolle. Der Rat, welcher erwog, daß der Graf Johann doch nie die verlangte Löse werde zahlen können, und aus Furcht vor den Drohungen des Herzogs, zog ihn aus dem Kasten und aus dem Turme, ließ ihn säubern und ehrenvoll bekleiden und sandte ihn dem Herzoge ins Lager. Man sollte nun glauben, nach solchen trüben Erfahrungen und der langen Kerkerhaft würde der Graf ein ruhiges Leben den Wechselfällen des Krieges vorgezogen haben. Aber nein, kaum zur Freiheit zurückgekehrt, fing er sein früheres gewaltthätiges Treiben wieder an. Ja, zuletzt ließ er sich in die Bürgerschaft zu Münster aufnehmen und in den Rat wählen und war alsbald der Anstifter und Führer in allen bösen Händeln, bis er auch hier seiner Macht beraubt wurde und entfliehen mußte. Von da verschwindet er aus den Bistümern Osnabrück und Münster, und es ist anzunehmen, daß er den Rest seines Lebens in Ruhe zugebracht hat.

Der Aufruhr des Schneiders Lenethun.

Im Jahre 1488 entstand ein häßlicher Aufruhr zu Osnabrück. Das Dom-Kapitel hatte viele von seinen in der Stadt-Feldmark gelegenen Äckern eingefriedigt. Da nun die Bürger von alters her berechtigt waren, ihr Vieh nach beendigter Ernte auf den Stoppeln zu weiden, so wollten sie solches nicht zugeben, zogen daher unter Anführung eines Schneiders, mit Namen Lenethun, aus der Stadt, rissen alles nieder und verbrannten Hecken und Zäune. Da den Bürgern dieses Vorhaben so gut gelungen war, wollten sie auch andere Beschwerden abgestellt wissen. Auch in der Stadt Osnabrück standen Sittenlosigkeit und Übermut der Geistlichkeit in ihrer höchsten Blüte. Die Bürger waren über die öffentliche Schande und den vertraulichen Verkehr der Geistlichen mit ihren Frauen und Töchtern erbittert und verlangten vom Rate, daß er den Geistlichen dieses Unwesen verbieten oder doch verhindern sollte, daß diese in ihrem Putz die ehrlichen Bürgerweiber überträfen. Zugleich schlugen sie vor, daß sie durch ein Zeichen von den ehrlichen Frauen zu unterscheiden sein sollten. Bei diesem letzten Ansinnen verließ den sonst so gewandten Bürgermeister Erdwin Erdmann die Klugheit. Er meinte höhnisch, daß dann wohl manche Frau mit einem Streifen geziert werden müßte, die man sonst für ehrbar hielte. Diese Bemerkung erbitterte die Bürger vollends, und sie ließen es an Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen, wenn diese sich blicken ließen, nicht fehlen. Nur die Furcht, daß sie ihre eigenen Väter treffen möchten, wie ein Berichterstatter aus späterer Zeit sarkastisch meint, hielt sie ab, zu gröberen Excessen, wie Verstümmelungen und Totschlag, überzugehen. Der Rat konnte gegen den Pöbel nichts ausrichten und mußte ihn mit guten Worten und Versprechungen hinhalten. Als der Aufruhr bis in das zweite Jahr gedauert hatte, und der Rat bemerkte, daß der Anhang Lenethun's immer kleiner wurde, indem die Bürger, zuletzt des Tobens müde, sich wieder ihren ruhigen Beschäftigungen hingaben, nahm er seine Zeit wahr, ließ Lenethun, der sich im Rosengarten vor dem Johannisthore vergnügte, ergreifen, ihn nach dem Markte bringen und ohne viele Umstände enthaupten. Weil nun viele eine gleiche oder ähnliche Strafe befürchteten, so war die Ruhe mit einem Male wieder hergestellt.

„Lat suhsen, lat brusen,
Ick gah na'r Honeburg,
Du na Suthusen."

Diesen Spruch vernimmt man noch in der Gegend von Suthausen, wo, eine halbe Meile von Osnabrück entfernt, zwei adlige Güter im Besitz der Herren von Stahl und von Korf liegen. Dort gebrauchen ihn die Landleute, um die Jäger der beiden Güter zu necken, wenn sie wegen stürmischen Wetters die Jagd verlassen. Fragt man aber nach seiner Bedeutung, so erhält man den Aufschluß: „Im siebenjährigen Kriege hätten die Spanier die Stadt beschossen, und vor ihnen seien die Besitzer von Suthausen und Honeburg, welche daselbst Bürgermeister gewesen, feigerweise auf ihre Güter geflohen. Diese Angabe enthält Wahrheit. Es waren zwar nicht die Spanier, sondern die Schweden, vor denen die Herren reißaus nahmen, auch geschah dieses nicht im sieben-, sondern im dreißigjährigen Kriege. Die Sache hat sich nämlich folgendermaßen zugetragen:

Im Jahre 1628 unterwarf der Bischof Franz Wilhelm die Stadt Osnabrück. Auf seinen Wunsch schickte ihm Tilly den Hauptmann Stephan Albrecht mit sechstausend Baiern zur Hülfe. Dieser besetzte, nachdem er die dänische Besatzung vertrieben, die Stadt. Schon am 12. März 1623 hielt der Bischof seinen feierlichen Einzug. Als eifriger Katholik sorgte er zunächst dafür, daß das katholische Regiment nicht nur in den Kirchen und Schulen, sondern auch in der städtischen Verwaltung wieder hergestellt werde. Der alte protestantische Magistrat, der Bürgermeister Conrad Grave, Albert Modemann, beider Rechte Doktoren, und Johann Meier, mußten daher abtreten. Zugleich wurde den Bürgern, als sie nach altem Herkommen am 2. Januar des folgenden Jahres zu einer neuen Wahl schreiten wollten, im Auftrage des Bischofs befohlen, nur Katholiken zu wählen. Da sich jedoch der Bischof überzeugte, daß unter den wenigen Katholiken der Bürgerschaft keine befähigte Person zu finden sei, so zwang er der Stadt zwei Bürgermeister aus dem benachbarten katholischen Adel auf: Wolfgang Böselager von der Honeburg und Theodor Korf zu Suthausen, denen er als dritten Bürgermeister Johann Adolf Wimmer, genannt Gülich, beigab. Im Mai des Jahres 1633 aber führte der Herzog

Georg von Lüneburg das schwedische Heer ins Stift. Dasselbe verbreitete überall Schrecken und Angst, belagerte die Stadt und beschoß sie mit seinen Bomben („Lat suhsen, lat brusen“). Der Bischof, welcher noch am Abend die Bürgerschaft zur tapferen Gegenwehr ermahnt und für den Fall der beabsichtigten Übergabe der Stadt mit einer Beschießung von der neu befestigten Petersburg gedroht hatte, war der erste, welcher in der folgenden Nacht, unter dem Vorwande unaufschieblicher Geschäfte, von seiner Petersburg entfloh, und daß die neugebackenen Bürgermeister dem Beispiele ihres Bischofs gefolgt seien, lehren uns obige Verse, welche die Worte enthalten, die ihnen der Volkswitz bei ihrer eiligen Flucht in den Mund gelegt.—

Die Karlssteine im Hon.

Im Hon, einem heiligen Haine, dem Piesberge gegenüber, lag ein berühmter heidnischer Altar. Diesen wollte Karl der Große zerstören. Aber die mächtigen Steine widerstanden dem Eisen und dem Feuer. Karl verzweifelte zuletzt an dem Gelingen und wollte ablassen. Da ermahnten ihn sieben Brüder aus seinem Heere zum Vertrauen auf Gottes Beistand und errichteten den ersten christlichen Altar in diesem Lande, den blutigen Opfersteinen gegenüber. An diesem Altar fielen sie nieder und flehten zu Gott, er möge dem Könige seinen göttlichen Beistand verleihen. Karl aber schlug verzweifelnd mit seiner Reitgerte von Pappelholz auf den Opferstein und sprach: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen.“ Da krachte der ungeheure Block und barst in drei Stücke. Davon heißt er Karlsstein, und um den Altar der sieben Brüder wurden sieben Buchen gepflanzt, zum Angedenken für alle Zeiten.

Wallenhorst.

Um Bockholt und Wallenhorst lag ein heiliger Hain mit dem Tempel eines heidnischen Gottes. Zwischen Engter und Damme stand Wittekind. Sein Heer war stärker, als das des Königs, denn alles Volk war ihm zugezogen zum letzten Kampfe. Doch Karl vertraute wieder auf Gott, der ihm an den Karlssteinen ein Zeichen seiner Hülfe gesandt hatte. Nach blutigem Kampfe in der Vördener

Heide mußte Wittekind das Feld räumen, worauf Karl den Heidentempel zerstörte und daraus die erste Kirche zu Wallenhorst erbaute. Auf dieselbe ließ er eine goldene Henne setzen, zum Zeichen, daß sie die übrigen Kirchen ausbrüten solle. Die Gegend, wo Wittekind geschlagen wurde, heißt seitdem das Wittefeld.

Hunteburg.

Als Karl in dieses Land kam, lagerte er zu Welplage auf der Haar, und so groß war seine Reiterei, daß die Roßäpfel drei Fuß hoch den Boden bedeckten. Der Ort heißt seitdem „Karlshaar" und da, wo die Feldschmiede gestanden, „die alte Schmiede". Da zog Wieck dem Könige entgegen und stritt mit ihm, Karl aber behauptete das Schlachtfeld, welches darnach „Karlsfeld" heißt, und verfolgte den Wieck bis an die Hase, wo er ihn abermals schlug an dem Orte, der da heißt Slagvorde (Klushöhe bei Osnabrück).

Belm.

Von Osnabrück schickte Karl einen Boten an Wittekind, der sich nach der Wittekindsburg bei Rulle geflüchtet hatte, und ließ ihm Verzeihung anbieten, wenn er sich taufen lasse und seine Götter abschwöre. Dies nahm Wittekind an. Da zog König Karl mit seinem Heere an den Fuß der Wittekindsburg, und Wittekind kam mit seinem Gefolge von der Burg. Nachdem sich die bis dahin unversöhnlichen Feinde die Friedenshand gereicht hatten, zogen sie vereint nach Belm, wo aus dem in der Kirche befindlichen großen und schönen Taufsteine Wittekind getauft wurde. Wittekind hat aus Veranlassung seiner Taufe dem Orte den Namen Betlehem gegeben, um anzudeuten, daß er dort im heiligen Geiste wiedergeboren sei, gleich wie Christus zu Betlehem geboren wurde.

Ostercappeln.

Als Karl der Große den Dom in Osnabrück gegründet und ihm in der Person des heiligen Milo einen Bischof vorgesetzt hatte, der in seinem Sprengel für die Verbreitung und Befestigung des Christentums sorgen sollte, sah er bald ein, daß er, um den Bischof

in seinen Bestrebungen zu unterstützen, in weiteren Entfernungen noch einige Gotteshäuser zu bauen habe. So gründete er nach Osten hin eine Kapelle, woraus Ostercappeln wurde, nach Westen eine zweite, welche dem Dorfe Westercappeln den Namen gab.

An dem Wege von Ostercappeln nach Hitzhausen steht ein steinernes Kreuz. Hier soll ein Glockengießer, mit Namen Sparr, seinen Gesellen erstochen haben, weil er den ihm für die Kirche zu Ostercappeln übertragenen Glockenguß, ohne seine Rückkunft abzuwarten, vollendet hatte.

Venne.

Als die Kirche zu Venne noch ein Filial von Ostercappeln war, und von dort ein Priester herüberkommen mußte, um den Gottesdienst in Venne zu halten, ereignete es sich, daß ein Priester, der sich gewöhnlich verspätete, von den erzürnten Vennern erschlagen wurde. Zum Andenken an diese ruchlose That steht vor der Kirche Venne ein Stein in Gestalt eines Leichensteins, auf welchem die Figur eines Priesters eingegraben ist und dessen Spitze früher ein Kreuz getragen zu haben scheint, mit folgender verdeutschter Umschrift:

„Schrecklich zu erzählen!
Hier hat ein Untergebener
Den Pfarrer durch einen Schlag
Mit dem Schlüssel getötet!
So lebe wohl, Priester Rudolf!"

Ankum.

Zwei mächtige Dynasten, von denen der eine auf der Russeler Burg, der andere zu Holsten wohnte, hatten beschlossen, eine Kirche zu bauen, konnten sich aber über den Bauplatz nicht einigen. Da verabredeten sie, beim Sonnenaufgang des nächsten Morgens von ihren Burgen den Weg zu gehen, welcher von der einen zur andern führte, und da die Kirche zu bauen, wo sie sich begegnen würden. Es hatte wohl keiner sich verspätet, denn grade auf der Mitte des Weges begegneten sie einander und nannten die Stelle Ankunft, woher die hier neu erbaute Kirche mit dem Dorfe den Namen Ankum bekam.

Die reichen und mächtigen Erbauer der Ankumer Kirche hatten einen Turm an derselben errichtet, der seinesgleichen im ganzen Lande nicht hatte. Er war so hoch, daß man in seiner Spitze die Engel im Himmel singen hören konnte. Aber die Höhe sollte dem Turme verderblich werden. Einst erhob sich ein gewaltiger Sturm und brach die Spitze ab, führte sie aber zugleich nach dem benachbarten Bersenbrück, wo sie noch groß genug befunden wurde, um zum Dache des hier neu erbauten Kirchturmes benutzt zu werden. Die Ankumer errichteten nun, vorsichtig geworden, ein abgestumpftes Dach über ihrem Turme, welcher davon den Spottnamen: „de Ankumer Stumpe" erhielt.

Badbergen.

Zu Ankum wohnte eine reiche Witwe, die war lange bettlägerig. Da gelobte sie, wenn sie wieder gesund würde, an der Stelle, wo sich eine Gans, welche sie fliegen lassen wollte, niedersetzte, eine Kirche zu bauen. Von Stund an ließ die Krankheit von ihr. Da kamen die Geistlichen und viele andere Leute zu der Witwe und sie ließen eine Gans fliegen und folgten ihr. Die Gans flog durch die Bauerschaften Druchhorn und Suttrup und durch das Vehser Bruch und setzte sich zuletzt an den heiligen Berg und spülte und badete sich in einem Wasser am Fuße des Berges. Die Leute, welche der Gans nachgegangen waren, nannten von dem Baden der Gans in dem Wasser am Fuße des Berges, welches sie gesehen hatten, den Ort Badbergen, und die Witwe ließ hier ihrem Gelübde gemäß eine Kirche bauen.

Alfhausen*).

In alten Zeiten, als das Dorf Alfhausen noch keinen Namen hatte, lagen in der Gegend, welche jetzt das Kirchspiel ausmacht, im ganzen nur elf Häuser. Die Einwohner mußten an den Sonn- und Feiertagen den weiten beschwerlichen Weg über die große Westerholter Heide nach Merzen zur Kirche machen. Da entschlossen sie sich zuletzt, eine eigene Kirche zu bauen. Der Bau wurde der

*) Dieselbe Sage von dem beim Kirchbau helfenden Schimmel wird auch von Neuenkirchen bei Vörden erzählt. Er gehörte dem Colon Dusse zu Walde.

kleinen Gemeinde aber sehr schwer, zumal die Steine von dem mehrere Stunden entfernten Üffeln geholt werden mußten. Da stellte sich ohne Führer ein blanker, glänzender Schimmel ein und trug Tag und Nacht, ohne zu ermüden, mehr Steine zusammen, als zwei starke Pferde gefahren haben würden. Seit die Kirche vollendet dastand, ist er spurlos verschwunden. Woher und wohin er gekommen, weiß niemand. Noch jetzt zeigt man die Stelle des Stalles, in den er beim Abladen der Steine geführt wurde. Von den elf Häusern aber, deren Einwohner die Kirche gebaut haben, hat Alfhausen den Namen bekommen.

Üffeln.

Die Einwohner der jetzigen Kirchspiele Alfhausen und Üffeln sollen früher nach Merzen zur Kirche gegangen sein, wo nach der Sage die erste Kirche der dortigen Gegend gebaut wurde. Zum Gedächtnisse dieser Vereinigung pflegten sich die drei Gemeinden in der großen Heide, welche sie scheidet, in feierlicher Prozession an gewissen hohen Festen zu versammeln, um gemeinschaftlich den Gottesdienst zu feiern. Als aber Üffeln zur Zeit der Reformation den neuen Glauben annahm, warteten die beiden anderen Gemeinden vergebens, woraus die Redensart entstanden ist: „He blift ut as Üffeln.“

III. Burgensagen.

Die Holterburg.

Das abgeschaffte Herkommen.

Nicht weit von der Burg zu Holte wohnten vor langen, langen Jahren ein Paar fromme Hausleute, welche den edlen Herrn daselbst für ihren gnädigen Gutsherrn erkannten und ihm, so weit es das Herkommen mit sich brachte, getreu und redlich dienten. Ihre einzige Tochter, ein frisches, schlankes Mädchen, hatte ihres Gleichen unter allen zu dieser Burg gehörigen Leuten nicht; und wenn sie jährlich auf der Hofsprache, welche die Herrschaft damals noch mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegte, tanzte, so hätte man schwören sollen, es sei niemals ein Holzschuh an ihre Füße gekommen. Ihre Stimme war so rein und klingend, daß man es allemal auf der Burg hören konnte, wenn sie unten im Sundern mit den Nachtigallen wetteiferte, und die Hausarbeit ging ihr so leicht von der Hand, daß der guten Mutter das Herz lachte, wenn sie ihr liebes Kind die Dröshe wenden sah. Lange hatte der Sohn des alten Burgherrn, ein junger Herr, der jetzt die Jahre der Knappschaft angetreten hatte und mit Vergnügen der Zeit entgegensah, da er auf Abenteuer reisen sollte, die schöne Gertrud, so war der Name der Dirne, insgeheim bewundert und manchen Abend das Fenster in dem dicken Turme auf der Burg geöffnet, um sich an ihrer Stimme bei stiller Abendzeit zu ergötzen. Oft schon hatte er seiner gnädigen Frau Mutter angelegen, sie zu sich auf die Burg zu nehmen und im Per-

lenſticken und Haarflechten unterweiſen zu laſſen und dermaleinſt ein geſchicktes Hofmädchen, denn der Titel Kammerjungfer war zu der Zeit noch nicht üblich, daraus zu erziehen. Allein da die Eltern ihr einziges Kind nicht gerne miſſen und noch weniger die Anerbin ihres Hofes zu falſchen Hoffnungen und gewiſſen Thorheiten verwöhnt haben wollten, ſo hatte der alte Burgherr, ein Mann, der zwar manchen Biedermann ritterlich erſchlagen und manchen Bürger gebrandſchatzet, doch niemals einem frommen Ackersmanne das mindeſte Leid zugefügt hatte, ſich allezeit dagegen geſetzet, ſo oft ſein Sohn den Beifall der gnädigen Frau Mutter erſchmeichelt hatte. Denn damals richtete ſich der Haushalt noch nach den Befehlen des Herrn.

Endlich aber wagte er es doch, den Gegenſtand ſeiner jugendlichen Wünſche, da er ſie auf grüner Heide allein fand, um einen Kuß anzuſprechen; und vielleicht hätte ſie ihm ſolchen in aller Unſchuld nicht verwehrt, wenigſtens hat man nicht gehört, daß ſie ein ſaures Geſicht dazu gemacht, wenn nicht die Mutter, welche hinter der Hecke ſtand, aufs eifrigſte ihrer Tochter zugerufen hätte: „Kind! thue es nicht, es möchte eine Pflicht daraus werden!“

Mutter und Tochter wußten damals noch nicht, was wir jetzt wiſſen, daß ein Kuß, aus Pflicht gegeben, niemals ſo ſtrenge als ein andrer Hofdienſt gefordert werden kann. Ihr Wahn war alſo leicht und umſomehr zu entſchuldigen, da ſie von Jugend auf in dem Glauben erzogen waren, daß derjenige, der ſeinen Hof mit einer neuen Pflicht belüde, ewig auf demſelben ſpuken gehen müßte; ein Glaube, der ihnen jederzeit mehre Dienſte als alle Gründe, womit die geringen Leute ſelten recht umzugehen wiſſen, geleiſtet hatte.

Der junge Herr erbot ſich indes gegen die Mutter bei ritterlichen Ehren, ihrer Tochter den Kuß ſo insgeheim zu geben, daß niemals ein Zeugnis darüber geführet werden könnte. Er verſprach in allem Ernſt, weder ſeinem Vater noch ſeiner Frau Mutter das mindeſte davon zu ſagen, und verſicherte, daß der Kuß ſolchergeſtalt niemals ins Lagerbuch geſchrieben werden ſollte. Allein die Mutter beharrte auf ihrem Sinne und meinte endlich, ſie müßte wenigſtens vorher ihren Mann darüber zu Rate ziehen. Das Mädchen allein

sagte nichts, und man weiß bis auf diese Stunde nicht, ob sie nicht gern gewünscht hätte, ihren Hof mit dieser Pflicht zu beladen.

Wie sie abends zu Hause kamen und einmütig beim Herde saßen, erzählte die Mutter der Gertrud ihrem Manne den ganzen Vorfall. Sie ließen beide ihre Gedanken darüber gehen; endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: „Die Sache betrifft nicht bloß mich, sondern alle zur Burg gehörigen Leute. Wenn der Gutsherr einmal das Recht hat, einen Kuß von unserm Mädchen zu fordern, so wird er es mit der Zeit von allen begehren. Es ist also am besten, ich trage es dem ganzen Hofe vor, und was dieser beschließt, das soll geschehen.“

Früh, wie die Sonne aufging, eilte der Alte zum Meierhofe und erhielt sogleich von dem Redemeier die Zusicherung, daß eine Hofsprache angesagt werden sollte.

„Ihr Männer vom Hofe,“ fing hierauf der beredte Redemeier seine Rede gegen die versammelten Hofesgenossen an, „ihr wißt, wie oft ich das Unglück beklagt habe, daß alle unsere Pflichten jetzt nach dem Herkommen beurteilt werden. In den ältesten Zeiten, wie ich von meinen Vorfahren gehört habe, war es nicht also, sondern die Genossen eines Hofes hatten alle nach ihren unterschiedenen Verhältnisse einerlei Pflichten, welche auf einer Tafel, welche hinter dem Altar hing, beschrieben waren. Man wußte von keinem Lagerbuche und von keinem Besitze, sondern richtete sich lediglich nach dieser öffentlichen und geheiligten Urkunde, und man sagt, daß im Anfange mit Fleiß die Pflichten jedem Hofe gleichförmig gemacht worden, um den geringen Mann gegen alle einzelne Aufbürdungen zu versichern. Zu dieser Zeit machte man sich kein Bedenken daraus, der gnädigen Herrschaft ein Fuder Wein aus dem Rheingaue zu holen oder ihr den Heerwagen auf die roncalischen Gefilde zu fahren. Denn wir waren durch jene öffentliche Urkunde sicher, daß alles dasjenige, was einer über die durchgängig gleiche Pflicht geleistet, in Ewigkeit eine Gefälligkeit bleiben würde. Und wer von uns wollte sich auch noch weigern, einem so braven Herrn, als unser alter Gutsherr ist, nicht alles aufzuopfern, was in seinem Vermögen wäre, wenn es ohne Folge geschehen könnte? Allein seitdem man angefangen hat, lediglich darauf zu sehen, was der Gutsherr bei jedem hergebracht hat, seitdem unsere Pflichten nicht mehr hinterm Altar

in unserer Bauernkirche, sondern in Büchern beschrieben stehen, welche vor hundert Jahren niemand gekannt hat, seit dieser Zeit, sage ich euch, hat sich das Unglück über uns arme hofhörige Leute wie eine Flut ausgebreitet. Wir dürfen unserm Gutsherrn, so gern wir auch wollten, nichts zu gefallen thun, wir können seine Gnade durch unsern besten Willen nicht verdienen, wir haben dagegen auch keine von ihm zu hoffen, und so wird die natürliche Bewegung der Erkenntlichkeit in uns erstickt, wir müssen alle Augenblicke grobe Tölpel heißen und sind es vielleicht auch nur aus Notwendigkeit, weil wir kein Ei bringen können, das nicht gleich angeschrieben wird. Es ist also auch nicht ratsam, daß eure Tochter dem jungen Herrn einen Kuß verstatte. Denn wenn derselbe auch nicht angeschrieben und in Gegenwart einiger Zeugen gegeben wird, so haben die verwünschten Rechtsgelehrten einen Eid erfunden, womit sie uns armen Leuten gleich auf den Leib fallen. Das Mädchen kann den empfangenen Kuß nicht abschwören, und dann heißt es, der Gutsherr ist im Besitz, und der Besitz entscheidet jetzt alles, da doch ehedem weder der Besitz, noch der Eid gegen die öffentlich bekannten Hofesrechte zugelassen wurde. Ein anderes wäre, wenn unsere gnädige Herrschaft die Pflichten, welche aus jedem Hofe gehen, von neuem öffentlich beschreiben und auf steinernen Tafeln in der Kirche wieder aufhängen lassen wollte. Alsdann möchten sie so viele Küsse, Hühner und Eier verlangen, als sie nur wollten. Mit Freuden sollten sie unsere Töchter einbringen; wir wollten ihnen dienen, so oft sie es nötig hätten, und sie würden sich auch ihrerseits gegen uns mitleidig beweisen, wenn wir einmal nicht imstande wären, unsere Pflicht zu leisten."

Kaum hatte die versammelte Menge dem Redemeier ihren Beifall gegeben, so ging der Vater der Gertrud nach Hause, um seiner Frau die Meinung des Hofes bekannt zu machen, und diese brachte es durch ihre schöne Tochter dahin, daß das Herkommen ganz abgeschafft, und die Tafel in der Kirche wieder aufgehängt wurde.

Seitdem hat man zwar in dieser Gegend oft im Finstern einen Kuß gehört, aber niemals geglaubt, daß es eine Spukerei der Gertrud sei, und ihre Nachkommen wissen es ihr noch jetzt Dank, daß keine Mutter über die Hecke zu rufen braucht: „Thue es nicht, es wird eine Pflicht daraus!"

Die Eroberung der Burg zu Holte und Der Demanttisch im Brunnen der Burg zu Holte.

Die Edlen von Holte waren die kühnsten Wegelagerer in der Gegend, und vor ihrer Beutelust so wenig die Handelswaren der Kaufleute, als die Weinladungen der Geistlichen sicher. Deshalb verband sich der Bischof Philipp von Osnabrück mit dem Grafen Otto von Ravensberg, um ihre Raubburg zu zerstören. Aber sieben Jahre lang hatten die Verbündeten die Burg vergeblich belagert. Sicher stand sie auf hoher Bergesspitze, umzogen von dreifachen Gräben, woran senkrechte Felsenwände und feste Mauern sich lehnten und eine unersteigliche Wehr bildeten. Die Belagerer, die das Vergebliche eines Sturmes gegen das steile, wohlverteidigte Felsennest einsehen mochten, hatten gehofft, die Besatzung durch Hunger zur Übergabe der Burg zwingen zu können. Aber vergebens; die Vorräte der Eingeschlossenen schienen nicht zu Ende gehen zu wollen. Als diese nun sogar den Belagerern von den Mauern ihrer Burg aus hohnlachend frisches Wildpret hinhielten, verzweifelte der Bischof an seinem Vorhaben, die Verteidiger, die mit dem Teufel im Bunde stehen mußten, auszuhungern, und gedachte, die Belagerung aufzugeben. Da führte ein Zufall zur Einnahme der Burg. Ein Bauernweib kam mit Butter und Eiern in das Lager der Osnabrücker und bot sie zum Verkauf an. Als man ihr den geforderten Preis nicht geben wollte, ging sie mit den Worten: „Was die Bischöflichen nicht wollen, werden die Holter gern bezahlen," unwillig wieder fort. Durch diese rätselhafte Rede aufmerksam gemacht, folgten ihr einige Krieger unbemerkt im Walde nach und sahen, wie das Weib eine Stunde weit von der Burg in einem Brombeerdickicht unter der Erde verschwand. Geschwind holten die Späher zahlreichere Mannschaft herbei, untersuchten das Gestrüpp und fanden hinter einer mit Moos bedeckten Thür eine steinerne Treppe, die durch einen langen unterirdischen Gang hinauf in den Hof der Holterburg führte. Des Bischofs Krieger warteten nun die Nacht ab, in welcher sie durch den Gang in die Burg drangen und die überraschten Feinde leicht überwältigten. Dem Burgherrn aber gelang es, zu entkommen, nachdem er vorher noch das Erbstück seines Geschlechts, einen Tisch, dessen Platte aus einem einzigen

Demant bestand, in den tiefen Burgbrunnen mit dem Fluche: „Dort liege in des Teufels Namen!“ hinabgestürzt hatte.

Jahre schwanden dahin, und fleißig hütete der Teufel seines Schatzes. Die Sage von der versenkten kostbaren Tafel hatte sich von Generation zu Generation im Thale fortgepflanzt, und manche vergebliche Versuche, sie zu heben, waren gemacht worden. Endlich entdeckte eine weise Frau in jener Gegend die Zauberformel, wodurch der Böse gebannt und der Schatz gehoben werden könne. Nach mancherlei Vorbereitungen wurden an langen Seilen große eiserne Haken in den Brunnen gelassen, welche sich bald in einen Kasten festklammerten. Jetzt wird den Arbeitern das tiefste Schweigen auferlegt, weil bei dem ersten ausgesprochenen Worte die Hebung mißlingen würde. Langsam und vorsichtig werden die Seile angezogen, — höher und höher hebt sich der Schatz; — ängstlich harrend steht jeder da mit geschlossenem Munde. Schon berührt der Kasten die Brustwehr des Brunnens; — schon strecken sich kräftige Arme aus, um ihn zu fassen. —

Da springt plötzlich der Deckel des Kastens auf; — ein strahlender Glanz blendet, wie der Sonnenblick in der Mittagsstunde, die Augen der Umstehenden — und „Jesus Maria!“ ruft außer sich vor Erstaunen einer der Arbeiter. Aber in demselben Augenblick rollt auch das köstliche Kleinod mit Donnergepolter wieder in die finstere Tiefe; erschlagen liegt die weise Frau am Boden, und mit ihr ist das Geheimnis der Zauberformel für immer verloren.

Die Räuber zu Holte.

Auf der Holterburg wohnten Räuber, die rings umher in der ganzen Umgegend raubten und plünderten und doch nie gefangen werden konnten, da sie die List gebrauchten, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufzuschlagen. Endlich im dreißigjährigen Kriege ist jedoch ihr Schloß zerstört worden, so daß man keine Spur mehr davon findet. Nur an einer Stelle gibt es, wenn man darüber geht, einen dumpfen und hohlen Ton; da soll noch der Brunnen, obwohl oben verschüttet, vorhanden sein.

Auch auf der Wieksburg bei Nulle hat vor alten Zeiten ein Räuberkönig, mit Namen Wiek gewohnt, der hatte große Macht und Hülfe, so daß er im ganzen Lande gefürchtet war. Da-

bei war er listig, und wenn sie ihn fassen wollten und seine Burg zerbrechen, dann war er oben, und sie konnten ihm nichts anhaben; wenn sie aber glaubten, er wäre oben, dann war er weit davon auf Raub aus. Das kam daher, daß er seine Pferde verkehrt hatte beschlagen lassen, so daß, wenn er auf seine Burg geritten war, die Hufeisen ins Land wiesen. Zuletzt haben sie seine List gemerkt und seine Burg zerstört.

Bentheim.

Die ersten Fundamente der Burg Bentheim sollen von Drusus, dem Stiefsohne des Kaisers Augustus, gelegt sein. Ein hoher Felsen, der nach Nordwesten dem Burgfelsen anhängt, wird von altersher Drususstuhl genannt. Er soll von diesem Sitze die Gegend überschaut, auch Recht gesprochen haben. An demselben hat man in späterer Zeit die Inschrift angebracht:

Hic Drusus Jura Dixit
Tubantibus.

Die Tubanten sollen in der benachbarten Landschaft der holländischen Provinz Oberyssel, Twente oder Tuwente, und im Bentheimischen gewohnt haben. Andere behaupten, der Name Drusus sei verwechselt worden mit dem auch jetzt noch unter dem Volke gebräuchlichen altdeutschen Worte: Drus, welches so viel als Zauberin, Priesterin, bedeute. Nach ihrer Meinung hätten zur Zeit des Heidentums auf diesem Felsen die Druiden ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte gehabt. Eine dritte Sage will behaupten, daß die Burg Bentheim schon lange vor den Römern und zwar von Riesen erbaut worden sei. Drus soll Riese, dann auch Teufel bedeuten. So hört man unter dem Landvolke noch die Äußerung, „daß dich der Drus hole“! was soviel bedeutet als „daß dich der Teufel hole“! Man erzählt sich daher auch, daß die Burg, deren Mauern ohne Mörtel aus dem Felsen gehauen zu sein scheinen, nicht von Menschenhänden erbaut, sondern vom Teufel und zwar in einer Nacht von Grund auf bis zu seiner Höhe errichtet sei.

Schon Karl Martell, Pipin's Vater und Großvater Karl's des Großen, soll dem ersten Bischofe von Ütrecht, dem heiligen Willibrord, Burg und Gau Bentheim geschenkt, und dieser die erste

Kirche in der Grafschaft auf der Stelle eines heidnischen Tempels, der sich in der Burg befand, errichtet haben.

Die Gräfin Sophia, mit deren Bruder die pfalzgräflich Rheineckische Linie der Bentheimer Grafen ausstarb, zeichnete sich besonders durch ihre Mildthätigkeit aus. Sie verfertigte eigenhändig Kleider für die Armen, pilgerte nach St. Jakob zu Compostella und wäre auf dem Heimwege bald ermordet worden, wenn die Mörder, wie sie schon zustoßen wollten, nicht, von einer unnennbaren Ehrfurcht ergriffen, sie fußfällig um Verzeihung gebeten hätten, welche sie auf das mildeste gewährte. Ja sie pilgerte sogar dreimal nach Jerusalem, auf der zweiten Wallfahrt von ihrem Sohne Otto aus ihrer Ehe mit dem Grafen Dietrich von Holland, mit welchem die holländische Linie der Grafen von Bentheim beginnt, begleitet; auf der dritten starb sie in Jerusalem 1176 und wurde im dortigen deutschen Ordenshause begraben. Die Gräfin Sophia soll als weiße Frau auf dem Schlosse umgehen, wenn das Absterben eines Familienmitgliedes bevorsteht.

Die Grafen von Bentheim waren als Grafen von Holland zugleich Burggrafen von Ütrecht und nahmen als Thürhüter des Hochstifts unter den Vasallen den sechsten Platz ein.

Einer der angesehensten in der Reihe der Grafen von Bentheim war Graf Bernhard, der, wenn auch nicht als der Stifter, so doch als der Förderer des Klosters Frenswegen angesehen werden kann. Als der sonst so kriegstüchtige Mann alt geworden und der Ruhe bedürftig war, brachte er seine letzten Lebensjahre mit klösterlichen Übungen im Kloster zu, ließ die Geistlichen an der Tafel über sich sitzen, gab viel an Unbemittelte und Pilgrime und speiste täglich zwölf Arme, so daß er den Beinamen Pater Bernd erhielt. Er starb, einundneunzig Jahre alt, auf Schloß Bentheim an den Blattern und wurde in der Kirche zu Frenswegen vor dem hohen Altar begraben, wohin in der folgenden Zeit viele Leichen der gräflichen Familie versetzt wurden. Die Kirche des Klosters zu Frenswegen, berühmt durch Glasmalereien und ein herrlich geschnitztes Chorgestühle, ist kürzlich durch einen Blitzschlag eingeäschert worden.

Die Grafen von Bentheim führen neunzehn goldene Pfennige in ihrem Wappen, in der obersten Reihe vier, in der

zweiten fünf, in der dritten vier, in der vierten drei, in der fünften zwei und in der untersten einen.

Der Brunnen auf Schloß Bentheim.

Den Brunnen auf Schloß Bentheim haben zwei Verbrecher gebaut. Diese waren eigentlich zum Tode verurteilt, es wurde ihnen aber das Leben geschenkt unter der Bedingung, daß sie einen wasserreichen Brunnen in den Felsen arbeiteten. Da haben sie sechsunddreißig Jahre unablässig im Steine gesprengt, und da endlich ist ihnen in einer Tiefe von 300 Fuß ein frischer Quell entgegen gesprungen, und damit ihre Aufgabe gelöst worden.

Heidnische Opferstätte mit Götzenbild auf Schloß Bentheim.

Auf dem Schlosse zu Bentheim zeigt man eine Art Küche, die soll zu heidnischer Zeit eine Opferstätte gewesen sein, auf welcher man Menschen opferte. Das sehr verwitterte Bild des Götzen wird noch gezeigt. Es ist von Sandstein und stellt in halb erhabener Arbeit einen Ritter dar, in dessen einer Hand in früherer Zeit noch ein Stein sichtbar gewesen sein soll.

Das Kreuz im Schlosse zu Bentheim.

Im Schlosse zu Bentheim befindet sich ein altes Kreuz von Holz, welches ehemals unten im Orte gestanden. Mit dem hat es folgende Bewandtnis. Einer der alten Grafen von Bentheim hat einmal von seinem Schlosse zum Zeitvertreib mit Pfeilen geschossen und einen Mann aus Bentheim getötet. Da ist er von der Vehme verurteilt worden, ein Kreuz an die Stätte zu setzen, damit er, wenn er vorbeikomme, sich immer an die That erinnere und sie bereue. Als das Kreuz in späteren Jahren umgefallen ist, hat man es auf das Schloß gebracht, wo es noch jetzt gezeigt wird.

Das heimliche Gericht.

Im südöstlichen Turme des Bentheimer Schlosses soll sich ein heimliches Gericht der Vehme befunden haben. Hier mußte der Verurteilte auf eine Versenkung treten, die ihn einer Figur in die Arme warf, welche von allen Seiten mit tausend Messern seinen Körper zerfleischte.

Die weiße Frau.

Auf den Schlössern zu Bentheim, Steinfurt und Tecklenburg geht die weiße Frau um, und man sieht sie oft im langen weißen Gewande, ein großes Schlüsselbund an der Seite, daherwandeln. Auf dem Schlosse zu Bentheim hat sie sich so lange aufgehalten, bis dasselbe seinen rechtmäßigen Besitzer zurückerhielt. Sie schlug jeden, der ihr begegnete, mit ihrem Schlüsselbunde ins Gesicht, was schnellen Tot zur Folge hatte.

Wissinghof.

Ungefähr anderthalb Stunden von Bentheim, am Wege von Schüttorf nach Ohne, liegt ein fürstlicher Schafstall, auf einer Stelle, welche Wissinghof genannt wird, und noch ganz den Anblick eines Bauernhofes darbietet. Wirklich soll es auch vor mehreren Jahrhunderten ein Bauernhof gewesen sein und zwar der größte und bedeutendste in der ganzen Umgegend, reich an Saatfeldern, Wiesen und Holzungen. Wie er vernichtet ist, darüber berichtet die Sage folgendes.

Als einst der Besitzer des Wissinghofes seine Pacht dem Grafen von Bentheim, dem er hörig war, brachte, und der Graf oben vom Schlosse auf den Hof niedersah, bemerkte er denselben und wunderte sich über die Feistigkeit der vier Rappen vor dem Wagen des Bauern, da eben bei der großen Teuerung des Getreides fast überall Hungersnot herrschte, und selbst die Pferde des Grafen den Einfluß der Teuerung verspürten. „Deine Pferde," rief der Graf hinunter, „scheinen die allgemeine Not nicht zu teilen und die Teuerung nicht zu verspüren!" — „Darum sind es auch Wissing's Pferde," versetzte der Bauer kurz.

Die Runzeln, welche des Grafen Stirn umzogen, zeigten, wie wenig diese Antwort demselben gefiel. Doch um den Hörigen zu demütigen, rief er ihn aufs Schloß, führte ihn ins Prunkgemach und lud ihn, da es eben Essenszeit war, zu Tische. Wissing nahm die Einladung an und setzte sich; die ihn umgebende Pracht würdigte er keines Blickes. Der Graf, welcher glaubte, daß er vor Blödigkeit so stille sei und nicht aufsehen möge, munterte ihn auf, umherzuschauen und fragte ihn dann, was er zu der Herrlichkeit des Schlosses sage. Der Angeredete antwortete: „Flitterstaat! Flitter-

staat! Freilich für jemand, der von anderen leben muß, hinreichend." Der Graf verbiß seinen Grimm und sagte: „Ich wäre wohl neugierig, deine Wirtschaft zu sehen. Wenn du Stühle hättest, worauf man sitzen, und einen Tisch, woran man deinen Brei essen möchte, so könnte ich versucht werden, dich mit den Meinigen aufzusuchen." — „Seien Sie deshalb ohne Sorge, kommen Sie! Wenn meine Stühle nicht mehr Wert hätten, als diese, und mein Tisch nicht kostbarer wäre, so würde die Breischüssel, die ich Ihnen vorsetzen werde, nicht darauf passen," versetzte Wissing. So sehr diese Prahlerei dem Grafen mißfiel, so war er doch neugierig zu erfahren, was an der Sache sei, und sagte, daß er den dritten Tag mit zehn Personen kommen wolle. Der Bauer ging.

Als am bezeichneten Tage der Graf mit seiner Gattin, seinen Söhnen und Töchtern, seinem Kanzler und einigen anderen auf dem Hofe des Wissing ankam, erblickte er acht herrliche Pferde, mehr denn fünfzig schöne weißbunte Kühe, eine Menge Schafe und unzähliges Geflügel von allerlei Art. Der Bauer aber erschien im einfachen, ledernen Wams und führte seine hohen Gäste in die Stube, wo das Mahl für zwanzig Mann aufgetischt dastand. Wie staunten der Graf und die Seinigen, als sie das weite Gemach betraten. Die Fußteppiche waren weißbunte Kuhhäute, die Wände waren behangen mit feiner, schneeweißer Leinwand, der Tisch bestand aus mehr denn zweihundert Stücken weißer Leinwand, künstlich zusammengelegt; als Stühle dienten weite, weiße, leinene Säcke, jeder mit einem Malter Roggen gefüllt. Der Tisch war bedeckt mit gebratenen Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben, in deren Mitte ein blanker, silberner Brustharnisch mit Brei prangte.

Der Bauer weidete sich in seinem Übermute am Erstaunen des Grafen und der Seinigen; und als dieser das Wort nahm und bemerkte, wie das teure Korn doch besser angewandt sei, wenn es verkauft und zur Stillung der Not im Lande verbreitet würde, und daß es überdem höchst unpassend sei, sich auf etwas zu setzen, was zur Nahrung der Menschen diene, sprach er: „Es ist alles für mein Vieh bestimmt!" — Auf die Frage aber, wie er zu dem silbernen Brustharnisch gekommen, worauf das gräfliche Wappen stand, erwiderte er: „Mir von ihrem Vorfahr, als Not auf dem Schlosse war, um zwanzig Malter Roggen verkauft."

Jede Antwort des Bauern machte den Grafen versteinerter, und bald kehrte er mit den Seinen heim. Als er wieder auf sein Schloß zurückgekommen war, schloß er sich mit seinem Kanzler ein, um zu überlegen, wie der Uebermut des Bauern zu bestrafen sei. Dieser scheint dazu Rat gewußt zu haben. Nicht lange nachher schmachtete Wissing im Burgverließe des Schlosses, die Seinigen wurden vom Hofe verjagt, das Haus abgebrochen, das Erbe unter fünf neue Kolonen verteilt, welche bis auf den heutigen Tag Wissings-Bauern heißen, teils an andere in Pacht gegeben. Auf der Stelle des Wohnhauses wurde aber ein Schafstall errichtet.

Geht jetzt noch ein Bauer aus den benachbarten Bauerschaften mit seinem Sohne oder seiner Tochter über den verödeten Wissinghof, so warnt er jedesmal dieselben vor Übermut und erzählt dann obige Geschichte, die noch im Munde eines jeden Landmannes in der Umgegend lebt, obgleich Jahrhunderte im Strome der Zeit verflossen sind, seit Wissing mit solcher Grausamkeit gedemütigt wurde.

IV. Kloster-Sagen.

Kloster Iburg.

Als der Bischof Benno, seines Versprechens, ein Kloster zu bauen, eingedenk und durch verschiedene Schenkungen bereichert und ermutigt, durch seinen Sprengel reiste, um den gesundesten und passendsten Ort hierzu auszusuchen, kam er auch an den Berg, auf welchem die sehr alte, in den Kriegen mit Karl dem Großen zerstörte Iburger Veste lag, und dieser Ort sagte ihm vor allem zu, weil er sowohl Überfluß an Baumaterial hatte, als auch der schönen und gesunden Lage wegen. Aber seinem Vorhaben, hier ein Kloster zu bauen, standen zwei Umstände hindernd im Wege. Einmal gehörte der Berg dem Stifte, und zweitens nahmen die anwohnenden Bauern ihn als gemeine Weide in Anspruch. Das erste Hindernis räumte der Bischof dadurch aus dem Wege, daß er den Domherren einen anderen Hof, Bohmte, welchen er als eine Schenkung erhalten hatte, zum Tausch anbot, worauf diese, die der frommen Absicht desselben in keiner Weise hindernd in den Weg treten wollten, sogleich eingingen. Die Bauern aber, die in der Verteidigung ihrer vermeintlichen Rechte so weit sich vergessen hatten, den bischöflichen Amtmann, der hier wohnte, zu verjagen, that er in den Bann und ließ sich und seinen Nachfolgern durch den Kirchenvogt den Berg zu einem ewigen Besitz feierlichst überweisen. Der Bischof ließ nun, nachdem er den Wald und das Gesträuch hatte ausroden lassen, mit kluger Benutzung der alten Fundamente ein Kloster für den Orden des heiligen Benedikt, und an der Westseite für sich eine Wohnung bauen. Die Kirche weihte er dem heiligen Klemens und ließ in dem Altare eine Höhlung anbringen zum dankbaren Gedächnis an ein Ereignis, welches sich zu Pavia zugetragen hatte. Als nämlich hier auf Anordnung des Königs (Heinrich IV.) eine große Anzahl von Bischöfen zusammen gekommen war, um den ihm feind-

lichen Papst (Gregor) abzusetzen und einen anderen an seine Stelle zu wählen, war auch der Bischof Benno, wenn auch ungern, aber mit dem Auge der Klugheit, welches er immer bei sich zu tragen pflegte, zugegen. Als er nämlich sah, daß auf beiden Seiten mehr mit Haß als mit Weisheit verhandelt wurde und er, welcher dem Könige immer treu war, auch dem Papste nicht ungehorsam sein mochte und nicht wußte, welchen Ausgang eine solche Sache nehmen würde, dachte er fleißig darüber nach, wie es geschehen könne, daß er seine alte Würde behaupte und zugleich auf keiner Seite mit Recht gescholten werde. Zufällig aber war in derselben Kirche, in welcher die Sache verhandelt wurde, ein Altar, der an der Rückseite ein rundes Loch enthielt, wohinein kaum jemand kriechen konnte, und welches durch ein vorhängendes Tuch verdeckt war. Als er nun neben diesem, wie seine Gewohnheit war, mit Psalmsingen beschäftigt allein saß und, näher hinzutretend erkannte, daß dieses der passendste Platz zu einem Schlupfwinkel sei, versuchte er, ohne daß es jemand sah, ob er hineinzukriechen vermöchte. Obgleich nun die Oeffnung schwer zu durchkriechen war, fand er doch die innere Höhlung geräumig genug, um seinen kleinen Körper aufzunehmen. In großer Dankbarkeit gegen die göttliche Weisheit brachte er hier, indem er mit dem davorhängenden Tuche die Öffnung noch genauer verschloß, ohne jemandes Wissen den ganzen Tag zu, um so eifriger dem Gebete obliegend, als er glaubte, daß er durch die günstige Lage des Ortes Gott näher sei, und jemehr er mit betrübtem Herzen erkannte, daß es eine Zeit sei, in welcher der ganze Bau der Kirche erschüttert werde. Als nun die Stunde gekommen war, in welcher vor voller Versammlung die Sachen verhandelt werden sollten, vermißte man den Bischof von Osnabrück. Die Boten des Königs liefen überall umher und fragten in dem Hause, in welchem er seine Herberge hatte, zu wiederholtenmalen nach ihm, aber ohne ihn zu finden. Da sagten die einen, er habe sich geflüchtet, andere, er werde durch Krankheit zurückgehalten, noch andere, er habe, durch eine besondere Untreue bewogen, das Kollegium gemieden. Als der Tag sich neigte, und sie den Papst abgesetzt hatten und an seine Stelle den Bischof von Ravenna (Klemens) gewählt, und manches andere, dem der Bischof Benno, wenn er anwesend gewesen, nimmer zugestimmt hätte, beschlossen hatten, entschlüpfte er, indem es niemand sah, seinem Verstecke und wurde auf einmal plötzlich neben dem Altare,

wo er vorhin gesessen hatte, erblickt. Als alle nun staunten und sich nicht wenig verwunderten, auch eifrig forschten, wo er gewesen sei, so antwortete er, er wolle bei der Mitwissenschaft der Heiligen schwören, daß er den ganzen Tag hindurch seinen Platz nicht verlassen habe. Er wurde nun sogleich vor den König geführt und reinigte sich vollständig von jedem Verdachte der Untreue, und dieser wollte ihn lieber mit freundlichen Worten ermahnen, in der alten Treue zu verharren, als ihn durch Drohungen zwingen. So erlangte er durch seine ausgezeichnete Klugheit und sein Glück die Freundschaft beider Päpste, was zu jener Zeit wahrlich sehr wenigen gelang, ohne der königlichen Sache feindlich entgegenzutreten.

Kloster Rulle.

Das Cisterzienser Nonnenkloster Rulle lag anfangs am südlichen Abhange des Hasterberges in der Bauerschaft Harst. Als es kurz nach seiner Gründung eingeäschert wurde, sollte es der größeren Sicherheit wegen weiter von der Stadt Osnabrück entfernt auf dem Hasterberge wieder aufgebaut werden. Aber die auf dem neuen Bauplatze zusammengebrachten Baumaterialien wurden von unsichtbaren Händen den nördlichen Abhang hinunter ins Ruller Thal gerollt, und dieses wiederholte sich so oft, als die Gegenstände auf den Berg zurückgebracht worden waren. Es zeigte sich deutlich, daß die Himmelskönigin, welcher das Kloster geweiht war, ihr Kloster nicht auf dem Hasterberge, sondern im Ruller Thale gebaut wissen wollte. Denn auf ihr Geheiß hatten Engel die Balken und Steine ins Ruller Thal hinabgerollt. Von diesem Rollen soll Rulle den Namen bekommen haben.

Als man nun hier das Kloster zu bauen begann, entstanden neue Verlegenheiten, indem die Anwohner ihre Weidegerechtsame nicht gutwillig aufgeben wollten, sondern ihr Vieh hartnäckig nach wie vor auf den Bauplatz trieben und dadurch den Bau hinderten. Aber auch hier half die heilige Jungfrau durch ein Wunder. Als einstmals der Hirt des nahegelegenen Hofes Wulf zu Lechtingen, der taubstumm war, seine Herde wieder auf den Klosterplatz trieb, fand er da, wo jetzt im Westen der Kirche der heilige Brunnen quillt, einen schönen roten Stock, auf welchem mit goldenen Buchstaben Marienbrunnen geschrieben war, in der Erde stecken. Als er den Stab herauszieht, entspringt ein Strahl

des köstlichen, heilkräftigen Wassers, welches, in einem Brunnen gesammelt, seitdem schon vielen Lahmen und Blinden geholfen hat. Auch der Schäfer bekommt durch dieses Wunder Gehör und Sprache wieder, und das Kloster heißt von da an nach dem von der hohen Patronin vorgeschriebenen Namen Marienbrunn. Nachdem dieses Wunder sich zugetragen hatte, wagten nun auch die Anwohner nicht mehr, ihren Widerstand fortzusetzen und den Bau des Klosters zu hindern.

Durch ein drittes Wunder wurde Kloster Nulle ein berühmter Wallfahrtsort, an welchem am 1. Mai und am Freitage vor Pfingsten auch jetzt noch eine große Menschenmenge zusammenströmte, um des vom Papste Clemens XIV. bewilligten vollkommenen Ablasses teilhaftig zu werden. Im Jahre 1347 hatten die Jungfrauen eine elfenbeinerne Büchse mit Hostien auf dem Altare auf ein seidenes Kissen gestellt und den Gläubigen bekannt machen lassen, daß sie die Absicht hätten, eine würdigere Behausung für den heiligen Leib des Heilandes, eine Monstranz, anzuschaffen, es ihnen aber dazu an Mitteln fehle. Als nun bald Gaben von Gold und Silber um die Büchse herum aufgehäuft lagen, kamen Diebe und stahlen beides. Die Büchse mit den Hostien wurde durch ein Wunder wiedergefunden, indem vierzehn Tage später Kirchleute an der Stelle, an welcher die Büchse versteckt war, drei schöne brennende Kerzen erblickten. Die davon in Kenntnis gesetzten Jungfrauen gingen ahnungsvoll nach der bezeichneten Stelle und fanden richtig zwischen den brennenden Kerzen die verlorene Büchse hoch erhaben über der Erde auf Grashalmen stehen. Man schickte um Rat und Hülfe nach der Stadt, und bald erschien die ganze Geistlichkeit in Prozession und begab sich in Begleitung der Jungfrauen und unter großem Zuströmen des Volkes an Ort und Stelle, der Bischof selbst hob mit tiefer Ehrfurcht die Büchse von den Halmen und öffnete sie. Sieh da! es hatten die Hostien sich in wirkliches, wahrhaftiges Fleisch verwandelt, und die Büchse war voll klaren Blutes. Man brachte die Büchse vorsichtig und voll heiliger Andacht wieder ins Kloster. Die Geistlichen waren nun in großer Verlegenheit, was sie mit dem Fleische machen sollten, weil sie nirgends ein darauf hinzielendes Verfahren beschrieben fanden. Zuletzt überredeten sie einen frommen Priester, das Fleisch zu verzehren. Dieser starb aber am dritten Tage darnach. Das Blut aber, das wahre Blut unseres Herrn und Heilandes, welches im Jahre 1377, des Sonntags vor Sankt Martin, zu Zeiten eines

Propstes, geheißen Wedekindus von Rockinghausen, und zu Zeiten der edlen Frau Alheide von Diepholz, Äbtissin zu Rulle, gefunden wurde, sollte jedoch später von Bösewichtern, die dem Kloster weder die Berühmtheit, noch den Reichtum gönnten, diesem wieder entfremdet werden. Jene wischten den heiligen Inhalt der Büchse mit leinenen Lappen aus und schabten ihn von den Wänden derselben ab. Aber ihr ruchloses Beginnen hatte keinen Erfolg, das heilige Blut blieb und wird noch jetzt als der teuerste Schatz des Klosters bis auf unsere Zeit aufbewahrt zum Troste aller gläubigen Seelen und zum Heile in Krankheiten und Nöten. Die Hülfe, die es gewährt, erfolgt entweder durch das bloße Gelübde, nach Rulle zu wallfahrten, oder durch die Wallfahrt selbst, oder endlich durch eine Gabe an Wachs in Form des kranken Gliedes. Außerdem war es fromme Sitte, daß bei den jährlichen Prozessionen Mütter ihre schwächlichen und breßhaften Kinder auf einer besonders dazu bestimmten Wage gegen Brot wiegen ließen, letzteres aber den Armen oder dem Kloster übergaben. Man glaubte nämlich, daß die Kinder nach dieser Opferung besser gediehen.

Kloster Malgarten.

Graf Simon von Tecklenburg litt an einem bösartigen Geschwüre, welches sich am Schienbeine gebildet hatte, dieses und den Knochen zerfraß und ihm die größten Schmerzen verursachte. Menschliche Hülfe vermochte nichts, die Ärzte verzweifelten. Da flehte der Graf zu dem, der alle Wunden heilt, und gelobte für seine Genesung ein Nonnenkloster, Benedictinerordens, zu gründen. Der Herr erhörte ihn. Der Graf genas von seiner Krankheit und richtete mit Bewilligung seiner Gemahlin Sophia seine an der Hase gelegene Burg zu einem Kloster ein, welches den Namen Mariengarten erhielt. Als man später die Gebeine des Grafen, der mit seiner Gemahlin im Kloster zu Malgarten begraben liegt, wieder ausgrub, um sie einem würdigeren Denkmale zu übergeben, fand man die Bestätigung des oben gesagten in einem roten Ringe, welcher den Knieknochen umgab, als wenn er von einem Bande umzingelt gewesen.

Andere leiten den Namen Malgarten von Räubern ab, die hier gehaust und der Umgegend viel Böses zugefügt hätten, und würde dann Malgarten mit Hof der Übelthäter zu übersetzen sein.

Die Entstehung des in der Nähe von Malgarten gelegenen

Darnssees schreibt die Sage einem Erdfalle zu. Sie erzählt, es habe hier vor Zeiten, von einem Graben umgeben, ein ruchloses Kloster gestanden. Als das Maß der Sünden voll gewesen, da sei das Kloster versunken, und Wasser habe den leeren Raum ausgefüllt. Bei klarem Frostwetter, wenn eine Eisdecke den See überwölbe, werde an den Sonn- und Festtagen noch zu Zeiten das Geläute der Klosterglocken, das Gebrülle des fetten Klosterochsen oder das Krachen der berstenden Eisrinde, wenn der Klosterochse mit seinen gewaltigen Hörnern darunter herfahre, von den frommen Kirchgängern vernommen.

Das heilige Meer.

An der Straße zwischen Freren und Ibbenbüren ist das heilige Meer gelegen, ein weiter See, 2500 Schritte im Umfange, von dem sagt man, daß er weder Holz noch Schiffe auf sich schwimmen lasse. Dort hat vor Zeiten ein reiches Kloster gestanden, in dem es mehr weltlich zuging als geistlich, und lebten Abt und Konvent dem Sinnengenusse sonder Ordnung und Zucht. Da ist es durch des Himmels Zorn in einer grausen Sturmnacht untergegangen und ein See an dessen Stelle getreten, deß Wasser so hell und klar, daß man an sonnigen Tagen drunten noch des Klosters Türme erblicken kann. Manche Leute wallen noch hin und holen dieses Wasser, gleichsam als ein geweihtes, zu heiligem Gebrauche. Bei Stürmen wirft das heilige Meer noch immer Balken und Sparren des versunkenen Klostergebäudes an die Ufer. Der vorübergehende Landmann, der solche sieht, betet ein Vaterunser oder ein Ave.

Kloster Börstel.

Das Nonnenkloster zu Börstel stand in der ersten Zeit in Menslage und wurde Rosenthal genannt. Es war begnadigt mit einem heiligen Marienbilde. Das Bild aber verschwand eines Nachts, und niemand wußte, wohin es gekommen war. Da zogen die Jungfrauen in das große wüste Moor und suchten es. Nach langem Suchen fanden sie es zuletzt in einem Thale, welches Börstel genannt wird. Solches trug sich mehrere Male zu. Da merkten die Jungfrauen, daß das Bild dort wohnen wolle und bauten das Kloster über der Stelle, wo es gefunden war, und hießen den Ort Marienberg. Hier stand das Bild nun lange Jahre und that Wunder und Zeichen. Als aber böse Zeiten kamen, und die Jung-

frauen den alten Glauben und die alte Zucht verließen, da wurde das Bild traurig und vergoß heiße Thränen. Darüber empfanden einige Leute, die noch dem alten Glauben anhingen, Mitleid, nahmen das Bild und trugen es in einer feierlichen Wallfahrt aus dem Kloster. Und das Bild bezeichnete selbst den Weg, den sie zu gehen hatten. Denn wenn sie den unrechten Weg einschlugen, dann wurde das Bild so schwer, daß sie es nicht tragen konnten; so lange sie aber den rechten Weg verfolgten, war es so leicht, als wenn unsichtbare Engel es auf ihren Schultern trügen. Als sie so nach Telgte kamen, fing das Bild an zu lachen, und die Leute merkten, daß das Bild hier bleiben wolle, und trugen es in die Kirche, wo es noch heute zu sehen ist. Hier verrichtet es nun wieder, wie früher zu Börstel, Wunder und Zeichen.

Kloster Bersenbrück.

In der Nähe des Klosters Bersenbrück am Oberförsterhofe steht ein hölzerner Pfahl mit einem darauf ruhenden Häuschen, worin auf einer Tafel die heilige Jungfrau mit dem Kinde und im Hintergrunde ein Schloß und eine Kirche sich zeigen. Das Muttergottesbild soll zum Andenken an einen hier gefallenen Grafen von Tecklenburg errichtet sein, und diese Begebenheit mit der Gründung des Klosters Bersenbrück in Zusammenhang stehen. Wo jetzt das Kloster liegt, hat früher eine Burg der Grafen von Ravensberg zu Vechta gestanden. Zu der Tochter des Grafen, einer lieblichen Jungfrau, waren zwei Brüder, Grafen von Tecklenburg, in heißer Liebe entbrannt und beide bewarben sich eifrig um ihre Gegenliebe. Aber sie bevorzugte keinen der Brüder, obgleich der eine den andern mit den Augen der Eifersucht verfolgend, diesen zuletzt für den Begünstigten hielt. Durch diese vermeintliche Wahrnehmung zur größten Wut entflammt, zückte er das Schwert gegen den eigenen Bruder und tötete ihn im Zweikampfe. Aber dieser, welcher tot auf dem Platze blieb, war es, den die Jungfrau im geheimen wiederliebte. Mit tiefem Grame über den Verlust erfüllt, gelobte sie, der Welt zu entsagen, veranlaßte die Eltern, ihre Burg in ein Kloster zu verwandeln, und zog als erste Nonne in dasselbe. So ist das Kloster Bersenbrück entstanden. An der Stelle aber, wo ihr Geliebter erschlagen, ließ sie das Muttergottesbild errichten.

Sagen

aus den alten

Grafschaften Hoya, Diepholz, Vechta und Wildeshausen.

I. Volkssagen.

Hünen.

Bei Uchte haben ehemals auch Hünen gewohnt, darum heißt eine kleine Anhöhe dort noch bis heute der Hünenkeller. Bei Woltringhausen liegt am Moor ein kleiner Sandberg, der wohl mindestens an acht Fuder Sand enthalten mag; den hat ein Hüne dort aus seinem Schuh geschüttet, weil er ihn etwas drückte.

2. Zwerge, Unterirdische.

Zwerge im Schlosse zu Hoya.

Unter dem Schlosse zu Hoya hielten sich einst viele Zwerge auf, und man zeigte in späteren Zeiten eine Öffnung in der Erde, durch welche sie einzogen. Vor alten Zeiten erschien einem Grafen von Hoya ein Erdmännchen mit dem Anliegen, ihm und vielen der Seinigen in nächster Nacht eine Einkehr in sein Schloß zu gestatten und Saal und Küche ungestört gebrauchen zu lassen; für Erfüllung dieses Wunsches werde er dankbar sein. Als der Graf dem Männchen die Bitte zugesagt hatte, sind in der Nacht darauf eine Menge kleiner Reisige in das Schloß eingezogen, haben friedlich und fleißig in der Küche zugerüstet und gebacken und sich gütlich gethan, wie bei einem großen Feste, und am andern Morgen ist das Erdmännchen wieder erschienen, hat dem Grafen gedankt, ihm zum Lohne für gehaltenes Versprechen ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen goldenen Ring mit rotem Löwen verehrt unter dem Andeuten, daß Glück und Einigkeit in dem Hause Hoya's walten werde, so lange

diese drei Stücke im Schlosse vereint blieben; gingen indes eins oder alle verloren, so würde Unglück in dasselbe einziehen. — Die drei Gaben des Zwergmännchens sind lange Jahre sorgsam aufgehoben worden. Wenn jemand aus dem Grafenhause dem Tode nahe war, ist der rote Löwe jedesmal blaß geworden. Zur Regierungszeit des Grafen Jobst und seiner Brüder sind Schwert und Salamanderlaken verschwunden, der Löwenring ist jedoch der Herrschaft bis zu ihrem Aussterben verblieben.

Die Unterirdischen zu Uchte.

In Steddings Hause zu Uchte haben sich in alter Zeit auch Unterirdische aufgehalten, die dem Manne einmal einen ganzen Bienenkorb voll Pferdemist gebracht haben, um sich für die ihnen gewährte Wohnung dankbar zu beweisen. Er aber hat gedacht, was sollst du mit dem Miste, ist hinabgegangen zum Flusse und hat ihn ins Wasser geschüttet. Wie er aber nach Hause kommt und den Korb hinsetzt, da klimpert's ein wenig. Er sieht zu, da ist's ein Goldstück, und sitzen ihrer noch ein paar in den Ritzen, denn das war das bischen Mist, was sitzen geblieben war. Darauf ist Stedding mit seinen Leuten zum Flusse hinabgeeilt und haben allen Mist wieder herausgeholt, der ist aber Mist geblieben.

Später sind die Unterirdischen übers Meer fortgezogen, weil ihnen hier die Leute zu klug geworden sind. Der Schiffer, welcher sie hinübergefahren, hat aber niemand gesehen, sondern hat nur an dem tiefen Gange seines Schiffes gemerkt, daß er eine schwere Last in demselben habe.

Man hat auch immer gesagt, daß man in einem Hause, wo sich die Unterirdischen aufgehalten, keine Kälber hat großziehen können, weil sie ein neidisches und abgünstiges Volk gewesen.

Zwerge auf der Hochzeit.

In Woltringhausen ist eine Hofstätte, die heißt Woltershof; da ist einmal eine Hochzeit gewesen, auf der sich auch die Unterirdischen eingefunden haben, denn unter der Hochzeitsgesellschaft waren einige, die das Vermögen hatten, sie zu sehen. Da haben sie wahrgenommen, wie die Zwerge erst unter dem großen Birnbaume

vor dem Hause lustig nach der Musik getanzt und umhergesprungen und nachher mit zu Tisch gegangen sind. Hier sind sie auf der Tafel fröhlich zwischen den Schüsseln umherspaziert und haben die aufgetragenen Speisen wacker mit aufzehren helfen.

---

3. Der wilde Jäger.

Herodes jagt mit seinen Hunden.

In den „Zwölften" jagt Rods oder Herodes, den andere auch Hackelberg nennen, mit seinen Hunden. Er hat sich nämlich gewünscht, daß er für sein Teil Himmelreich ewig jagen möge. Das ist ihm gewährt, und so zieht er denn mit seinen Hunden, vorzugsweise in den „Zwölften". Da muß man gleich nach Sonnenuntergang alles fest zuschließen, denn sonst jagt er durch's Haus und läßt einen seiner Hunde zurück. So ist's mal einem Bauer, namens Plate, in Kirchdorf ergangen, und der Hund hat ein ganzes Jahr lang dort gelegen, hat nichts als Flugasche*) gefressen und ist doch dick und fett geworden. Von Farbe ist er grau (gris) und dabei so groß gewesen, wie ein tüchtiger Kettenhund. Als nun aber das Jahr rund war, und es wieder in die „Zwölften" ging, da hat man den Herodes wieder heranziehen hören, und als er dicht am Hause gewesen ist, hat er gerufen: „Aulke, wiltu met**)?" Und kaum hat der Hund das gehört, da ist er schnell aufgesprungen und ist mit der wilden Jagd wieder davongegangen.

Andere behaupten, daß sich dieses nicht in Kirchdorf, sondern in Strukhausen zugetragen habe. Die Leute auf dem Hofe haben dem Hunde, welchen Herodes am Herde zurückgelassen, am Morgen zu fressen vorgesetzt. Das hat er aber besehen und ist wieder davon gegangen. Darauf haben ihm die Leute am Abend noch einmal einen Napf voll an den Herd gesetzt, wo er den ganzen Tag still und ohne sich zu regen gelegen hatte, und am andern Morgen ist alles aufgefressen gewesen. Das dauert so fast ein Jahr. Allabendlich

---

*) Flugasche sind die verbrannten Pflanzenteile im Torfe, die beim Luftzuge umherfliegen.

**) Siehe die früheren Bemerkungen über Alke, Aulke, Alcis.

setzt man ihm das Fressen an den Herd, und am andern Morgen ist es fort. So rücken die „Zwölften" wieder heran, da wird der Hund, der sonst ganz stille gelegen hatte, unruhig; er geht hinaus vor die Niedernthür, hält seine Nase hoch in die Luft und schnuppert, dann kehrt er wieder an den Herd zurück und streckt sich hin. So geht's täglich fort, bis das Jahr gerade voll ist, da tritt ein großer Mann in die Niedernthür, der bedankt sich schön bei den Leuten, daß sie den Hund so gut gefüttert haben, und sogleich springt dieser auf und geht nun mit seinem Herrn wieder davon. In dem darauffolgenden Jahre ist in dem Hause aber immer so viel Milch und Butter gewesen, daß der Bauer einer der reichsten in der ganzen Gegend geworden ist.

Alkhus.

Im Uchterloh liegt ein Bauernhof fast von der Größe eines Meierhofs, den nennt man das Alkhus oder Alkenhus. Dort hat nämlich einmal der wilde Jäger Hackelberg oder Herodes seinen Hund liegen lassen; der hat das ganze Jahr hindurch nichts als Flugasche gefressen und ist in den nächsten „Zwölften", als ihm sein Herr geflötet, wieder davon gegangen.

Hackelberg's Hund.

Hackelberg hat einmal bei seinem Umzuge in den „Zwölften" seinen Hund in einem Hause zurückgelassen, der hat am Herde gelegen und nichts als Asche gefressen. Die Leute haben ihn gern los sein wollen, haben aber nicht gewußt, wie sie das anfangen sollen, bis ihnen endlich einer geraten hat, sie sollten dem Hunde seine Mahlzeit in einem „Eierdopp" kochen. Das haben sie gethan. Als der Hund das gesehen, hat er zu sprechen angefangen und gefragt, was das werden solle, da haben sie ihm geantwortet: das solle sein Fressen werden. Alsbald ist der Hund davongegangen und hat sich nicht wieder blicken lassen*).

*) Da, wie wir wiederholt gesehen haben, auch die Zwerge — Aulken — durch dasselbe Mittel vertrieben werden, der Hund des wilden Jägers hier denselben Namen führt, so ist nicht zu verkennen, daß Wodan unter den verschiedensten Metamorphosen, einmal als wilder Jäger mit seinen Hunden (Aulken) in die höheren Regionen verwiesen, dann als König der Zwerge (Aulken) in die

Herodes und das Mädchen.

Ein Mädchen muß einmal in den „Zwölften“ einen großen Kessel von Campen nach Sieden tragen, da hört sie von weitem den Herodes kommen und sieht auch schon die Hunde, welche auf sie zustürzen. Vor Angst kriecht sie schnell unter den Kessel, den umschnuppern und umheulen die wilden Hunde. Nun ist Herodes selber da und fragt: „Wer bist du?“ Sie antwortet, daß sie eine arme Dienstmagd sei und den Kessel von Campen nach Sieden trage. Er fragt weiter, ob sie es hat thun müssen oder ob sie es hat thun wollen. Sie antwortet, daß sie es hätte thun müssen. Da sagt er: „Hast du es thun müssen, so sollst du für diesmal ungeschädigt von dannen ziehen“ und darauf ist er mit der wilden Meute verschwunden.

Herodes und der Knecht.

An einer Buche bei Hendrik Wittens Hof hat Herodes immer seine Hunde gefüttert. Da ist denn auch mal ein Knecht im Hause gewesen, den hat die Neugierde getrieben, auf die Buche zu steigen, um es mal mit anzusehen. Als er oben ist, währt's nicht lange, so kommt Herodes mit seinen Hunden daher, macht unter der Buche halt und füttert seine Hunde bis auf einen, zu dem sagt er:

„Hund, du ole,
War mi den Vagel uppen Bome!“

Was aber weiter aus dem Burschen geworden, das weiß man nicht mehr.

Die wilden Jäger.

Auf dem wüsten Heidhauslande in der Gegend von Damme ist vor langen Jahren ein Edelmann gewesen, der hat einmal am heiligen Ostertage wollen ein Wildpret haben und hat seine Diener ausgeschickt, ihm eins zu erjagen. Sie haben aber nichts

---

Berghöhlen (Unterwelt) verbannt, wo ihm aber wiederum seine Hunde die Schätze bewachen, auf der einen Seite als Fürst der Unterwelt (Teufel), auf der andern Seite in einer Reihe volkstümlicher Helden, aber immer als dieselbe Person in den Sagen erscheint. Wir müssen also da, wo der Name Aulke bedeutungsvoll auftritt und sich an heilige Haine heftet, an einen früher dort gehaltenen Wodankultus denken.

erlegen können und sind dann unverrichteter Sache wieder heimgekehrt. Da hat er sie furchtbar bedroht und zum zweitenmal fortgeschickt. Sie sind aber nicht wiedergekehrt und jagen seitdem unablässig.

4. Teufel, Spukgeister, Hexen.

Der Schatz auf dem Amte zu Uchte.

Auf dem Amte zu Uchte liegt an einer gewissen Stelle ein großer Schatz vergraben, den schon viele zu heben bemüht gewesen sind. So sind denn auch einmal ihrer vier, von denen einer rote Haare hatte, damit beschäftigt und haben ihn schon fast ganz heraus, da erscheint auf einmal der Teufel und ruft: „Einen von euch muß ich haben, wer will es sein?“ Sie aber schweigen alle still, weil sonst der Schatz augenblicklich wieder versunken wäre. Da sagt der Teufel; „Nun, wenn keiner will, so nehme ich mir den hier mit den roten Haaren!“ Und wie er das ausgesprochen hat, will er ihn packen, aber da schreit dieser: „Nein, mich nicht!“ und im Augenblick versinkt der Schatz.

Sprengepyl in Vechta.

Im dreißigjährigen Kriege hauste der kaiserliche Oberst Sprengepyl in Vechta und der Umgegend mit seinen Reisigen. Mit dem Teufel im Bunde, führte er manches Wagestück aus, und waren ihm die Schweden auf dem Halse, so verwandelte der Teufel ihn und seine Leute in Gebüsche, an welchen die Schweden vorüberzogen, ohne Arges zu ahnen. Einstmals sogar verrichteten die Schweden ein Bedürfnis an den Büschen, und als sie sich entfernt hatten, und der Zauber aufhörte, hatten die Sprengepyler den Urin in den Stiefeln.

Nach geschlossenem Frieden lebte Sprengepyl in Saus und Braus von den eroberten Schätzen auf seinem Gute Falkenrott bei Vechta, als der Teufel nach abgelaufener Frist seinen Lohn verlangte und ihn aus einer zahlreichen Gesellschaft entführte.

Sein Geist geht seitdem in der von den Höllengeistern geliebten Gestalt eines großen schwarzen Kettenhundes mit glühenden Augen, wie Kohlenschüsseln, eine rasselnde Kette um den Hals, nachts in

Vechta auf der Straße spuken. Als Vechta noch münstersche Besatzung hatte, machte sich der Geist, seines früheren Standes eingedenk, ein Vergnügen daraus, die in ihren Schilderhäusern eingeschlafenen Wachen zu wecken, indem er ihnen die Vorderfüße auf die Brust setzte, oder mit Möhren die offengelassenen Thore zu verriegeln, welche dann des Morgens nach der Geisterstunde die Schweine wieder öffneten.

Junker Griese zur Schnappburg bei Barßel.

Eine Viertelstunde nördlich von dem Dorfe Barßel, da, wo die Vehne und Soeste sich vereinigen und eine Insel bilden, sieht man auf einer Insel einen Schutthaufen an der Stelle, wo einst die feste Burg Schnappe lag. Eine andere Burg lag ostseits, hart an Barßel am Garten des Pastorats. Beide gehörten dem Grafen von Tecklenburg und wurden 1400 an Münster mit abgetreten, noch etwa hundert Jahre später in Stande erhalten, sind aber seitdem zusammen verfallen.

Auf diesen Burgen hauste in alten Zeiten der mächtige Raubritter Junker Griese, Häuptling von Barßel, und ein Schrecken der Gegend. Weder Person noch Eigentum war vor ihm sicher, nicht die Ehre der Frauen und Mädchen. Ungeachtet er aller Bosheiten voll war, besuchte er doch nicht selten die Kirche, um sich mit Gott gleichsam wieder abzufinden. Dem Pfarrer des Orts hatte er strenge eingeschärft, vor seiner Ankunft in der Kirche (er hatte seinen Platz unweit des Hochaltars) das Hochamt nicht zu beginnen. Einst war die Kirche schon lange mit Menschen angefüllt, die des Gottesdienstes harrten, als der Priester das Hochamt begann in dem Glauben, Junker Griese sei auf einem Raubzuge. Da stürmte aber Junker Griese wütend zur Kirche herein, ergriff den Priester, der die heilige Opferung verrichtete, vor dem Altare und erschlug ihn.

Doch dies war seine letzte Gräuelthat, und er starb kurz nachher eines jähen Todes. Man sagt, der Teufel habe ihn geholt. Seitdem geht er auf dem Fußwege von der Burg zur Kirche des Nachts spuken.

Weiße Frauen.

I.

Auf dem Steierberg hat in alter Zeit ein Schloß gestanden, das ist ein Räuberschloß gewesen und untergegangen, und seit-

dem lassen sich dort zwei weiße Jungfrauen sehen, die bewachen einen Schatz, welcher im Berge liegt, und wollen erlöst sein.

Ein Mann aus Stolzenau kam einmal abends vorübergeritten, da trat eine der weißen Frauen an ihn heran und lud ihn ein, er solle mit in den Berg kommen und sie erlösen, denn er sei gerade der rechte, und Schaden würde er nicht davon haben. Der Mann sagte aber, er wolle erst seine Frau fragen, und ist schnell nach Stolzenau zurück geritten, aber er ist mit der Antwort zurückgekommen, seine Frau wolle es nicht leiden. Da ist die weiße Frau mit Wehklagen wieder in den Berg gegangen und hat gesagt, nun müsse sie noch hundert Jahre sitzen, bis wieder einer komme, der sie erlösen könne.

II.

Im Klampern bei Steierberg oder im Ziegenhuck lassen sich oft zwei Jungfrauen sehen, die haben dort einen Schatz vergraben und wollen nun erlöst sein. Einen haben sie auch schon einmal dazu vermocht, und er hat wacker gegraben, ist auch bis auf den Schatz gekommen, der in einem großen Koffer enthalten war. In demselben Augenblick sind aber auch zu seinen beiden Seiten die weißen Jungfrauen erschienen. Da hat er in seiner Ueberraschung einen Ausruf gethan, und sogleich ist der Schatz wieder versunken. Die weißen Jungfrauen aber haben gesagt, nun werde erst nach hundert Jahren wieder einer geboren werden, der sie erlösen könne.

Der Schatz in der Aue.

An dem Steierberge fließt das Flüßchen Aue vorüber, in dem soll ein ganzes Schiff mit Geld angefüllt versunken liegen, auf welchem ein großer schwarzer Hund Wache hält. Den Leuten in Steierberg hat's einmal nach dem Schatze verlangt und sie haben deshalb einen Taucher kommen lassen, um Gewißheit zu erhalten, ob auch wirklich ein Schatz da unten sei. Der ist denn auch hinabgestiegen ins Wasser und ist bald darauf mit einem ganzen Schnupftuche voll Geld wieder heraufgekommen und hat erzählt, daß es mit dem Schiffe seine Richtigkeit habe, dasselbe auch bis an den Rand mit Geld angefüllt sei, daß aber oben auf demselben ein schwarzer Hund liege. Man habe ihm zwar erlaubt, sein Schnupftuch mit

Geld zu füllen, ihm aber gesagt, zum zweitenmale solle er nicht wieder kommen. Die Steierberger sind jedoch so lange in ihn gedrungen, bis er noch einmal hinabgestiegen ist und abermals ein Schnupftuch voll Geld mit heraufgebracht hat. Doch diesmal ist er unten noch viel mehr verwarnt worden, ja nicht zum drittenmale zu kommen. Nichtsdestoweniger hat er sich auch noch ein drittesmal bewegen lassen, hinabzusteigen, aber ist nicht wieder gekommen. Sein Schnupftuch hat man nach langem Warten zuletzt aus der Tiefe des Wassers in die Höhe steigen sehen.

Eine andere Sage.

Seit alter Zeit ist die Rede gegangen, daß das Schiff mit dem Schatze wieder emporgebracht werden könne, wenn es von vier Kälbern einer Kuh hervorgezogen werde, die nie etwas anderes als süße Milch getrunken, wobei noch die Bedingung gewesen, daß die Kuh nie gemolken worden sein dürfe. Nun haben auf dem Junkerhofe zu Steierberg einmal ein paar Junker gewohnt, die haben Verlangen nach dem Schatze gehabt und haben einen Taucher kommen lassen, der ist hinabgestiegen und hat ein paar große Ketten um das Schiff gelegt, und darauf sind die vier Kälber von einer Kuh, die nichts als süße Milch getrunken hatten, vorgespannt worden und haben bald das Schiff bis ans Ufer gezogen. Je näher dasselbe aber ans Land gekommen ist, umsomehr ist der Hund auf demselben zurückgewichen. Gerade zu dieser Zeit hat nun aber eine Magd auf dem Junkerhofe die Kühe gemolken, und wie sie fast fertig ist und den letzten Eimer gefüllt vor sich stehen hat, wird die Kuh, welche sie melkt, wild, schlägt mit dem Hinterfuße aus und stößt dabei den vollen Eimer um. Nun war aber die Herrschaft etwas scharf mit dem Gesinde, und die Magd glaubte deshalb, daß sie harte Strafe bekommen würde. Daher ging sie zu der Kuh, von welcher die vier Kälber waren, und begann sie zu melken, um ihren Eimer wieder zu füllen. In demselben Augenblicke erschien auch der Teufel über dem Schiffe mit dem Schatze und rief: „Eure Mutter ist gemolken!“ und sogleich versank alles wieder ins Wasser und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Die glühenden Kohlen in Nienburg.

In Nienburg ist jetzt noch eine angesehene Freisassenfamilie ansässig, deren Vorfahren schon seit langen Jahren einen sogenannten Burgmannshof besitzen, auf welchem die folgende Geschichte zur Zeit des Großvaters des jetzigen Inhabers sich ereignet haben soll. In einer Nacht erwachte nämlich die Magd auf diesem Hofe sehr früh, es war ganz hell, und sie meinte schon, sich verschlafen zu haben, und eilte, das Feuer in der Küche zu schüren. Da gewahrte sie, wie sie durch das Küchenfenster in den Hof hinabsah, einen Haufen glühender Kohlen und ging eilend hinab, um davon um so schneller für ihr Herdfeuer Brand zu gewinnen.

Drunten lag bei dem Kohlenfeuer ein großer schwarzer Pudel, welcher sie mit seinen glühenden Augen beinahe grimmig anschaute. Sie aber fuhr, ohne sich an diesen zu kehren, mit ihrer Schaufel in die Kohlen hinein und kehrte mit der Schaufel voll ins Haus zurück. Aber als sie die Kohlen auf den Herd schüttete, so glühten sie nicht mehr, sondern waren erloschen. Sofort lief die Magd noch einmal hinaus und holte wieder eine Schaufel voll — es ging aber gerade wie beim ersten male; die Kohlen waren tot. Und nochmals rannte die geschäftige Magd hinaus; da aber erscholl eine tiefe Stimme: „Du, höre, dieses ist das letzte Mal!“ — die Magd erschrak, und es befiel sie ein Bangen, doch sprach sie kein Wort und eilte nur, daß sie wieder an ihren Herd kam. Aber die Kohlen, welche sie zum dritten male mitbrachte — waren abermals erloschen — und jetzt hob die Turmuhr auf der Stadtkirche aus und schlug — und die Magd horchte und wollte gern wissen, wie früh es wäre, und zählte drei — vier — sechs — sieben — so spät konnte es doch nicht sein — acht — neun — was ist das! und die Uhrglocke schlug immerzu und schlug Zwölf — und im Hofe verschwand das Kohlenfeuer, verschwand der große Pudel. Der Magd gruselte fürchterlich — sie eilte in ihre Bettkammer, kroch tief unter die Decke und sagte alle Gesänge her, die sie kannte und wußte. Am Morgen verschlief sie sich in aller Form, und statt ihrer trat der Freisasse zuerst in die Küche; er traute seinen Augen kaum, als er auf dem Herde statt glühender Kohlen einen Haufen glitzernder Goldstücke liegen sah, nahm den Schatz, der ihm damals sehr gut zu passe gekommen sein

soll, gab jedoch auch der Magd ihren guten Anteil von dem durch sie gewonnenen Reichtum.

Die Glocken zu Kirchdorf.

Als man die Kirche zu Kirchdorf gebaut, hat man vergessen, die Glocken zu taufen, da sind sie, als man das erste Mal damit geläutet, aus dem Turm hinaus und, wie einige sagen, in einen Pful oder ein Moor, wie andere sagen, in eine nahe gelegene Höhe, die davon noch der Glockenberg heißt, geflogen. Es wird auch von andern erzählt, man habe keine Spitze auf den Turm bauen können, denn so oft sie fertig gewesen, sei sie auch wieder eingestürzt, und damit mag es denn auch in Zusammenhang stehen, daß manche sagen, die Kirchdorfer Glocken hingen jetzt im Dome zu Minden.

Hexen fahren auf einem Sieb.

In Rheden bei Diepholz sind einmal zwei „Walriderske“ oder Hexen gewesen, die waren nach Holland gegangen, da haben sie an einem gewissen Tage gesagt, sie müßten heute noch wieder nach Rheden zurück und Gevatter stehen, haben sich auch gleich in ein Sieb gesetzt und sind durch die Luft gefahren.

II. Geschichtliche Sagen.

Städte-, Burgen- und Klostersagen.

Ursprung des Namen Hoya.

Hoya, ein Flecken an beiden Ufern der Weser gelegen, verdankt seine Entstehung der Burg gleichen Namens, über welche verschiedene Sagen berichten. Einige halten einen edlen Herrn Hajo von Potenburg und Memmenburg für den Erbauer der Burg Hoya (Hoge, Hoye, Hoie). Von den Rustringer Friesen vertrieben, welche seine Burg Memmenburg eroberten und schleiften, soll Hajo zu seinem Schwager Wilhelm, Grafen von Bruchhausen, geflohen sein und ihn gebeten haben, ihm ein Stück Landes zu überlassen, um dort sich niederzulassen und eine Burg zu bauen. Wilhelm soll Hajo's Bitte gewährt und dieser dann 1071 die Hajosburg erbaut haben, wozu er am 15. Mai den Grundstein mit den Worten gelegt habe: „Düssen Steen will ick hierin leggen und geeten, dat Hus schall Höyenburg heeten." Einige setzten dann hinzu, von dem Namen Hajo habe sich Hoya gebildet, und mit dem von jenem Grafen abstammenden Otto beginne die Hoya'sche Grafenfamilie.

Der Name von Diepholz.

Die Grafen von Diepholz haben früher auf dem Schlosse zu Cornau gewohnt, sind aber dort von den Bremern, mit denen sie stets in Streit gelegen, vielfach beunruhigt worden, deshalb hat einer derselben beschlossen, seinen Sitz zu verlegen, und hat gesagt: „Wie mütten deiper int Holt gaen." Er hat darauf im Moore und Holze ein Schloß gebaut, welches davon den Namen Diepholz bekommen.

Abstammung der Grafen von Diepholz.

In der Schlacht Karl's des Großen, die dieser den Sachsen unter Wittekind auf der Drebberschen Höhe bei St. Hülfe lieferte, verrichtete ein fränkischer Ritter Wunder der Tapferkeit. Aus Dankbarkeit schenkte Karl nach erfochtenem Siege diesem Ritter die ganze Gegend umher, tauchte seine drei Finger in das Blut der Erschlagenen, drückte diese dem Ritter auf die Brust und gestattete ihm, die drei Blutstropfen und, zum Zeichen seines Löwenmutes, einen Löwen im Wappen zu führen. Von diesem Ritter soll die Familie der Edlen, späteren Grafen von Diepholz, abstammen.

Graf Rudolf von Diepholz.

Der junge Graf Rudolf wünschte nach dem Geiste damaliger Zeit auf Abenteuer auszugehen und gelangte nach manchem Turniere endlich ins Schwedenland, wo er sich anfangs als Küchenjunge an den Hof des Königs Woldemar verdingte und sich bald zu des Königs Kämmerling emporschwang. Einst auf der Jagd einen Hirsch verfolgend, verirrte er sich in einem Walde, wo er eine schöne Jungfrau antraf, die ihm einen köstlichen, mit Edelsteinen besetzten Ring verehrte und ihn wieder auf den rechten Weg zu den Seinigen geleitete. Einst in der Nacht, als der Jüngling bei dem Könige die Wacht hatte, fiel diesem der glänzende Stein im Ringe auf, und der Jüngling mußte ihm seine Herkunft, und wie er zu dem Ringe gekommen, entdecken. Da gab der König Woldemar dem Jünglinge, den er wegen seines besonderen Wohlverhaltens schon lieb gewonnen hatte, seine Tochter Marina, und seine andere Tochter dem Herzoge Primislaus in Pommern, der sich schon länger um dieselbe beworben hatte. Beider Hochzeit wurde zu Nicodem an einem Tage gefeiert, und Graf Rudolf kehrte mit seiner Gemahlin und großen Schätzen in seine Grafschaft zurück, wo seine Unterthanen ihn an der Brücke bei Goldenstätt empfingen. Die junge Gräfin warf hier eine Menge Goldmünzen unter dieselben aus, und von dieser Zeit an führt die Brücke den Namen: die goldene Brücke, so wie der Ort den Namen Goldenstede.

St. Hülpe.

Als in der Schlacht auf der Drebberschen Höhe bei Felstehusen, wo sich noch bedeutende Reste alter Schanzen befinden, die

Schlachtordnung Karl's des Großen vor dem wütenden Andringen der Sachsen unter Wittekind's Führung sich neigte, rief er die Hülfe des Himmels an. Darauf wandte sich der Sieg, und Karl baute, wie er gelobt hatte, hier eine Kirche, St. Hülpe, welche erst zur Zeit der Reformation wieder einging. Auf Maria Magdalena, den 22. Juli, war an dieser Kirche ein großes Fest und eine feierliche Prozession, zu welchen die Andächtigen aus der Umgegend in großen Scharen wallfahrteten. Darnach vermutet man, daß der 22. Juli der Tag des großen Sieges Karl's des Großen über die Sachsen ist.

Andere erzählen: Ein Graf von Diepholz hat einmal eine Fehde mit den Bremern gehabt, und unweit der Stadt ist es zu einer heißen und blutigen Schlacht gekommen, in der er fast unterlegen. Da hat er gelobt, eine Stiftung zu machen, wenn ihm der Himmel Hülfe sende, und kaum hat er dieses Gelübde gethan, so ist der Graf von Dinklage mit seinen Reisigen erschienen, und beide haben die Bremer glücklich aus dem Felde geschlagen. Darauf hat er sein Gelübde gelöst und den Ort davon Sankt Hülfe genannt.

Wie kam die Grafschaft Vechta an Münster.

Des letzten Grafen Otto von Ravensberg Witwe Sophia lebte mit ihrer einzigen Tochter Jutta einsam auf ihrer Burg zu Vechta, ihren Gatten und Vater betrauernd. Jutta war nicht schön, aber als reiche Erbin lockte ihr Besitz manche Bewerber um ihre Hand herbei, welche die Einsamkeit der beiden Frauen unterbrachen.

Unter den Bewerbern zog der junge Konrad, Sohn des Grafen von Diepholz, Juttens Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich, und es gelang ihm, diese zu fesseln. Aber ihm war es mehr um eine gute Tafel, als um den Besitz Juttens zu thun, hinterher spottete er über ihre Leichtgläubigkeit und ihren Mangel an Schönheit. Doch diese Treulosigkeit wurde Jutten hinterbracht, sie beklagte sich darüber bei ihrer Mutter, und beide beschlossen, beim nächsten Besuche Konrad's sich Wahrheit zu verschaffen oder sonst Rache an ihm zu nehmen.

Nicht lange blieb Konrad aus, er traf die Mutter allein in ihrem Zimmer, die ihm Vorwürfe über das, was sie erfahren, und

über seine Untreue machte, welche Konrad mit den feierlichsten Beteuerungen zu entkräften suchte. Da sagte ihm die Gräfin, einer Heirat mit ihrer Tochter stände nichts im Wege, einen Geistlichen zur Trauung habe sie bei der Hand; sei es ihm Ernst, so müsse diese sofort vollzogen werden. Das hatte Konrad nicht erwartet, er suchte Ausflüchte, um die Heirat aufzuschieben, welche indessen die Mutter nur zu gut verstand.

Sie führte den Grafen Konrad in das Empfangszimmer, in welchem er gewöhnlich Jutten traf, das er aber jetzt anders eingerichtet fand, und verriegelte die Thür hinter ihm. Wie erschrak Konrad, als er das Zimmer schwarz ausgeschlagen und in demselben einen Haufen Sand sah, an welchem der Geistliche, der Scharfrichter und seine Gesellen standen, die ihn fesselten und ihm den Tod ankündigten. Nachdem der Geistliche ihn dazu vorbereitet hatte, wurde Konrad enthauptet.

So hatten Mutter und Tochter ihre Rache gestillt, aber die Folgen nicht bedacht. Der Vater und die zahlreichen Brüder des Enthaupteten erfuhren bald dessen Schicksal und schwuren Rache, zu deren Ausführung sie ihre Mannen sammelten. In der Gefahr ließen Mutter und Tochter durch ihren Drosten ihre Lehnsleute und Burgmänner aufbieten; aber diese, empört über ihre Unthat, waren nicht geneigt, sie zu schützen.

So von den Ihrigen verlassen, flüchteten sich Mutter und Tochter zum Bischofe von Osnabrück mit der Bitte um Schutz, ihm die Grafschaft dafür anbietend, was dieser aus Furcht vor der Rache der Nachbargrafen ablehnte. Da sagte die Gräfin: „Will Peter nicht, Paul wird schon wollen*)," wandte sich an den Bischof von Münster, der ihr den erbetenen Schutz gewährte und dafür von ihr die Grafschaft erhielt.

Wildeshausen.

Wildeshausen war früher eine große, blühende Stadt. Obgleich sie, rings von Heide, Sand und Moor umgeben, nur an der Hunte ein gutes Weide- und Wiesenland hat, so verliehen ihr die Stammgüter der reichen Wittekind'schen Familie, die hier lagen,

*) Eine Anspielung auf die Schutzpatrone der beiden Bistümer.

ein bedeutendes Ansehen. Auf dem Marktplatze, an der Stelle, wo gegenwärtig der Stadtbrunnen liegt, stand ehemals eine „Irmensäule", das Bildnis eines unter den Sachsen weit und breit verehrten Gottes. Sie stellte einen bewaffneten Krieger dar, der, sechs Fuß hoch, auf einem neun Fuß hohen Sockel stand. Er hielt in der rechten Hand einen Spieß mit einem Wimpel, auf welchem ein Rad abgebildet war, und in der linken Hand eine Wage. Auf der Brust war ein Luchs ausgearbeitet, der Helm war mit einem Hahne verziert. Die eine Lende hielt ein junger, aufrecht stehender Löwe umklammert. Sie wurde von Wittekind zerstört, als er sich hatte taufen lassen.

In der Alexanderkirche, die von Wittekind's Sohne, Wigbert, der nach des Vaters Tode die Erbgüter der Familie in dieser Gegend bekommen und in Wildeshausen auf der väterlichen Burg Wohnung genommen hatte, erbaut worden ist, befand sich ein unterirdischer Gang, welcher aus dem unter der Kirche befindlichen Grafenkeller nach der Wittekindsburg führte. Er ist vor nicht langer Zeit zugemauert. Oben am Gewölbe über dem Altare befindet sich eine Figur eingemauert, die den Kopf nach unten gekehrt hält. Sie stellt den Baumeister der Kirche dar, der bei dem Bau an dieser Stelle herunterstürzte und seinen Tod fand.

Visbeck.

Im Jahre 1000 feierte Karl der Große mit seinen Feldobersten zu Visbeck das Osterfest. Da kam Wedekind, welcher zu Wildeshausen hielt, als Bettler verkleidet nach Visbeck, in der Absicht, sein eigenes Leben zu wagen, um Karl den Großen zu ermorden. Wedekind traf gerade zu der Zeit in Visbeck ein, als Karl mit seinen Feldobersten zum Abendmahl gegangen war. Er schlich deshalb vor die Kirchenthür, um Karl, wenn er heraustreten würde, mit einem unter seinen Kleidern verborgenen Dolche zu durchbohren. Wohl hatte er Karl nie gesehen, aber er dachte ihn schon zu erkennen, denn wer ihm an der Kirchenthüre das größte Almosen reichen werde, das müsse sicherlich der Kaiser sein. Neugierig sah er durch die geöffnete Thür, wurde aber von Schauder ergriffen, denn er sah, wie der Priester aus einem schönen Gefäße ein kleines Kind herausnahm und den Kriegern zum Empfange dar-

reichte. Das Kind war von einem solchen Glanze umgeben, daß Wedekind fast die Augen geblendet wurden. Wedekind sah, wie das kleine schöne Kind die Arme ausstreckte und sich willig hinreichen ließ, bis die Reihe an einen der Offiziere kam, da sträubte sich das Kind, und erst nach einigem Widerstreben konnte dieser es empfangen. Wedekind aber sah ganz deutlich, wie das Kind sein sonst so liebevolles Gesicht plötzlich ganz veränderte. — Wedekind war mit einemmale ganz verwandelt. Anstatt Karl zu ermorden, sann er nun auf einen andern Plan, was er zu thun habe, um ein Christ zu werden; und als Karl mit seinem Gefolge aus der Kirche herauskam, rief Wedekind mit lauter Stimme: „Karl, ich bin Wedekind, und bin gekommen, dich zu ermorden;“ aber, indem er den Dolch wegwarf, sprach er: „Verzeihe mir, auch ich will ein Christ werden!“ Und er erzählte ihm, was er soeben gesehen, und wie das schöne Kind sich vor dem einen Offizier so sehr gesträubt und sein sonst so liebevolles Antlitz auf einmal sich in ein zornfunkelndes verwandelt habe, und er zeigte ihm den Offizier. Als dieser von Karl sogleich zur Rechenschaft gezogen wurde, erschrak er und bekannte, er sei ohne Bekehrung, also unwürdig, zum Abendmahl gegangen. Wedekind beriet nun mit Karl, wie er es anzufangen habe, um ein Christ zu werden, denn seine Sachsen würden es nicht zugeben, sondern ihn töten; sie verabredeten eine Schlacht, welche Wedekind schlecht anzuführen versprach.

Wedekind ging daher nach Wildeshausen zurück und brach mit seinem ganzen Heere auf, um, wie er sagte, Karl in Visbeck zu überfallen. Aber Karl zog ihnen entgegen, und es kam zu einer mörderlichen Schlacht in der Gegend der jetzigen Bauerschaft Endel. So schlecht Wedekind die Sachsen auch anführte, konnte Karl sie doch nicht zum Weichen bringen, sie fochten ganz verzweiflungsvoll. Karl verlor viele seiner Feldobersten und Ritter und mußte fliehen. Zum Andenken an diesen Sieg sind viele große Steine als Denkmäler aufgerichtet, und unter diesen ist die Asche der gefallenen Feldobersten beigesetzt. Noch heutigen Tages sind die Steine zu sehen. Karl zog sich hinter Visbeck zurück, und etwa eine halbe Stunde südlich von Visbeck, auf der Kibitzheide, kam es zu einer zweiten Schlacht. Schon beim ersten Angriffe flohen Karl's Truppen, obgleich Wedekind alles aufbot, um seine wütenden Sachsen aufzu-

halten. Karl wandte sich jetzt südlich, mußte durch Wälder und Moräste und ging zwischen Vechta und Lohne über das Moor. In der Gegend von Diepholz sammelte Karl sein Heer und lieferte Wedekind abermals eine Schlacht. Wieder konnte Wedekind nicht hindern, daß seine Scharen, ungeachtet der absichtlich schlechten Führung, flohen. Da in dem entscheidenden Augenblicke erhob Wedekind seine Hände zum Himmel und rief: „Sankte, Hülfe, Sankte, Hülfe!“ Als dies seine Krieger sahen, wußten sie nicht, was es zu bedeuten habe, und kamen darüber in eine solche Verwirrung, daß der anfängliche Sieg sich in eine gänzliche Niederlage verwandelte. Wedekind wurde gefangen genommen, ließ sich taufen und wurde ein Christ. An der Stelle, wo Wedekind jenen Ausruf gethan, wurde zum Andenken eine Kapelle erbaut, welche den Namen St. Hülpe erhielt.

Die Visbecker Braut.

In der Ahlborner Heide unweit der Aue und nordwestwärts derselben an dem Abhange einer Anhöhe, die Steinlage genannt, eineinhalb Stunden vom Dorfe Visbeck entfernt, liegt ein aus einundsiebenzig großen, in zwei parallelen Reihen aufgestellten Steinen bestehendes Denkmal, die Visbecker Braut genannt, und etwa eine Viertelstunde westlich davon ein anderes aus einhundert zwei und zwanzig Steinen bestehendes, welches man den Bräutigam nennt. Nach der Sage wurde ein Mädchen, das schon einen andern liebte, von den Eltern gezwungen, einen Bräutigam zu heiraten, den sie nicht mochte. Da soll sie, als sie bereits auf dem Wege nach Visbeck zur Trauung war, gebetet haben, daß sie von diesem Jammer erlöst werden möge; und alsbald soll ein Unwetter entstanden, und die Braut samt dem Gefolge in Stein verwandelt sein. Ebenso wurde gleichzeitig der Bräutigam mit der Hochzeiterschar, der ihr entgegengezogen war, in Stein verwandelt.

Kloster Bücken.

Der Erzbischof Rembert von Bremen, der treue Gefährte des heiligen Ansgarius auf den nordischen Missionsreisen und später dessen Nachfolger, hat das unweit des Fleckens Hoya gelegene frühere Kloster Bücken im Jahre 882 n. Chr. in die Ehre der Jungfrau

Maria und des heiligen Maternianus gegründet. Hier auf den in finsteren Wäldern einsam gelegenen Gehöften saßen noch viele heidnische Sachsen, denen der eifrige Sendbote das Evangelium predigen lassen wollte. Zu diesem Zwecke suchte er zunächst nach einem passenden Orte, um darauf ein Kloster zu bauen und von hieraus durch Predigt und Unterricht dem Christentum eine freudige Aufnahme in die bis dahin verstockten Herzen der Bewohner dieser rauhen Gegend zu verschaffen. Man erzählt nun, daß er zwei Mönche ausgesandt habe, um nach einem solchen geeigneten Platze sich umzusehen. Diese führten einen Esel mit sich, der ihnen in dem unwirtlichen Lande den Proviant trug. Indem sie nun so weiter zogen und unschlüssig waren, welchem Platze sie den Vorzug geben sollten, überließen sie zuletzt in dem Glauben, daß Gott auch hier seinen Willen durch ein unvernünftiges Tier kund geben würde, die Bestimmung ihrem vierfüßigen Begleiter und beschlossen, daß da, wo der Esel sich zuerst bücken würde, das neue Kloster gebaut werden sollte. Auf der Stelle, wo jetzt Bücken steht, hat der Esel sich zuerst gebückt und so dem Kloster Ort und Namen gegeben.

Kloster Burlage.

Auf der Stelle, wo später das in der Reformationszeit um 1538 aufgehobene Cisterzienser-Nonnenkloster Burlage, genannt Marienfeld, lag, sollen die sächsischen Bauern in dem Kriege mit Karl dem Großen ein Lager gehabt haben, und daher der Name Burlage, Bauernlager, stammen. Aus Dankbarkeit für den in dieser Gegend über Wittekind erfochtenen Sieg hat Karl der Große außer der Kirche zu St. Hülpe auch das Kloster Marienfeld zu Burlage gestiftet.

GEGRÜNDET 1834.

J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Haeusler

29
145
343
365

Der Sagenschatz Westfalens

Minden i. W. 1884